

„Es ist das Gefühl, frei zu sein.“

Erfahrungen von Freiheit deutscher Amerikaauswanderer im 19. Jahrhundert

Buch II

Inauguraldissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie

im Fachbereich A

Geistes- und Kulturwissenschaften

der Bergischen Universität Wuppertal

vorgelegt von

Dennis Möbus

aus

Wipperfürth

Wuppertal im Januar 2020

Inhalt

TEIL III Biographische Fallanalysen

1.	Henriette und Bernhard Bruns	5
1.1	Biographien	5
1.2	Analyse	9
1.3	Die Freiheitskonzepte von Henriette und Bernhard Bruns	46
1.4	Forschungsprozess	47
2.	Dietrich Gerstein	48
2.1	Biographie	48
2.2	Analyse	50
2.3	Das Freiheitskonzept Dietrich Gersteins	78
2.4	Forschungsprozess	79
3.	Lorenz Degenhard	80
3.1	Biographie	80
3.2	Analyse	80
3.3	Das Freiheitskonzept Lorenz Degenhards	103
3.4	Forschungsprozess	104
4.	Johann Hermann Spannagel	105
4.1	Biographie	105
4.2	Analyse	107
4.3	Das Freiheitskonzept Johann Hermann Spannagels	119
4.4	Forschungsprozess	120
5.	Christian Sydow	121
5.1	Biographie	121
5.2	Analyse	122
5.3	Das Freiheitskonzept Christian Sydows	135
5.4	Forschungsprozess	136
6.	Franz Joseph Löwen	137
6.1	Biographie	137
6.2	Analyse	138
6.3	Das Freiheitskonzept Franz Joseph Löwens	148

TEIL IV Globalanalyse und Ergebnis

1.	Forschungsprozess, Zwischenergebnis und Globalanalyse	150
1.1	Das semantische Feld in seiner biographischen Erweiterung	150
1.2	Das Gefühl der Freiheit in biographischer Perspektive	151
1.3	Mehrdimensionalität von Freiheit	156
2.	Freiheit, Mündigkeit, Recht und der Staat	158
2.1	Blick auf Deutschland: der Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit	159
2.2	Der Staat als Maschine und Mensch	164
2.3	Gleichheit	172
2.4	Bürgerrechte	174
2.5	Die bedrohte und die trügerische Freiheit	176
3.	Wirtschaft und Freiheit	177
3.1	Erwartungen der Freiheit: Wirtschaftsphilosophien	177
3.2	Die Erfüllung der Freiheit: Unabhängigkeit und Selbstständigkeit	181
3.3	Das Privileg der Freiheit: Reisen	185

3.4	Der Preis der Freiheit: Heimweh	186
3.5	Das Schweigen der Freiheit: Lohnarbeit	188
3.6	Die Schattenseiten der Freiheit: (Kapitalismus-)Kritik	191
3.7	From rags to riches und wieder zurück	193
3.8	Die Bekehrten	195
4.	Freiheit der Religion – Religion der Freiheit	200
4.1	Religionskritik und die Erfahrung von Religionsfreiheit	200
4.2	Positive Erfahrungen mit Religionsfreiheit	206
4.3	Religiöse Freiheit	206
4.4	Göttlicher Wille vs. freier Wille?	213
5.	Exkurs: Die Freiheit der Anderen. Toleranz – Mitgefühl – Empathie	214
5.1	Dimensionen der Unfreiheit	216
5.2	Freie Marktwirtschaft und unfreie Arbeit	216
5.3	Unfreiheit, Unmündigkeit, Recht und der Staat	224
5.4	Freiheit der Religion – Religion der Unfreiheit	231
5.5	Die Freiheit der Anderen: Sklaven, Indigene, Frauen und das <i>empathy gap</i>	236
6.	Migration, biographische Wendepunkte und Emotionalität: Fünf Thesen zu einer Erfahrungsgeschichte der Freiheit	241
	Literaturverzeichnis	253

Teil III

Biographische Fallanalysen

1. Henriette und Bernhard Bruns

1.1 Biographien

Henriette „Jette“ Bruns, geborene Geisberg, und Bernhard Bruns gehören zu der Gruppe von Amerikaauswanderern, die nicht wegen ökonomischer oder politischer Zwänge emigriert sind. Henriette Bruns kam 1813 als Tochter von Maximilian Friedrich Geisberg und Johanna Geisberg, geborene Hüffer, in der Kleinstadt Oelde bei Münster in bürgerlichen Verhältnissen zur Welt. Ihr Vater war promovierter Jurist und Bürgermeister des Orts, seine Vorfahren waren schon seit Generationen Amtsrentmeister des zu Oelde zählenden Orts Stromberg. Die Eltern der Mutter waren Leinenhändler und zählten somit auch zum Bürgertum.¹ Henriette schreibt in ihren Memoiren von der „*bedeutende[n] Bibliothek*“ ihres Vaters und sagt von sich: „*In der Schule lernte ich – glaub’ ich – gut.*“² Nachdem sie mit 13 Jahren die Schule verlassen hatte, wurde sie in Münster privat von ihrem Onkel unterrichtet.³ Dort verbrachte sie auch später noch einmal einige Monate und besuchte mit Onkel und Tante unter anderem den *Civilclub*, ein Forum des Bildungsbürgertums in aufklärerischer Tradition.⁴ Es ist entsprechend von einer guten Bildung auszugehen, sie habe überhaupt eine „*glückliche Jugendzeit*“ gehabt.⁵ 1827 starb ihre Mutter mit 31 Jahren im Wochenbett, 1831 starb auch ihr Vater. Das beschleunigte Henriettes Hochzeitspläne mit dem fünfzehn Jahre älteren Arzt Bernhard Bruns, mit dem sie in einen eigenen Haushalt zog und den sie mit Erlaubnis der Familie im Mai 1832 heiratete.⁶

Über Bernhard Bruns ist wesentlich weniger bekannt, doch sein Beruf lässt ebenfalls auf eine bürgerliche Herkunft, mithin auf eine bürgerliche Existenz schließen. Henriette erwähnt in ihren Memoiren, dass der Bruder von Bernhard mit der Mutter auf einem Hof gelebt habe und dass die „*Männer alle so klug und verständig sprachen, auch über andere Sachen als die Landwirtschaft.*“⁷ Es scheint, als entstamme Bernhard Bruns einer großbäuerlichen Familie, die ihren Nachkommen einen gesellschaftlichen Aufstieg ermöglicht hatte. Ein Jahr nach ihrer Hochzeit kam Henriettes und Bernhards erster Sohn Hermann auf die Welt. Bernhard hatte indes Skrupel, die Rechnungen der von Armut geplagten Bevölkerung einzutreiben und fasste bald den Entschluss, sich einen Eindruck von der USA zu machen, die er erstmals im Juni 1835

¹ *Henriette Bruns*: Lebensgeschichte von Henriette Bruns geb. Geisberg von ihr selbst erzählt. Abschriften der im Besitz von Prof. Max Geisberg in Münster befindlichen Lebensbeschreibung. Berlin 1930/31, S. 1f.

² *Ebd.*, S. 4.

³ *Ebd.*, S. 8.

⁴ Civilclub Münster, historische Darstellung auf der Internetseite. [<https://www.civilclub-muenster.de/ueberuns.html>]; zuletzt abgerufen am: 11.12.2019]; *Bruns*, Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 20.

⁵ *Ebd.*, S. 4.

⁶ *Adolf E. Schroeder/Carla Schulz-Geisberg* (Hrsg.): *Hold dear, as always. Jette, a German Immigrant Life in Letters*. Columbia 1988, S. 7.

⁷ *Bruns*, Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 20.

besuchte.⁸ Während seines halbjährigen Aufenthalts gründete er, zusammen mit Nikolaus Hesse, die Siedlung Westphalia, in der Nähe von St. Louis und Jefferson City, Missouri. Bereits im Sommer 1836 erfolgte die Ausreise mit seiner Frau Henriette und dem dreijährigen Sohn Hermann. Am 20. September lief das Schiff in Baltimore ein, wenige Tage später bezog die Familie eine erste provisorische Blockhütte in Westphalia.⁹

Der Alltag auf der kleinen Farm gestaltete sich schwierig und darüber hinaus wurde die Familie immer wieder von Schicksalsschlägen heimgesucht. Die ersten drei in den USA geborenen Kinder, Maximilian, Johannes und Rudolf, starben 1841 an der Ruhr. Die Arztpraxis lief allerdings gut an, und auch das in den ersten Jahren gegründete Ladengeschäft, das Bernhard Bruns mit einem befreundeten Partner betrieb, trug zu einem soliden Leben bei. In Westphalia bekamen Bruns' noch Nachwuchs durch Heinrich, Euphemia, Albert und Louis, bevor sie Anfang der 1850er Jahre nach Shipley's Ferry, Missouri zogen, wo Henriettes letzte Kinder, Otilie und Wilhelm, zur Welt kamen. Schwere Schläge waren eine Totgeburt im Jahr 1847 und der Tod ihres sechsjährigen Sohns Albert im Sommer 1851.

Ab 1854 lebte die Familie in der Hauptstadt Missouri, Jefferson City, wo Henriettes Mann Bernhard nach und nach zu einem gefragten Politiker und schließlich zum Bürgermeister aufstieg. Nach dem Tod von Henriettes ebenfalls emigriertem Bruder Franz Geisberg nahmen Bruns im Jahr 1858 dessen drei noch lebende Kinder, Caspar, Henriette und Heinrich auf. Auch der Bürgerkrieg forderte weitere Verluste – neben Henriettes Neffen und dem Pflegekind Caspar ihren eigenen Sohn Heinrich, gefolgt von ihrem todkranken Mann Bernhard. Nach dessen Tod blieb Henriette zunächst in Jefferson City, zog dann ab 1868 für eine kurze Zeit in die Metropole St. Louis, um Anfang der 1870er Jahre wieder nach Jefferson City zurückzukehren. In diese Zeitspanne fällt auch der schmerzvolle Verlust ihres ältesten Sohns Hermann im Jahr 1872.

In ihrem letzten Lebensdrittel reiste Henriette viel durch die USA, da ihre leiblichen und Pflegekinder mit ihren Familien weit verstreut lebten. Nach Deutschland kehrte sie zweimal zurück – 1856 und 1882. Sie starb 1899 mit 86 Jahren in Jefferson City.

⁸ *Ebd.*, S. 21.

⁹ *Ebd.*, S. 27.

Stammbaum Henriette Bruns, geb. Geisberg

Unter Berücksichtigung verwandtschaftlicher Referenzen aus ihrer Korrespondenz

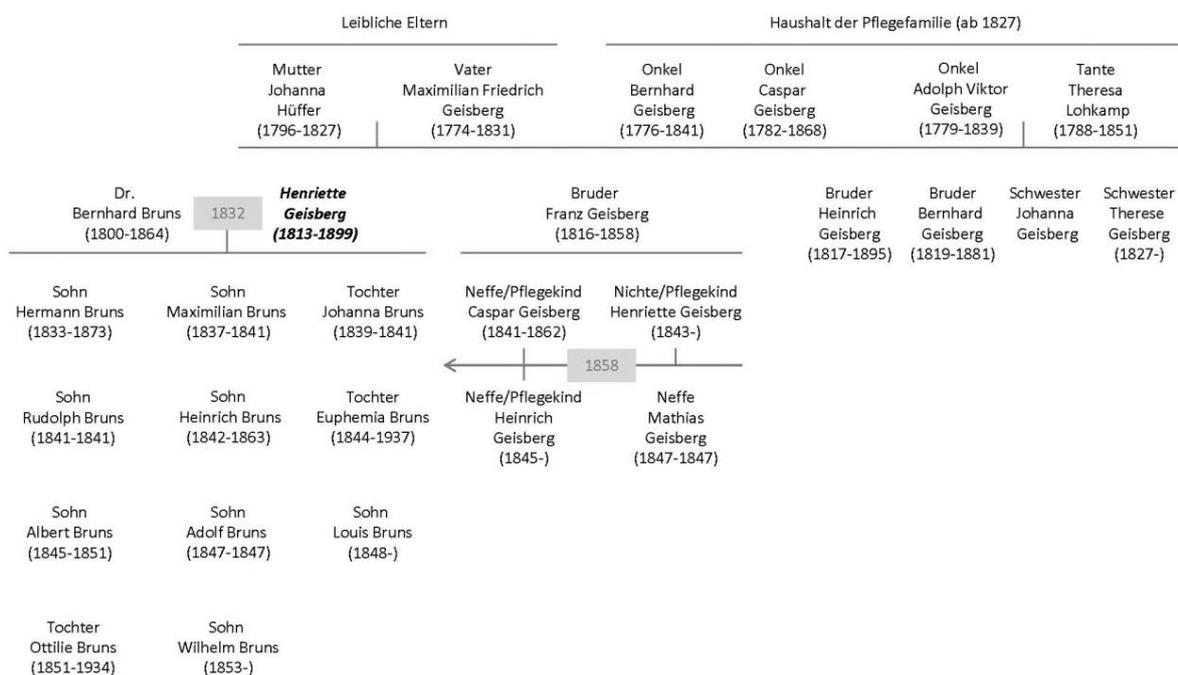


Abbildung 1: Kontextualisierter Stammbaum der Henriette Bruns

Der Quellenbestand

Als Quelle für Henriettes und Bernhards Emigrationserfahrungen liegen deren maschinenschriftlich transkribierten Briefserien vor, die im Bestand der Forschungsbibliothek Gotha unter der Kennung *Schulz/Bruns* der *DABS* geführt werden.

Die Briefserie der Henriette Bruns umfasst 155 Briefe und ein Fragment, verfasst zwischen 1827 und 1898. Adressaten der Briefe sind vor allem Henriettes vier Jahre jüngerer Bruder Heinrich (113 Briefe), nach dessen Heirat 1872 auch seine Frau Auguste (25 Briefe), in der Frühphase ihr Onkel Caspar (6 Briefe) und ihre Schwester Johanna (2 Briefe). Erhalten sind weiterhin jeweils einzelne Briefe an ihre Tante Theresa, ihren Bruder Bernhard, ihre Tochter Effi, ihren Bruder Wilhelm, ihren Neffen Max und zwei doppelt adressierte Briefe an Bruder Heinrich und seine Frau Auguste sowie ihre Brüder Franz und Heinrich. Es sind nur äußerst wenige Briefe der Schreibpartner überliefert.

Der erste Brief datiert auf 1827 und gehört zu einer Reihe von 13 Briefen, die vor der Auswanderung geschrieben wurden und zum Teil den Auswanderungsprozess widerspiegeln.

Zwei Briefe aus Bremerhaven und Baltimore dokumentieren die Ausreise, bevor im November 1836 der erste Brief aus Missouri abgesendet wurde. Ab dem Zeitpunkt der Abreise sind 142 Briefe überliefert, in etwa zwei bis drei pro Jahr mit kurzen und längeren Lücken (1869-1879 beispielsweise) und vereinzelt Jahren mit deutlich mehr Briefen, wie 1883 und 1894 mit sechs, 1891 mit sieben oder 1835, dem Jahr vor der Auswanderung, mit acht Briefen.

Von Bernhard Bruns sind 33 Briefe zwischen 1835 und 1860 überliefert, davon drei aus Deutschland (vor seiner ersten Reise, vor der Auswanderung und während eines späteren Aufenthalts in Deutschland geschrieben). Seine Briefe sind nicht länger als ein doppelt beschriebener Briefbogen, dafür hat er mehrmals im Jahr geschrieben, 19 Briefe an Henriettes Onkel Caspar Geisberg, neun an ihren Bruder Heinrich, einzelne Briefe sind an seinen Schwager Bernhard und an seinen namentlich nicht genannten Bruder überliefert. Drei Briefe hat er an Henriette geschrieben, als er in den USA und sie noch in Deutschland war.

Henriettes Briefserie wurde von ihrer Nachfahrin Carla-Schulz Geisberg und dem Historiker Adolf E. Schroeder ins Englische übersetzt und – versehen mit einer einleitenden biographischen Skizze – unter dem Titel *Hold Dear as Always* publiziert.¹⁰ Darüber hinaus wurde die Briefserie bereits mehrfach in regionalgeschichtlichen Publikationen, etwa zur Besiedlung und Geschlechtergeschichte Missouris, aber auch zur Geschichte des Katholizismus oder der Lehrerinnen in den USA behandelt.¹¹ In Deutschland wurde die komplette Briefserie 1989 vom Kreis-Geschichtsverein Beckum-Warendorf herausgegeben und ist gekürzt auch in einer der zahlreichen Publikationen vertreten, die aus Wolfgang Helbichs Forschungsprojekt hervorgegangen sind.¹²

Bernhard Bruns Briefen wurde hingegen wenig Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl sie tiefe Einblicke in die politische Entwicklung der USA in der *antebellum era* bieten und

¹⁰ *Schroeder/Schulz-Geisberg*, *Hold dear* (wie Anm. 6).

¹¹ *Carla Waal/Barbara Oliver Korner*: *Hardship and hope. Missouri women writing about their lives, 1820-1920*. Columbia 2010; *Gary R. Kremer/LeeAnn Whites/Mary Neth* (Hrsg.): *Women in Missouri history. In search of power and influence*. Columbia 2004; *Robyn Burnett/Ken Luebbering*: *German Settlement in Missouri. New Land, Old Ways*. Columbia, Mo 1996; *Marsha Markman* (Hrsg.): *The American Journey. United States History Through Letters and Diaries*. St. James 2003; *Linda S. Pickle*: *Contented Among Strangers. Rural German Speaking Women and Their Families in the Nineteenth Century Midwest*. Urbana 1996; *John T. McGreevy*: *American Jesuits and the World. How an Embattled Religious Order Made Modern Catholicism Global*. Princeton 2016; *Robyn Burnett/Ken Luebbering*: *Immigrant Women in the Settlement of Missouri*. Columbia, Mo 2010; *James M. Bergquist*: *Daily life in immigrant America, 1820-1870. How the first great wave of immigrants made their way in America*. Rev. ed. Chicago 2009; *Geraldine Jonçich Clifford*: *Those good Gertrudes. A social history of women teachers in America*. Baltimore 2014.

¹² *Silke Schutter* (Hrsg.): *Ein Auswanderinnenschicksal in Briefen und Dokumenten. Ein Beitrag zur Geschichte der westfälischen Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert (1827-1899)*. Warendorf 1989; *Wolfgang J. Helbich* (Hrsg.): *Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt, 1830-1930*. München 1988.

insbesondere die Vorgeschichte und Gründung der Republikaner aus erfahrungsgeschichtlicher Perspektive wiedergeben.

1.2 Analyse

Vor der Auswanderung

Der erste überlieferte Brief des Paares wurde von Bernhard Bruns am 7. März 1835 geschrieben und legt Zeugnis von der Entscheidung zur Auswanderung ab. Bruns schreibt seinem Bruder: *„Hier sind kürzlich Briefe aus Amerika von Leuten, die ich persönlich kenne und die im vorigen Jahre dahin gegangen sind, angekommen; welche ihr Glück mit den lebhaftesten Farben schildern und die sich jetzt ärgern, nicht früher hingegangen zu sein.“*¹³ Damit belegt er das Beispiel durch Korrespondenz angeregter Kettenauswanderung, denn sein Plan, in die USA zu gehen und seine Frau später nachzuholen, stand bereits fest. Am 7. August verfasste er einen knappen Reisebericht über das *„Land unserer Hoffnungen und Wünsche“*, das er, von Bremerhaven los segelnd, in Baltimore erstmalig betrat.¹⁴ Einen Tag später schrieb er an Henriette, dass man sich in einem Boardinghouse eingemietet habe, er mit der Sprache gut zurechtkomme und es bald mit der Bahn ins Landesinnere gehen werde. Klarstellen müsse er noch, dass die *„Prellerei der Amerikaner [...] so arg nicht“* sei, *„doch schlechte Leute sind überall.“*¹⁵

Im zweiten Brief aus den USA gibt er ein Beispiel solch *„schlechter Leute“*. Er erzählt von der *„Marylandbank“*, die Kunden mit hohen Zinsen gelockt und sich dann für zahlungsunfähig erklärt habe.¹⁶ Der Gründer und Besitzer der Bank, ein Irländer, wie Bruns betont, sei geflohen, woraufhin ein Mob die Scheiben seines Hauses eingeworfen habe. Bruns bezieht sich auf den *Baltimore bank riot*, gewalttätigen Ausschreitungen, die fast eineinhalb Jahre nach dem Bankrott der Bank entstanden waren, weil die betrogenen Kunden vergeblich auf Entschädigungen gewartet hatten. Diese Auseinandersetzung kann als Vorspiel einer herannahenden Finanzkrise gesehen werden.¹⁷ Bruns kommentiert die Vorfälle: *„In Deutschland ist so etwas unerhört, und wahrscheinlich werden die Deutschen Zeitungen Gelegenheit finden und nehmen, als wäre hier alles Gesetzlosigkeit und Zügellosigkeit.“* Dabei habe die Polizei schließlich eingegriffen – und um Henriette zu beruhigen fügt er hinzu: *„Im Staat Mississippi hat man*

¹³ Bernhard Bruns: Brief vom 7.3.1835. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

¹⁴ Ders.: Brief vom 7.8.1835.

¹⁵ Ders.: Brief vom 8.8.1835.

¹⁶ Dieses Zitat und die folgenden: Ders.: Brief vom 12.8.1835.

¹⁷ Robert E. Shalhope: The Baltimore Bank Riot. Political Upheaval in Antebellum Maryland. Urbana 2009.

neulich auch einige 50 Sklaven aufgeknüpft, die Unordnung stiften wollten. Alles hat hier den Anschein der Ruhe und des Friedens. [...] Man ist hier so sicher als in Oelde, wo doch ein jeder sich sicher glaubt.“ Dieser schiefe Vergleich sollte im Hinterkopf gehalten werden, die Problematik der Sklaverei scheint Bruns jedenfalls nicht zu kümmern.

Im Oktober schrieb Bernhard Bruns wieder an Henriette, diesmal aus St. Louis. Er habe bereits den Bestimmungsort im Gasconade County, in der Nähe der Hauptstadt Missouris, Jefferson City, gefunden. Der Boden sei fruchtbar und übrigens, „*was für Dich sehr angenehm sein wird: es wohnen rund um uns herum mehrere deutsche Familien [...]*.“ Davon werde er außerdem als Arzt profitieren.¹⁸

Der Ort des nächsten Briefs ist mit Oelde angegeben, von wo aus Bruns im April 1836 an Henriettes Bruder Heinrich schrieb.¹⁹ Es geht um Angelegenheiten, die vor der Auswanderung geklärt werden mussten und Bruns weist darauf hin, dass in Bremerhaven zur Zeit viele Auswanderer auflaufen würden, weshalb die Preise für die Passage gestiegen seien. Laut Henriettes Memoiren bedrückte Bernhard die Situation, Rechnungsbeträge über erfolgte Behandlungen von einer mittellosen Bevölkerung einzutreiben. Kurz bevor Henriette mit ihrem Mann, dem dreijährigen Sohn Hermann und ihren beiden Brüdern Franz und Bernhard die Reise in die USA antritt, schildert sie ihre Sicht der Dinge:

„Ein absolutes Müssen bewegt uns wohl nicht, unseren Aufenthalt so bedeutend zu verändern. Bruns hat eine gute Praxis, und läßt sich so leicht nichts verdrießen, auch gedenkt er dort keineswegs still zu sitzen; aber das sauer erworbene Eigenthum läßt sich hier nicht einbringen, ohne zu gewaltsamen Mitteln zu greifen, und macht ihm dies doch eben so viel Last als vielleicht die Hälfte der Praxis. [...] Aber ich wollte nur damit sagen, daß man auch ohne dürftig zu sein, wohl hinlänglichen Grund hat, diese Reise zu unternehmen; und gerade ein glänzendes Loss zu suchen und zu erwarten. Ich kann sagen, daß meine Erwartungen nicht zu hoch ges[---]nnt sind. Wenn ich mir nur denke, daß man dort Istens fast Steuer frei ist, dann sich billig ankaufen und anbauen kann, daß der fruchtbare Boden den Bedarf der Haushaltung hinlänglich liefert, daß die übrigen Bedürfnisse ganz nach eigenem Gutdünken eingerichtet werden können, ohne sich um Stand und Verhältnisse zu kümmern.“

¹⁸ Bernhard Bruns: Brief vom 3.10.1835. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

¹⁹ Alle folgenden Zitate aus: *Ders.*: Brief vom 5.1.1835.

Die Ausreisemotivation wird hier als Option, einer unbequemen Lage zu entweichen, dargestellt. Neben dieser praktischen Handlungsfreiheit stechen textanalytisch gleich drei Begriffe aus dem semantischen Feld von Freiheit ins Auge: das „*absolute Müssen*“ als Einwirkung äußerer Zwänge wird verneint, was den Handlungsspielraum bestimmt und die Entscheidung zu einer des freien Willens erklärt. Das Einrichten der „*übrigen Bedürfnisse ganz nach eigenem Gutdünken*“ korrespondiert mit dem Freiheitsmotiv des Handlungsspielraums, den Henriette in den USA als größer ansieht. Die Erwartungshaltung wird nicht nur explizit verbalisiert, sondern auch in der Aufzählung gängiger Verheißungstopoi überdeutlich. Das billige Land und der fruchtbare Boden kommen dem *Paradies-Motiv* aus zeitgenössischen publizierten Reiseberichten nahe.²⁰

Faktisch belegt lässt sich die geringere Steuerlast in den USA, wenngleich „*fast Steuer frei*“ – als letztem freiheitskonnotiertem Begriff – eher der überschwänglichen Antizipation denn der Realität geschuldet ist. Die willkürlich anmutende Klassensteuer Preußens stellte indes tatsächlich eine größere Belastung für die Mittelschicht dar, als das liberale Steuersystem der USA. Der Seitenhieb auf die preußischen Verhältnisse folgt auf dem Fuß, was mit der Herkunft aus dem katholischen Milieu Münsters erklärbar ist. Schon lange vor der als Kulturkampf bekannt gewordenen Auseinandersetzung Bismarcks mit der katholischen Kirche schwelten Konflikte zwischen der Kirche und dem protestantisch geprägten preußischen Staat. Nach der Debatte um die Reform der revidierten Städteordnung von 1831, bei der sich die bürgerliche Bevölkerung gegen einen erhöhten Wahlzensus ausgesprochen und gegen den preußischen Staat polemisiert hatten, antizipierte die *Katholische Kirchenzeitung* 1835 ein Bündnis „*von liberaler Katholizität und katholischer Liberalität*“ von der „*einzig Heil für uns zu erwarten ist.*“ Einen möglicherweise entscheidenden Anstoß hin zu dieser Verbindung von katholischem und liberalem Milieu gegen die preußische Politik bildete die Verhaftung des Kölner Bischofs Clemens August II. Droste zu Vischering 1837.²¹

Doch ungeachtet des liberalen, bildungsbürgerlichen Milieus, aus dem Henriette stammte, muss man die Geschlechterordnung der Zeit berücksichtigen. Der Mann hatte de jure die Autorität, den Wohnort zu bestimmen und Henriettes Darstellung der Situation und Motive ihres Mannes legt den Schluss nahe, dass sie seine Entscheidung, in die USA auszuwandern, gegenüber ihrem Onkel Caspar, dem Adressaten des Briefs, verteidigt. In ihren Memoiren

²⁰ *Peter J. Brenner*: Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in den deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts. Tübingen 1991, S. 91.

²¹ *Thomas Nipperdey*: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 2013, S. 419; Zur Katholischen Kirchenzeitung, inklusive Zitat: *Frank Möller*: Die lokale Einheit der bürgerlichen Bewegung bis 1848, in: *Lothar Gall* (Hrsg.): Stadt und Bürgertum im Übergang von der traditionellen zur modernen Gesellschaft. München 1993, S. 319–412, hier: S. 402.

erinnert Sie sich dieser Episode auch mit den Worten, es sei ein „*schwerer Kampf [...] zwischen Neigung und Pflicht*“ gewesen.²²

Wie sehr Henriette für sich selbst spricht, als sie an ihren Onkel über die Entscheidung, nach Amerika zu gehen, schreibt, dass man „*gefaßt und muthig [...] der Zukunft entgegen*“ gehe, ist schwer festzustellen.²³ Allerdings etabliert sie während des Aufenthalts in Bremerhaven im Sommer 1836 ein Narrativ der Zukunftsoffenheit, auf das sie, gerade in Umbruchzeiten, immer wieder rekurrieren wird und das den Anschein einer Trostpflasterfunktion erweckt: „*Es ist mir alles so fremd, ich werde das Schiff muthig besteigen. Seit ich euch verlasse, ist die Heimat fern! Was kümmert mich die fremde Erde, was fesselt mich Bremen?! – Nur Westphalen entlockte mir Thränen, die nie mehr trocknen. Ich habe nun kein Vaterland mehr, die weite Welt steht mir offen.*“²⁴ Nun, da sie einmal mit ihrem Vaterland gebrochen hat, sei sie frei, die Welt zu erkunden und die Zukunft zu gestalten. Die Wehmut ist nicht zu leugnen, die Offenheit mit einem bitteren Beigeschmack unterlegt. Es scheint, als schließe sie hier ostentativ und ganz für sich sprechend mit ihrem alten Leben ab, ob teils aus Antizipation oder aus Selbstschutz sei zunächst dahingestellt. Das Schiff *Ulysses* verließ am 6. Juli 1836 den Hafen und erreichte Baltimore zwei Monate später. Von dort aus ging es mit Kutschen und Schiffen weiter in Richtung Westen, am 2. November erreichten sie ihr neues Zuhause.²⁵

Das Streben nach finanzieller Unabhängigkeit

Am 3. März 1837 schrieben Henriette und Bernhard einen Brief zum Anlass der Geburt ihres Sohns Max aus dem „*Westphalia Settlement*“. Bernhard betont Henriettes guten Gesundheitszustand und dass er eine „*einträgliche Praxis*“ habe, die er aber aufgeben werde, „*sobald es mich wegen des Geldes nicht mehr genirt.*“ Über die Landwirtschaft verliert er kein Wort, fügt nur noch hinzu, „*das Einzige, was wir entbehren, ist gute Gesellschaft*“, was „*besonders [...] für Frauen [...] sehr unangenehm*“ sei.²⁶

Im Brief an seinen Onkel Casper vom 14. April 1837 begründet Bernhard die Wahl des Namens *Westphalia* für die neue Siedlung damit, dass die meisten Ansiedler Westfalen seien. Gemeinsam baue man nun am neuen Haus – vorher lebte man in einer Blockhütte – das mit 52 Fuß Länge und 34 Fuß Breite (also ca. fünfzehn mal zehn Meter) für eine Siedlung an der *frontier* durchaus großzügig war. Man baue auch gerade an einer Kirche und dem Haus für

²² Bruns, Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 22.

²³ Dies.: Brief vom 18.1.1836.

²⁴ Dies.: Brief vom 11.7.1836.

²⁵ Bruns, Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 24ff.

²⁶ Bernhard und Henriette Bruns: Brief vom 3.3.1837. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

einen Pastor, der in Zukunft die 32 Familien umfassende katholische Gemeinde betreuen werde. Er fasst zusammen: „Überhaupt sind alle hier wohnenden Deutschen sehr zufrieden und wollen ihre Lage mit ihrer früheren nicht vertauschen.“²⁷

Die primäre Motivation für Bernhard Bruns war die zwanglose Auswanderung aus wirtschaftlichen oder moralischen Gründen – man könnte es als Wunsch nach finanzieller Unabhängigkeit fassen. Zunächst schien sich die Vision zu erfüllen. 1836 bekennt Henriette in einem Brief, dass die Arbeit sie zufrieden stelle, 1837 bezog man das erste Haus mit sieben Zimmern, kurz nachdem der zweite Sohn Max geboren wurde; Bruns gründete ein Ladengeschäft mit zwei Nachbarn und 1838 schreibt Henriette, dass die Praxis gut laufe.²⁸ Dass die Emigration für sie allerdings nicht zwanglos war, schildert sie ebenfalls 1838 in einem Brief an ihren Bruder, als sie erklärt, warum sie ihre Nichte Theresa, um die sie sich während ihrer Zeit bei ihrem Onkel gekümmert hatte, zurückgelassen habe:²⁹

„Thereschens Zurückbleiben hat mir von damals her bis jetzt immer im Sinn gelegen. Ich fühlte mich tief verletzt. Die Onkels scheinen unseren ganzen Plan sehr leicht genommen zu haben, wenn sie glaubten, daß wir ein Kind, das sich in den besten Händen befand (nach den Eltern), schon damals für ein Land einzunehmen suchten, welches bloß Bruns kannte, und wohin mich wenigstens mehr meine Verhältnisse als eigene Neigung zog.“³⁰

Damit wird die Annahme bestätigt, dass sie in ihrem Motivationsschreiben an ihren Onkel die Entscheidung ihres Mannes mitgetragen hat und nicht – oder nur in nicht eindeutig identifizierbaren Passagen – für sich selbst spricht.³¹ Kurz darauf schreibt sie jedoch einen Brief an ihren Bruder Heinrich, der wiederum seinen Bruder Wilhelm zur Auswanderung bewegen soll. Mit ihrer Argumentation lässt sie einen ersten Blick auf ihr Freiheitskonzept zu: „Wilhelm, der muß zu uns kommen, Bildung fürs Leben und seine Farm kann er besser hier haben. Selbst wenn er keinen Thaler hierher brächte, kann er fertig werden, und verdienen sich mehr als seine Bedürfnisse erfordern. Und Zeit ist's, daß er hier kömmt, höchste Zeit, ehe er verdorben von der europäischen Stickluft, wie Ohm C. sagt, für's freie thätige Leben in der schönen Natur

²⁷ Bernhard Bruns: Brief vom 14.4.1837. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

²⁸ Henriette Bruns: Brief vom 14.11.36. FBG, DABS, Schulz/Bruns; Dies.: Brief vom 21.10.38; vgl. Bruns, Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 32f.

²⁹ Schroeder/Schulz-Geisberg, Hold dear (wie Anm. 6), S. 7.

³⁰ Henriette Bruns: Brief vom 23.9.1838. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

³¹ Vgl. Sylvia Paletschek: Sozialgeschichte der Frauen in Hamburg im revolutionären Zeitalter (1840er und 1850er Jahre), in: Barbara Vogel/Ulrike Weckel (Hrsg.): Frauen in der Ständegesellschaft. Leben und Arbeiten in der Stadt vom späten Mittelalter bis zur Neuzeit. Hamburg 1991, S. 285–306, hier: S. 291.

*untauglich ist.*³² Für die Erweiterung des semantischen Felds kann man der Briefserie das „*freie thätige Leben*“ entnehmen, das Leben, das selbst zu gestalten ist und nicht stillstehen soll, und des Weiteren die „*Stickluft*“ als Einschränkung, frei atmen zu können – Motive, die in den Reiseberichten und auch in Mathilde Annekes Korrespondenz als „*verpestete Luft*“ bereits aufgetaucht sind. Diese Einschränkung wird als so massiv eingeschätzt, dass sie zu einem Verlernen freiheitlichen Lebens „*in der schönen Natur*“ führen könne. Das konturlose Konzept „*Bildung fürs Leben*“ erfährt damit eine epochenspezifisch romantische Aufladung von naturverbundener Selbstbildung, die ein freiheitliches Leben ermögliche, jedoch durch defizitäre gesellschaftliche Verhältnisse wieder verkümmern könne.³³ Überraschend ist die Perspektivierung der heimischen Verhältnisse: Nicht Preußen oder Deutschland, sondern Europa wird in den Blick genommen. Dadurch wird die kontinentale Trennung hervorgehoben und gleichzeitig der Zusammenhang eines zerklüfteten Kontinents als antagonistischer Sphäre von Verderbnis und Stickluft hergestellt.

Inzwischen erlebte Bernhard seine ersten politischen Wahlen, als im August 1838 in Missouri für das Repräsentantenhaus zur Urne gebeten wurde. Die Ereignisse machten großen Eindruck auf ihn: Man sei „*ganz kühn so frei gewesen [...] unsere Stimmen denjenigen Candidaten*“ zu geben, „*die wir für die tauglichsten hielten.*“³⁴ Ein halbes Jahr vor der Wahl sei die Wahlwerbung angelaufen: „*Jeder Candidat muß für sich mindestens eine Presse in Bewegung haben, die alle die guten Thaten desselben von seiner Kindheit an cursorisch und dem Scheine nach ohne Partheilichkeit erzählt und dann nur schlechte Streiche von dem oder den gegnerischen Mitbewerbern aufischt [...].*“ Zurzeit gebe es zwei Parteien: „*die sogenannten Jackson van Büren Männer und Daniel Webster und Henry Clay Männer, häufig auch Wigs genannt [...].*“ Momentan befänden diese sich in einer Kontroverse um die Nationalbank. Während die Whigs eine befürworteten, stelle sich die demokratische Regierung dagegen. Bruns zeigt sich damit politisch gut informiert und stellt die Auseinandersetzungen um das Verhältnis von Politik und Finanzwesen dar, die die 1830er politisch prägten und durch die *Panic of 1837* realgesellschaftliche Brisanz nach sich zogen: Seit den 1820er Jahren schwelte ein Konflikt zwischen Zentralregierung und der Second National Bank, der sich durch die personelle Konfrontation zwischen Bankvorsteher Nicholas Biddle und dem Präsidenten Andrew Jackson zuspitzte. Die Hartnäckigkeit, mit der beide ihre Positionen vertraten, führte zum *Bank War*. Kern der Auseinandersetzung war die Frage, ob eine nationale Bank mit der Verfassung vereinbar

³² *Henriette Bruns*: Brief vom 25.4.1839. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

³³ *Andreas Groh*: Die Gesellschaftskritik der politischen Romantik. Eine Neubewertung ihrer Auseinandersetzung mit den Vorboten von Industrialisierung und Modernisierung. Bochum 2004, S. 22.

³⁴ Dieses Zitat und die folgenden: *Bernhard Bruns*: Brief vom 13.8.1838. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

sei oder die Souveränität der Einzelstaaten untergrabe. Damit wurde der finanzpolitische Konflikt der frühen Republik zwischen *Federalists* und *Anti-Federalists* erneut bedient und durch ein Veto Jacksons zur Verlängerung der *Bank Charter* gewaltsam gelöst. Jacksons Kurs, nur harte Währung auszugeben, verband sich nun mit der Gewährung massenhafter Kredite für die Besiedlung des Westens und führte in der Folge zu einer exorbitanten Spekulationsblase, die in der Krise von 1837 platzte. Eine weitere Grundlage hatte diese Krise in einer herben Missernte 1835. Es folgte eine drastische Inflation, und Rufe nach der Einführung des Goldstandards wurden lauter – eine Forderung, die Andrew Jackson in seinem Wahlkampf 1828 zur zweiten Amtszeit aufgriff, was vermutlich zu seinem Sieg beitrug. In Jacksons zweiter Amtszeit wurden die Banken nun zur Sache der Einzelstaaten erklärt. Laut den ersten neuen Bankengesetzen konnte mit einem gewissen Startkapital und unter der Voraussetzung bestimmte Kriterien zu erfüllen jedermann eine Bank gründen und Geld emittieren. Einzige – aber gravierende – Einschränkung: Die gedruckten Noten mussten durch Regierungsanleihen, in der Regel die der Staaten, gedeckt werden. Das freie Bankwesen setzte sich auf diese Weise sukzessive von Ost nach West durch, wobei gerade auf dem Land durch die sogenannten *Wildcat Banks* immer wieder arglose Bürger Opfer betrügerischer Machenschaften wurden. Tendenziell stellte sich das System allerdings als zuverlässig und stabil heraus, und vor allem die expandierende Wirtschaft profitierte von der gesteigerten Liquidität.³⁵

In Bezug auf den Wahlkampf müsse man aber anerkennen, fährt Bernhard fort, dass „beide Partheien gleich gute Demokraten“ seien und „hier im Lande kein Mensch eine Auflösung der Republik“ kommen sehe. Diese Darstellungen werden bei den meisten Deutschen nur Verwunderung hervorgerufen haben – Demokratie, Wahlen, Parteien und vor allem: „Wahlkampf“ waren Erfahrungen, die nur ein Bruchteil der Deutschen in den 1830ern selbst gemacht und nur wenige in der Theorie studiert hatten. Insbesondere Bruns’ Anekdote über den Besuch eines Bewerbers für das Repräsentantenhaus, General John Wilson, in ihrem Haus im Rahmen seines Wahlkampfs „durch die Whiskyflasche“ und die Erwähnung damit verbundener Schlägereien, dürften wohl befremdlich gewirkt haben. Am Ende habe der amtierende Präsident

³⁵ Überblickartig: *Hugh Rockoff*: Banking and Finance, 1789–1914, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): *The Cambridge Economic History of the United States*. Vol. 2: *The Long Nineteenth Century*. Cambridge 2000, S. 643–684, hier: S. 648f.; *Carl Landauer*: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Carl Landauer. Stuttgart 1981, S. 53ff.; *James M. McPherson*: *Battle Cry of Freedom*. The Civil War era. 1. Paperback. Oxford 2003, S. 27; aktuell und ausführlich unter Berücksichtigung der Gesellschaftsgeschichte: *Daniel Walker Howe*: *What hath God Wrought*. The transformation of America, 1815–1848. New York 2007, S. 373ff.; zur Auseinandersetzung der *Federalists* und *Anti-Federalists*: *Ebd.*, S. 81ff.; ausführlich: *Gordon S. Wood*: *Empire of Liberty*. A history of the early Republic, 1789 - 1815. Oxford 2011, S. 95ff.

Martin van Buren „*sehr an Popularität verloren*“, denn die Mehrheit der Nation wünsche sich die Gründung einer neuen Nationalbank.

Als Bewohner der *frontier* nahm Bernhard Bruns auch die Ureinwohner der USA wahr. Doch er wiegelt ab: „*Die Indianer Angelegenheiten sind bei weitem nicht so wichtig, als vielleicht Mancher in Europa glauben mag – unter sich selbst in beständiger Fehde, können sie aus kleinlichen Interessen nie zu einer allgemeinen Bewaffnung gegen die united states schreiten.*“ Viele würden zum Ackerbau übergehen oder kaufmännischen Berufe ergreifen, auch breite sich das Christentum unter den Indigenen aus: „*Der mächtige Stamm der Potowatomis am Missouri River zählt schon über 600 Catholiken*“, was auch der Missionsarbeit der Jesuiten zu verdanken sei.

In einem undatierten Brief an seinen Onkel Caspar schreibt Bernhard über eine neue Mühle, die man gebaut habe. Sie werde durch Pferde angetrieben und er mache „*sehr gute Geschäfte.*“³⁶ Bruns äußert sich auch wieder ausführlich zur politischen Situation. Die Präsidentschaftswahlen seien „*ruhig vorübergegangen*“, aber das „*Geschrei der Zeitungen war diesmal so entsetzlich, daß derjenige, der mit dem Charakter des amerikanischen Volkes unbekannt ist, glauben sollte, eine Revolution wäre unvermeidlich.*“ Wie sich dann zeigt – und zur zeitlichen Einordnung des Briefs beiträgt – schreibt Bruns vom Wahlkampf van Burens gegen William Henry Harrison von den Whigs Ende 1840. Letzterer habe allen nach dem Mund geredet und gerade mit seinen Bestrebungen, eine neue Nationalbank zu gründen, Wählerstimmen gewonnen.³⁷ Dabei hätten im Hintergrund „*die Banken, oder vielmehr die Geldaristokratie, oft großen Einfluß auf die Wahlen*“ ausgeübt. Schon im Post Scriptum eines vorangegangenen Briefs hatte Bruns über die „*Geld-Macht*“ geschimpft.³⁸

Dass für Familie Bruns in wirtschaftlicher Hinsicht kein Grund zu Klage bestand, bestätigt auch Henriette. Im Januar 1840 spricht sie den Bau der Mühle an und preist die gut gehenden Geschäfte im von ihrem Mann und einem Freund gegründeten Ladengeschäft „*Bruns et Meyer*“.³⁹ Henriette ist es indes wichtig, den bürgerlichen Status zu halten: „*Dieses Geld schicken, Dein Anerbieten und mehr lassen vermuten, daß Du, und wer weiß welche mehr, von unseren Verhältnissen nicht das Beste denkst. Das ist mir unangenehm. Auch ohne diese Sendungen hätten wir recht zufrieden sein können, ich noch mehr.*“ Es ist ihr sichtbar unangenehm, bedürftig zu erscheinen, was die Bedeutung der finanziellen Unabhängigkeit belegt und in ihr bürgerliches Wertespektrum einordnet, in dem seinerzeit ein „*Selbstbewußtsein der*

³⁶ Dieses Zitat und die folgenden: *Bernhard Bruns*: Brief ohne Datum, Ende 1840 oder Anfang 1841. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

³⁷ *Howe*, What hath God Wrought (wie Anm. 35), S. 578f.

³⁸ *Bernhard Bruns*: Brief vom 6.6.1839. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

³⁹ Dieses Zitate und die folgenden: *Henriette Bruns*: Brief vom 17.1.1840. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

Unabhängigkeit“ (M. Rainer Lepsius) als ansozialisierte, zentrale Wertvorstellung galt.⁴⁰ Der hier verteidigte Lebensstandard war jedoch noch fragil und konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Leben in Westphalia sehr einsam war. Erstmals wurde die Siedlung im Zensus von 1910 mit einer Bevölkerung von 321 Personen erfasst, bei der Gründung 1835 dürfte es wohl nur ein Bruchteil dessen gewesen sein.⁴¹ Nach den ersten wirtschaftlichen Rückschlägen schreibt Henriette dann im Jahr darauf: „*Hier, wie bin ich hier so einsam, kein gleichgesinntes weibliches Wesen, mit dem ich dann und wann meine Gefühle austauschen kann, wenn Erfrischung nottut, die täglichen Sorgen und Mühen gern vergessen, beiseite gesetzt würden auf kurze Zeit.*“⁴²

Sie bedauert, ihre tiefsten Gefühle mit niemandem teilen zu können und weist den Briefen damit die wichtige und im Bürgertum des 19. Jahrhunderts verbreitete Funktion emotionaler Entlastung zu. Dabei gehörte es durchaus zum guten Ton, Gefühle einer verbalen Kommunikation entsprechend offen festzuhalten.⁴³ Damit wird Henriette Bruns Briefserie Teil des kollektiv-kommunikativen Selbstvergewisserungsprozesses, der über autobiographische Schriften zur nachhaltigen sozialen Konstruktion der Idee Bürgertum beigetragen hat.⁴⁴ Andererseits bestätigt die vermeintlich authentische „*Seelenkunde*“ die kommunikationswissenschaftliche Vorannahme der Intimität von Privatbriefen und ermöglicht, die Beziehung zwischen (freiheitlichem) Erfahren und Denken und der Gefühlswelt der Schreiberin herzustellen.⁴⁵

Henriette thematisiert das auch explizit in späteren Briefen an ihren Bruder: „*In deinem vorigen Briefe meinst du, ich solle dir nur ja das Alltägliche mitteilen. O Heinrich, das trifft mich ungemein. Warum wünschst du das?*“⁴⁶ Offensichtlich überforderte Henriettes Gefühlswelt ihren Bruder – doch sie hat keine andere Option: „*Warum schreibe ich dir das alles? Ich muss mich aussprechen können.*“⁴⁷ Die Einsamkeit bedrückt Henriette – in konjunkturellen Schwankungen – durch die gesamte Briefserie und evoziert dadurch eine konstante emotionale Aufladung.

⁴⁰ Rainer M. Lepsius: Zur Soziologie des Bürgertums und der Bürgerlichkeit, in: Jürgen Kocka (Hrsg.): Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert. Göttingen 1987, S. 79–100, S. 96.

⁴¹ Census of population and housing, 1910, online auf den Seiten des US-Zensusbüros. [<https://www.census.gov/prod/www/decennial.html>; zuletzt abgerufen am: 02.11.2017].

⁴² Henriette Bruns: Brief vom 14.6.1840. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁴³ Peter Gay: Die Macht des Herzens. Das 19. Jahrhundert und die Erforschung des Ich. München 1999, S. 92, 94.

⁴⁴ Vgl. Volker Depkat: Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003) 3, S. 441–476, hier: S. 442; Michael Maurer: Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680 - 1815). Göttingen 1996, S. 80ff., 106.

⁴⁵ Vgl. Teil I, Kapitel 5.

⁴⁶ Henriette Bruns: Brief vom 11.10.1847. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁴⁷ Dies.: Brief vom 11.6.1864.

Krisen

Ebenfalls 1840 ging dann die alarmierende Nachricht in Deutschland ein: der strenge Winter habe zu massiven Verlusten im Tierbestand geführt und die Getreidevorräte gingen zur Neige – „*viel schlimm für mehrere Jahre*“ lautet Henriettes Urteil.⁴⁸ Dieser Brief liest sich wie ein Menetekel, denn das Jahr 1841 brachte gleich mehrere Tragödien mit sich. Im Februar erkrankte Henriettes Mann Bernhard und konnte sich weder um seine Patienten kümmern, noch seiner Frau auf der Farm zur Hand gehen.⁴⁹ Um die finanzielle Lage der Familie war es schlecht bestellt. Doch im Sommer traf es die Familie noch wesentlich schlimmer, als drei ihrer vier Kinder an der Ruhr starben und auch Bernhards Arbeitskraft erneut krankheitsbedingt ausfiel. Der Brief, datiert auf den 11. Juli, ergänzt im September, in dem Henriette Bruns ihrem Bruder erneut ihre Einsamkeit klagt und später vom Tod ihrer drei Kinder berichtet, ist ein Zeugnis der von Migrationsforschern oft abgestrittenen emotionalen Tiefe von Auswandererbriefen – vorbehaltlich des bürgerlichen Kommunikationszusammenhangs:

„Oft denke ich, ich wollte garnicht mehr schreiben, so wenig als möglich an Euch denken; aber es geht nicht. Immer steht Ihr frisch und lebend vor mir, und immer liegt Meer und Welt zwischen uns, und nie läßt sich eine Vereinigung hoffen. Ihr wühlt immer tiefer in die dortigen, so wie wir in die hiesigen Verhältnisse hinein. Weißt Du gar nichts, was die tobenden Gefühle schweigen macht? Läßt sich gar keine Harmonie in meinem Innern zustandebringen? Ich meine, es müßte gut werden können, aber ich kann den Knoten nicht lösen, so sehr ich kürzlich wieder grübele und sinne.“⁵⁰

Dann fantasiert Henriette Bruns von einem Leben im Haus ihrer Bekannten und wie dies ihre Melancholie noch vergrößern würde, da die Familie auf einer Anhöhe wohne, von der aus man über die Bäume hinweg, weit in die Landschaft schauen könne: „*Ich meinte, die fernen waldigen Höhen enthüllten mir Teures; wenn die Sehnsucht nur Flügel hätte, Flüsse und Bäume zu überspringen!*“ Doch sie schmettert diese Anwandlungen ab und holt sich in ihre Lebensrealität zurück, die nicht sonderlich viele Perspektiven bietet. Sie bringt die eng geschnürten Freiräume beinahe lyrisch auf den Punkt:

⁴⁸ Dies.: Brief vom April 1840.

⁴⁹ Dies.: Brief vom 15.2.1841.

⁵⁰ Dieses Zitat und die folgenden: Dies.: Brief vom 11.7.1841.

„Unsere Farm liegt doch ganz anders, da kann man nicht umherschweifen, eine freundliche Nähe muß genügen. Wiesen, Garten und Feld im Grunde. Um den Abhang zieht sich die Straße hinauf, das Geklapper der Mühle, das Hämmern in der Schmiede, das Getümmel der Burschen, das Lachen und Schreien des Mädchens. Was schadet's, wenn die herüberhängenden Felsblöcke des jenseitigen Ufers stumm und ernst den forschenden Blick zur Tiefe zurückdrängen?“

Die Sehnsucht nach ihrer Heimat, nach ihrer Familie wird in diesen sentimentalisierten Zeilen deutlich. Heimweh war ein weit verbreitetes Phänomen unter Auswanderern, in seiner Intensität oft abhängig von der Größe, Zusammensetzung und kulturellen Ausrichtung der Gruppe, mit der sich die Auswanderer im neuen Land einfanden.⁵¹ Für Henriette Bruns war die Integration durchaus schwierig, da sie mit ihrem Mann, zwei Brüdern und ihren Kindern zunächst ein Einsiedlerdasein im überschaubaren und homogenen deutschen Westphalia führte. Der Umgang mit Amerikanern war in den ersten Jahren rar, so wie ihr soziales Leben insgesamt.⁵² Daher mag auch das eskapistische Potential des Briefeschreibens rühren. Auffällig ist die rhetorische Kontraposition von *„umherschweifen“* und *„zurückdrängen“*. Die Felsformation betrachtet sie als Metapher für ihren Verstand, den fantastischen Gedanken Einhalt zu gebieten, um der Schwermut nicht zu verfallen. Begrenzung wird hier zum Schutz, die Freiheit der Gedanken versucht sie aus Gründen des psychischen Selbstschutzes zu bändigen. Doch dieses enge, sie schützende, idyllische Stillleben wird mit dem folgenden, drei Monate später verfassten Absatz desselben Briefs, schwer erschüttert:

„d. 3. Oktober

,Da ruh' nun, mein süßes, mein Liebes in Gott,

da ruh' nun von aller Beschwerde.'

Und da streichle ich die blasse Wange und küsse den kalten Mund. Noch will ich den kleinen Rudolph sehen, und dann mögen sie ihn neben Max und Johanna betten. – Im Hause ist's sehr still. Hermann, der Einzige, schleicht umher, die Kräfte fehlen ihm noch, er ist ziemlich besser. Die Ruhr hat uns heimgesucht. Meine drei kleinen Engel hat der liebe Gott zu sich genommen. Gestern morgen entschlief Rudolphchen, und

⁵¹ Linda S. Pickle: German-Speaking Women in 19th Century Missouri, in: Gary R. Kremer/LeeAnn Whites/Mary Neth (Hrsg.): Women in Missouri history. In search of power and influence. Columbia 2004, S. 45–63, S. 52f.

⁵² Linda S. Pickle: Stereotypes and Reality. Nineteenth-Century German Women in Missouri, in: Missouri Historical Review 79 (1985) 3, S. 291–312, S. 298, 300; vgl. auch Henriette Bruns: Brief vom 10.2.1848. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

seitdem hat die Mutter Ruhe, um ihren Kummer zu nähren, Ruhe, um Ergebung zu erringen.“

Die Mortalität von Kindern war enorm hoch, und die drei in den USA geborenen Kinder – der in Deutschland geborene Hermann überlebte die Ruhr – würden nicht Henriettes letzte Trauerfälle unter ihren Kindern sein.⁵³ Sie begegnet dem Verlust zunächst mit ungefilterter Todessehnsucht, *„möchte [...] auch sterben, an einem Tage mit unseren Lieben“*, und anschließend Schwermut, der sie nach einem Jahr zur Feststellung hinreißen lässt: *„So heiter wie vorher werden wir aber so leicht nicht wieder. Auch Bruns ist ernster und eine freundliche, stets muntere Frau wäre gut für ihn. Ob ich solchen Vorsätzen folgen kann, glaube ich kaum.“*⁵⁴ Die emotionale Aussagekraft der Briefe in der romantischen Färbung der Zeit und der sozialen Prägung durch die bürgerliche Herkunft dürfte damit hinreichend belegt sein.⁵⁵ Bernhard hingegen schreibt über den Tod der drei Kinder im Februar 1842 recht nüchtern an seinen Onkel Caspar, befürchtet aber, dass Henriette *„diesen harten Verlust nimmermehr verschmerzen“* könne.⁵⁶

Henriette Bruns beklagt kurz darauf erneut die schwierige Lage und zweifelt: *„[...] ob wir noch weiter kommen fragt sich.“*⁵⁷ Der zwangsläufige Verkauf des Klaviers als bürgerlichem Statussymbol und früher Kindheitserinnerung, wie man Henriette Bruns Memoiren entnehmen kann, im Herbst desselben Jahres wirkt wie eine zynische Antwort auf diese Frage, flankiert von dem Hinweis, dass Bruns sehr anfällig für Krankheiten sei.⁵⁸ Aus dem verhaltenen Optimismus der frühen Amerikajahre wird allmählich offener Pessimismus. Der hatte seinen Grund darin, dass zur persönlichen Krise die allgemeine Wirtschaftskrise in den USA hinzukam, von der Bruns im Juli 1842 in einem Brief an seinen Onkel berichtet: *„durch das Zusammenbrechen einer großen Anzahl von Banken“* seien *„die Zettel dieser Anstalten wertlos geworden [...]“*. Deshalb ist das *„Geld recht rar“*, doch es sei *„gut, daß es endlich so gekommen ist, denn dieses Bank-unwesen konnte unmöglich bestehen, und wir freuen uns, alles Geld wieder auf harte Münze reduziert zu sehen.“* Er selbst komme klar und berichtet voller Stolz, dass er zum *„judge of the election“* – dem örtlichen Wahlhelfer – ernannt worden sei.⁵⁹

⁵³ Joanna L. Stratton: Pioneer Women. Voices from the Kansas Frontier. New York 1982, S. 144f.

⁵⁴ Henriette Bruns: Brief vom 26.12.1841. FBG, DABS, Schulz/Bruns und Dies.: Brief vom 17.5.1842.

⁵⁵ Karl Heinz Bohrer: Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität. München/Wien 1987, S. 223f.

⁵⁶ Bernhard Bruns: Brief vom 11.2.1842. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁵⁷ Henriette Bruns: Brief vom 17.5.1842. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁵⁸ Dies.: Brief vom 15.10.1842; Bruns, Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 4.

⁵⁹ Bernhard Bruns: Brief vom 19.7.1842. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

Derweil „*verwundert*“ Henriette die Anwandlung ihres Bruders Bernhard im „*Fieberanfall*“, er könne als „*kleiner Kötter*“ in Deutschland besser leben.⁶⁰ Bernhard thematisiert dessen Abreise im Brief vom 15. Mai 1843, und legt diesem wohl seine eigene Weltanschauung in den Mund:

„Sie werden ihn [...] als einen bescheidenen, in seinen Ansichten vom Leben und den Verhältnissen der Menschen gegeneinander weit vor machen Andern seines Alters gereiften jungen Mann wiederfinden, der [...] durch seinen Aufenthalt hier Vieles gesehen und erfahren hat, wovon er in der alten Heimat wohl nie deutlich Begriffe sich hätte aneignen können. Seine religiösen Ansichten, glaube ich, halten sowohl wie seine politischen, die richtige Mitte, und ich möchte hinzusetzen, daß das Treiben der Parteien hier im Lande ihn zu der Überzeugung gebracht hat, daß eine demokratische Monarchie die beste und wohlfeilste Regierungsform von allen sei, die vielleicht in Preußen zustande kommen wird [...]. Jedenfalls hat er gelernt, daß es in Republiken sowohl als in Monarchien einen Adel, eine Aristokratie gebe, der vom Geburtsadel nur dem Namen nach verschieden ist. – Ebenso hat er gelernt, daß die größten Parteimänner sehr häufig verdorben, moralisch und physisch ruinierte Subjekte sind, deren Patriotismus mit dem erworbenen Amte in geradem Verhältnis steht.“⁶¹

Das ist eine recht schonungslose Abrechnung mit dem politischen System der USA und der Verquickung von Geld und Macht. Er selbst betreibe mittlerweile ein Ladengeschäft mit einem Bekannten namens Christoph Bartmann.⁶² Doch kurz darauf bekam Henriette die Konsequenzen aus der krisenhaften Entwicklung erneut zu spüren: Bruns reiste zum Arbeiten nach Deutschland, denn „*zweimal hat er die Farmerei für sich betrieben und beidemal aufgeben müssen, weil er als einzelne Person es nicht durchsetzen konnte.*“⁶³ Diese Wortwahl drückt den Kampf mit der amerikanischen Wildnis aus, um als Farmer wirtschaftlich und finanziell unabhängig zu sein. Die bittere Ironie für Henriette war nun, dass die Idee, in den USA einen besseren Lebensunterhalt verdienen zu können, nicht aufgegangen war und dass sie, die es nicht in das Land gezogen hatte, in Westphalia verharren musste, während ihr Mann zum Arbeiten wieder zurück nach Deutschland ging. Es folgt dann im nächsten Brief ein flammendes Plädoyer für sein Verbleiben in Deutschland:

⁶⁰ *Henriette Bruns*: Brief vom 17.5.1842. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁶¹ *Bernhard Bruns*: Brief vom 15.5.1843. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁶² *Ders.*: Brief vom 30.6.1843.

⁶³ *Henriette Bruns*: Brief vom 12.4.1843. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

„Sage Du es ihm denn recht ernstlich, daß er bedenkt, wie manche Schwierigkeit und Hindernisse er hier findet. Daß besonders in den ersten Jahren nichts wie Mühe und fortwährende Plage zu erwarten, daß er es wohl nie soweit bringt wie der geringste Bauer, der hierherkam. Dies ist wohl zuviel gesagt, denn wenn er auch soweit gekommen, daß er einigen Erlös aus seinem Vieh und Produkten zu hoffen hat, so hat er auch schon weit mehr Bedürfnisse, wie Leute, die von jeher gewohnt sind, in Dürftigkeit zu leben. Es gehört eine außerordentliche Genügsamkeit dazu, um ruhig und vergnügt zu bleiben. [...] Wenn ich mir denke, daß ihm in der Heimat eine Stellung werden könnte, wo er selbstständig und ohne Nahrungssorgen leben könnte, so ist es mein wärmster Wunsch für ihn, daß er da bleibt.“⁶⁴

Bemerkenswert ist der hohe Reflexionsgrad des schichtenspezifischen Aspirationsniveaus. Geprägt von den Gewohnheiten der bürgerlichen Herkunft, sei ein vergleichbarer Lebensstandard in den USA nicht erreichbar. „*Hindernisse*“ als äußere Einschränkungen freier Entfaltung stehen einer möglichen Selbstständigkeit „*ohne Nahrungssorgen*“ gegenüber. Selbstständigkeit war also das letzte, woran Henriette dachte, als sie über die Verhältnisse in den USA schrieb.

Konsolidierung

Doch Bernhard Bruns kehrte vor September 1844 in die USA zurück, und allmählich stabilisierten sich die Verhältnisse. Bernhard berichtet im September 1844 von der Geburt der Tochter Euphemia, doch den größten Raum des Briefs nimmt die Politik ein. Zwar bessere sich die „*Geldverlegenheit*“, doch es werde noch lange dauern, bis sich die USA „*von dieser furchtbaren Geldcrisis [...] erholt*“ haben werden.⁶⁵ Die Demokraten hätten nun James K. Polk zum Präsidentschaftskandidaten aufgestellt, der gegen Henry Clay antrete. Es gehe um die Nationalbank – die die Whigs möchten – und um die Integration von Texas und Oregon ins Staatsgebiet – was die Demokraten befürworten. Missouri habe bei der Gouverneurswahl bereits demokratisch gewählt, in den meisten Staaten seien aber die Whigs in der Mehrheit. Seine Abneigung gegen Clay speiste sich daraus, dass dieser „*mehr zur Aristokratie hin*“ neige, „*kein echter Republikaner*“ sei und damit „*das Prinzip der Volksfreiheit*“ verschmähe. Tatsächlich

⁶⁴ Dies.: Brief vom 9.7.1843.

⁶⁵ Dieses Zitat und die folgenden: *Bernhard Bruns*: Brief vom 25.9.1844. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

unterlag Henry Clay zum dritten Mal als Präsidentschaftskandidat der Whigs und James K. Polk wurde – wenn auch knapp – zum Präsidenten gewählt.⁶⁶ Dass Bruns die USA so stark mit Freiheit in Verbindung brachte, war aus seinen vorigen Briefen keinesfalls zu erschließen und widerspricht den Ansichten, die er seinem Schwager Bernhard in den Mund gelegt hatte. Aufmerksam macht seine folgende Bemerkung: *„Er [Clay] ist ein Bewohner eines sklavenhaltenden Staates, wo es mit dem Grundsatz der Gleichheit, wenn auf die farbige Bevölkerung, die doch auch Menschen sind, gesehen wird, eigentlich etwas schlecht aussieht.“* Es ist keineswegs selbstverständlich, Schwarze in den 1840er Jahren als „gleiche“ Menschen anzusehen und es stellt sich die Frage, wie er zu dieser emanzipatorischen Haltung gekommen war.

Vom Aufschwung der Siedlung, den Bruns nur am Rande erwähnte, berichtet Henriette 1846. Man verfüge nun über Luxusgüter, die man in Oelde nicht gehabt habe – ohne konkreter darauf einzugehen –, nur die Kleidung sei insgesamt etwas einfacher.⁶⁷ Die großen Sorgen schienen ob dieser Aussagen zurückgetreten zu sein. Doch 1848 hält sie in einem Brief an ihre Tante fest: *„Wir sind nun bequem und gut eingerichtet und ich wüßte nichts, was uns abgeht, und doch leben wir hier so einsam und entfernt von uns befreundeten Personen, daß mir oft der Gedanke kömmt, daß ich mehr unter Menschen wohnen möchte.“*⁶⁸

Henriette Bruns hatte noch immer kein Mittel gegen ihre Einsamkeit gefunden. Wenn gleich das semantische Feld von Freiheit hier nicht bedient wird, drückt der Wunsch nach Kontakt zu Mitmenschen das Bewusstsein der Unmöglichkeit aus, dieses Verlangen in ihrer gegebenen Lage zu stillen. Die Erfahrung der unfreiwilligen Einsamkeit wurde so zur Gegenerfahrung der klassischen Freiheitsdefinition des *Möglichkeitsbewusstseins*: Die Wahl, das soziale Umfeld zu gestalten, war massiv und dauerhaft eingeschränkt und Henriette war sich dieser Unfreiheit bewusst. Sie versuchte diesem Mangel durch das Werben für einen Umzug in eine größere Stadt zu begegnen. In verschiedenen Briefen ab 1844 lässt sie immer wieder beiläufig fallen, dass man in eine größere Stadt ziehen könnte, beispielsweise wenn sie vom temporären Trend erzählt, dass viele Menschen nach Oregon gehen.⁶⁹ 1847 platzt es in einem Brief an ihren Bruder regelrecht aus ihr heraus: *„Ich spreche Bruns oft vor, wir müßten wegziehen. Du kannst denken, wie schlecht ihm das gefällt, und doch kann ich's nicht überwinden. Wenn ich allein mit ihm wäre, dann wäre es gleichgültig, aber die Kinder!“*⁷⁰

Sie konterkariert die soziale Unfreiheit gleichsam mit dem Bewusstsein der Freizügigkeit. Für wie realistisch sie einen Wohnortwechsel tatsächlich hielt, ist nicht auszumachen. Die

⁶⁶ Howe, *What hath God Wrought* (wie Anm. 35), S. 682.

⁶⁷ *Henriette Bruns*: Brief vom 20.5.1846. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁶⁸ *Dies.*: Brief vom 10.2.1848.

⁶⁹ *Dies.*: Brief vom 20.2.1846.

⁷⁰ *Dies.*: Brief vom 11.10.1847.

finanzielle Lage der Familie schien Henriettes Äußerungen nach stabil zu sein und bei den niedrigen Baukosten blieb letztlich die Frage nach den beruflichen Perspektiven für ihren Mann. Eine eindeutige Aussage zum *Möglichkeitsbewusstsein* Henriettes hinsichtlich eines Umzugs in eine Stadt ist demnach schwer zu treffen, angesichts der im nächsten Abschnitt thematisierten häufigen Wohnortwechsel allerdings wahrscheinlich.

Zur Einsamkeit kam die Entbehrung. In einer Siedlung wie Westphalia, einem bis zur Gründung unerschlossenen Gebiet, war kulturelle Zerstreung und Erbauung nicht zu erwarten: *„Wir müssen hier in gesellschaftlicher Hinsicht alles entbehren, aber nicht für mich denke ich. Unsere Kinder, - welche Karriere können wir ihnen öffnen? Dieses macht mir immer Sorge.“*⁷¹ Auch wenn Henriette Bruns hier, wie schon zuvor, augenscheinlich ihre eigenen Interessen denen ihrer Kinder unterordnet, betrifft diese eingeschränkte Optionalität des Handelns in Westphalia ebenfalls sie selbst. Oelde zählte zur Zeit ihrer Abreise immerhin schon mehrere tausend Einwohner und lag in der Nähe Münsters, das in den 1830ern bereits über 20.000 Einwohner hatte. Theater und Kunstvereine gehörten dort im frühen 19. Jahrhundert genauso zum öffentlichen Leben, wie die Konzerte des 1822 gegründeten Musikvereins.⁷² Und so betont Henriette 1847 auch sehnsüchtig:

*„Wir waren auf einige Tage nach St. Louis, Bruns und ich. Zum erstenmal nach zehn Jahren sah ich wieder eine Stadt; doch war mir nichts fremd, weder Menschen noch Häuser oder das Treiben und Gewühl in den Straßen. Oder bin ich zu stumpf? – Eins ergriff mich gewaltig. Es war die Musikmesse in der Colledgekirche am Ostermorgen. War es die seitdem nicht mehr gehörte Musik, der langentbehrte Anblick einer großen Kirche und feierlichen Andacht, noch das Wiedersehen unseres Ältesten, den wir grad vorher begrüßten und mitnahmen?“*⁷³

Bezogen auf die Gestaltung ihrer Freizeit und ihres Soziallebens war Henriette durch ihre dörfliche Umwelt in ihrer Handlungsfreiheit drastisch eingeschränkt. Die Mehrdimensionalität von Freiheitsvorstellungen und -erfahrungen tritt hier zum Vorschein: Ohne Angebot keine Wahl, ohne Wahl keine Möglichkeiten – das gilt auch in sozialer und kultureller Hinsicht. Vorsicht ist allerdings geboten, aus dieser Erfahrung von Unfreiheit Henriettes Freiheitskonzept abzuleiten – Begriffe aus dem semantischen Feld von Freiheit tauchen im Kontext ihrer

⁷¹ Dies.: Brief vom April 1848.

⁷² Susanne Kill: Das Bürgertum in Münster 1770-1870. Bürgerliche Selbstbestimmung im Spannungsfeld von Kirche und Staat. München 2001, S. 146f.

⁷³ Henriette Bruns: Brief vom 10.2.1848. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

Einsamkeits- und Entbehrungserfahrungen immerhin nicht auf, eine weitergehende biographisch-linguistische Einbettung ist zunächst erforderlich.

Bernhard Bruns verfügte inzwischen über ein großes soziales Netzwerk. Im Brief vom 16. April 1848 äußert er sich zu den „*umständlichen Nachrichten über die franz. Revolution*“, ohne seine Ansichten zu äußern und schiebt direkt nach, dass er Delegierter für das Osage County bei der State Convention der Demokraten in Missouri gewesen sei. Aus Zeitmangel führt er aber auch das nicht weiter aus.

Der ausführliche Bericht Bruns folgt dann am 28. Oktober 1848 an seinen Schwager Heinrich Geisberg. Die Politik sei in den USA „*nicht so ernster Natur [...] wie bei Euch*“, womit er sich vermutlich auf die tobenden Unruhen in Deutschland bezieht.⁷⁴ Er stellt die drei Präsidentschaftskandidaten – Lewis Cass für die Demokraten, Zachary Taylor für die Whigs und Martin van Buren für die *Free Soil Party* – vor. Letzterem widmet er sich dann ausführlich. Dieser habe seine Popularität im Süden verspielt, weil er „*im Verdacht stand, er halte es zu sehr mit den Fanatikern (Abulitionisten), da er früher seine Stimme zugunsten des Stimmrechts der farbigen Bevölkerung gegeben.*“ Er schreibt von der Spaltung der demokratischen Partei während der National Convention in Baltimore im Mai 1848, wo sich die *Cornburners*, aus denen später die *Free Soil Party* werden sollte, von den *Old Hunkers* abspalteten. Ein Stein des Anstoßes sei die Frage der Einführung der Sklaverei in Mexiko gewesen, die von den *Free Soilers* abgelehnt wurde.⁷⁵ Doch in Bruns Augen „*ging die Partei gleich zu weit, dadurch daß die Journale derselben mit Stock und Degen gegen die Sklaverei losgingen und verlangten, daß diese ohne weiteres in der ganzen Union sollte aufgehoben werden. Da aber diese Maßregel zusehr in die Souveränität der sklavenhaltenden Staaten eingreift, (diese wollen die Sklaverei allmählich aufgehoben wissen,) da diese Maßregel den gänzlichen Ruin sämtlicher südlichen Staaten nach sich ziehen würde, so tut diese Frei-Boden-Partei der Aufhebung der Sklaverei mehr Nachteil als Vorteil, indem die Gemüter der Sklavenhalter nur verbittert werden.*“ Der Kompromiss der Gemäßigten sei, Kinder von Sklaven zu einem bestimmten festgesetzten Datum als frei zu erklären. Dass die Südstaaten eine sukzessive Aufhebung der Sklaverei befürwortet hätten ist falsch, sie sperrten sich hartnäckig gegen alle Versuche, die Sklaverei abzuschaffen.

Zu Deutschland äußert sich Bruns nun auch ausführlich. Solange die Einzelstaaten ihre Rolle nicht erkennen würden, hätte Preußen die Vormachtstellung. Daraus resultiere auch der „*schmachvolle*“ Waffenstillstand mit Dänemark. Auch die Nationalversammlung erkenne

⁷⁴ Dieses Zitat und die folgenden: *Bernhard Bruns*: Brief vom 28.10.1848. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁷⁵ Vgl. *McPherson*, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 58ff.

„ihre Stellung und Wichtigkeit“ nicht und würde „die Einzelstaaten nicht ihren Grenzen“ zurückweisen, wenn diese „über die Schranken ihrer Souveränität hinaustreten“. Doch der „Consolidierung in eine übermächtige und unbeschränkte Centralgewalt“ stehe die „geschichtliche und natürlich begründete selbständige Existenz“ der deutschen Kleinstaaten gegenüber. Er folgert:

„Bei Gott, es tut mir leid, die Idee ausgesprochen zu sehen, daß ihr noch keine Republik vertragen könnt. Solange noch nicht, bis die politische Freiheit alle wahrhaft freigemacht und der Unterschied der Länder, der Stände, der Bildung in etwa ausgeglichen sein wird. [...] [D]ie perfiden Fürsten, der Adel, das Heer der Militärs und Beamten werden wohl dafür sorgen, daß die Masse des Volkes immer an Bildung zurückstehe, daß der Unterschied der Stände fortbestehe, daß der Preuße immer Preuße, der Oestreicher – Oestreicher sein und heißen will. Warum nicht gleich jetzt diese mittelalterlichen Unterschiede fortgetan? [...] Jetzt ist es Zeit!“

Der zunächst vorrangig wirtschaftlich motivierte Bernhard Bruns ist in wenigen Jahren politischer Sozialisation zu einem überzeugten Demokraten (in doppelter Hinsicht) geworden, der in seinen Befürchtungen dem Eingangszitat von Prutz nahe kommt, aber zum entschlossenen – letztlich revolutionären – Handeln aufruft.

Seinem Onkel gegenüber bezieht Bernhard Bruns nicht Stellung, ihm schildert er Anfang 1850 ausführlich die politische Entwicklung in den USA. Das Beschweigen der USA und die moderaten Ansichten, die er seinem Schwager in den Mund gelegt hatte, lassen vermuten, dass er sich gut überlegte, mit welchem Gegenüber er welche politischen Ansichten teilte. Nun widmet er sich vorrangig der Sklavereifrage, die sich in den 1850ern in den USA dramatisch zuspitzte. Er stellt die verfahrenere Situation dar, in der sich Nord- und Südstaaten gegenüberstanden, während sich der Konflikt an den neu gewonnenen Territorien nach dem Sieg über Mexiko entzündet hatte.⁷⁶ Diesen Konflikt könne man in Missouri hautnah miterleben, denn die „im Jahre 1848/49 versammelte Legislatur von Missouri [habe] den Congreßmännern von Missouri Instruktionen [mitgeteilt], ihre Stimme für die Ausbreitung der Sklaverei in den neuen Gebieten zu geben. Unser hochgefeierte alte Senator Thomas H. Benton hat nun aber gegen jene Beschlüsse der Legislatur an das Volk von Missouri appelliert [...]“. ⁷⁷ Was der gut informierte Bruns hier schildert, ist die Vorgeschichte des *Compromise of 1850*. Thomas Hart

⁷⁶ Ebd., S. 4, 51ff.

⁷⁷ Dieses Zitat und das folgende: *Bernhard Bruns*: Brief vom 16.2.1850. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

Benton war schon in den vorhergehenden Jahren als Gegner der Sklaverei aufgefallen, obwohl er im Senat einen Staat vertrat, in dem Sklaverei erlaubt war.⁷⁸ Für Benton, so Bruns' Darstellung, sei es aber „*die wahre Demokratie*“, wenn man „*zuerst das Volke, als Urquelle aller Gewalt*“ befrage, das Ergebnis anschließend in der „*Generalversammlung*“ diskutiere und erst dann die „*Senatoren und Repräsentanten instruier[e]*“. Deshalb würden ihn „*der Norden und alle, die gegen die künftige Verbreitung der Sklaverei sind, vergöttern [...], während die Partei der sklavenhaltenden Staaten ihn verdammt.*“

Brunns beurteilt Benton freilich mit dem Blick eines Einwohners aus Missouri, außerhalb dessen sich der Whig nie als politische Führungspersonlichkeit durchsetzen konnte und wo er durch seine sklavereifeindliche Haltung auch zusehends an Rückhalt verlor und 1854 aus dem Amt des Senators ausschied.⁷⁹ Sein Widersacher John C. Calhoun wurde bereits in der Einleitung als einer der führenden Befürworter der Sklaverei vorgestellt und bewarb sich zur Zeit als Bruns schrieb für die Präsidentschaftskandidatur der Demokraten.⁸⁰ Bruns hebt dessen politisches Talent hervor, thematisiert aber nicht dessen Haltung zur Sklaverei. Er konnte das alles aus erster Hand erzählen, denn wie er erwähnt, hatte er Benton bei einem Treffen der Demokratischen Partei im Osage County persönlich kennengelernt. Dieser schickte seinen Sohn Randolph daraufhin zum Fremdsprachenunterricht für einige Zeit zu den Bruns.

Bernhard Bruns äußert sich auch zum Eisenbahnbau und führt die wirtschaftliche Entwicklung auch auf das politische System der USA zurück: „*Wunderbarer Fortschritt! Fortschritt in Politik, in Locomotion (Ortsveränderung), in jeder Sache. Ich glaube noch fest daran, [...] daß die Demokratie die Runde um die ganze Erde machen werde. – Sie glaubten es damals nicht; wie ist's jetzt?*“

Während Bruns hautnah miterlebte, wie sich der Konflikt um die Sklaverei zuspitzte, positionierte er sich selbst nicht eindeutig. Dass sein politisches Idol Benton selbst Sklavenhalter war, erwähnt Bruns genauso wenig, wie seine eigenen Sklaven – von denen erfährt man ganz beiläufig im nächsten Brief vom Februar 1850 an seinen Schwager Heinrich. Bruns berichtet vom Goldrausch und dass man auch überlege, nach Kalifornien zu gehen: „*Die Sklaven würden wir hierlassen müssen. (Kalifornien hat sich eine Constitution frei von Sklaverei gegeben.)*“⁸¹ Und in seiner Darstellung über die aktuelle politische Entwicklung der USA schreibt er nicht sonderlich respektvoll über die Afroamerikaner:

⁷⁸ Perry McCandless: A History of Missouri. Vol. 2: 1820 to 1860. Columbia 1972, S. 248ff.

⁷⁹ Ebd., S. 251.

⁸⁰ McPherson, Battle Cry (wie Anm. 35), S. 69ff.

⁸¹ Dieses Zitat und das folgende: Bernhard Bruns: Brief vom 19.2.1850. FBG, DABS, Schulz/Brunns.

„Wir leben hier in einer beständigen Aufregung. Da ist Californien mit seinem Golde, ist der Norden der Vereinigten Staaten, Bannflüche gegen den Süden und die Verteidiger der Sklaverei werfend, dort der heiße Süden Feuer und Gift gegen den Norden zischend, die Hand am Schwert, aber da steht der lauernde Neger, bereit seine Unterdrücker zu morden und sich der herrenlose Habe zu bemächtigen.“

Ausgerechnet an diesem Zeitpunkt setzt die Briefserie von Bernhard Bruns – oder zumindest ihre Überlieferung – für über sechs Jahre aus.

Bildung, Werte und die Rolle der Religion

Die Abwesenheit ihres ältesten Sohns erwähnten Henriette und Bernhard Bruns bereits in ihren Briefen. Dieser war zum Studium an das „*Jesuiten-College*“, der St. Louis University, die 1818 als St. Louis Academy gegründet wurde, gegangen.⁸² Das Studium des Sohns legt nahe, Henriettes Einschätzung der Zukunftsperspektiven für ihre Kinder – respektive der Bildungschancen – einmal kritisch zu überprüfen. Bruns waren durch die Nähe zur nächstgrößeren Stadt Jefferson City mit gut 20 Meilen und zur Metropole St. Louis mit etwa 120 Meilen durchaus flexibler als viele andere Bewohner der Region westlich der Appalachen. Jefferson City war bereits seit 1821 Hauptstadt Missouris und wuchs zwischen 1860 und 1880 von 3.000 auf 5.000 Einwohner an, 1851 öffnete ein überkonfessionelles Frauencollege seine Türen – an dessen Gründung Henriettes Mann angeblich beteiligt war –, 1866 eine Universität für schwarze Kriegsveteranen.⁸³ St. Louis hatte zwischen 1830 und 1880 einen Bevölkerungszuwachs von knapp 5.000 auf über 350.000 Einwohner zu verzeichnen und war neben der St. Louis University noch Sitz der 1853 gegründeten Washington University.⁸⁴ Mit Blick auf die langfristige Karriereplanung scheinen Henriettes Sorgen also unberechtigt.

Zweifelsfrei war jedoch die Situation der kindlichen Schulbildung in einer kleinen Siedlung an der *frontier* problematisch. So beklagte Henriette Bruns den Mangel an Schulen bereits in ihrem Brief vom 17. Mai 1842, dokumentiert aber im Brief vom 15. Oktober desselben Jahres den Aufbau des Schulwesens in der Region, dem immerhin schon das Engagement von Privatlehrern vorangegangen war.⁸⁵ Auch zwei Monate vor der besorgten Äußerung zu den Karriereoptionen ihrer Kinder schreibt sie, es gebe in ihrem Dorf einen Geistlichen und eine

⁸² *Henriette Bruns*: Brief vom 20.2.1846. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁸³ *Dies.*: Brief vom 20.4.1857.

⁸⁴ *McCandless*, Missouri (wie Anm. 78)., S. 127ff.

⁸⁵ *Henriette Bruns*: Brief vom 17.5.1842. FBG, DABS, Schulz/Bruns; *Dies.*: Brief vom 15.10.1842.

Schule und das „*hebe*“ doch das Leben in diesem Ort.⁸⁶ Hier sticht auch die Verquickung von Religion und Bildung ins Auge: „*Was helfen alle Schätze der Welt, wenn dies Eine fehlt! Religionsunterricht und Religionsbildung! Die Alten halten schon fest, aber die Jugend!*“⁸⁷ Bis 1850 hatte sich die Situation wohl gefestigt und die Kinder seien täglich zum Pfarrer in den Schulunterricht gegangen.⁸⁸ Henriettes Bedenken wegen der Vernachlässigung der religiösen Werte zerstreuten sich. Entgegen der allgemein recht weltlichen Sprache der Briefe war die katholische Sozialisation weiterhin ein prägender Faktor der Brunsschen Lebenswelt. Doch trotz der Verfügbarkeit hoher und religiöser Bildung, zog Bernhard es zunächst vor, dass Hermann sein Studium nach dem Besuch der St. Louis University in Deutschland fortsetzen solle. Letztlich absolvierte er es 50 Meilen nördlich von Westphalia an der „*Staats-Universität*“ in Columbia, der 1839 gegründeten University of Missouri, sei aber darauf vorbereitet worden, „*nach Münster [zu] gehen am Ende.*“⁸⁹ Die Verbindung zur Heimat stand einer vorbehaltlosen Integration noch immer im Wege – theoretisch. Denn praktisch sollte Hermann sein Studium in den USA beenden und dort auch Arbeit finden. Welchen Stellenwert Bildung ganz allgemein nicht nur für Henriettes bürgerliches Wertesystem und Selbstverständnis, sondern auch für ihr Freiheitsverständnis hatte, äußert sich einmal mehr im Aufruf an ihren Bruder Heinrich, sein Studium zu beenden:

„Wenn Du mit dem Examen nicht schnell vorwärts kommst, dann muß es in Gottes Namen langsam gehen. Hättest Du es aber überwunden, Du würdest Dich freier fühlen. [...] Bis zu uns drang schon das Verwundern über Dein Zögern, und was soll ich denn sagen? Wenn ich Dich drängen wollte, täte es mir schon hundertmal schon wieder leid, ehe Du den Brief hättest. Du weißt es selbst am besten. Wenn Du erst eine feste Existenz hast, wie schön hast Du es denn doch! Den alten guten Onkel, die sorgende Tante, die Schwestern nahe, den Umgang mit den Freunden, die freie Natur, wo jede Blume, jeder Halm und Strauch Jugendbekannte sind, die immer von Neuem aufknospen. Die bekannten Verhältnisse, die wenn auch verändert, doch nicht alles stürzen und umkehren. – Wie schwer es ist, sich hier zu gewöhnen, glaubst Du nicht. Gebräuche, Sitten, Sprache, Menschen ohne Gefühl, alles fremd und kalt. In der Heimat konnte ich mich draußen vergnügen, ich wurde heiter wie ein Kind nach einem Spaziergang. Hier macht es mich wehmütig, die wilde, wüste Üppigkeit der Pflanzen und

⁸⁶ *Dies.*: Brief vom 10.2.1848.

⁸⁷ *Dies.*: Brief vom 15.10.1842.

⁸⁸ *Dies.*: Brief vom 12.6.1850.

⁸⁹ *William Switzler*: History of Boone County. St. Louis 1882, S. 300ff. ; *Henriette Bruns*: Brief vom Dezember 1850. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

*Bäume. Die Überstände beim Umherschweifen verleiden es, die Zecken, mancherlei Arten Anhängsel, Kletten, der Mangel an gebahnten Wegen.*⁹⁰

Sowohl Bildung als auch Natur wird hier semantisch mit Freiheitsbegriffen verknüpft. Ob die Befreiung durch das Examen eine Befreiung von den Belastungen des Studiums oder eine Befreiung von Abhängigkeiten ist, bleibt unklar. Allerdings würde der Hochschulabschluss zu einer sicheren Existenz führen, die auch einiges an Genuss und Lebensqualität mit sich bringe. Das geflügelte Wort „*freie Natur*“ lässt in diesem Zusammenhang auf keinen tieferen Sinn schließen, doch es fällt ein weiterer Gegenbegriff zur Freiheit auf: Mangel – und zwar „*an gebahnten Wegen*“, die das freie „*Umherschweifen verleiden*“. Dieses Sinnbild eröffnet Henriettes musealisches Naturkonzept. Sie möchte einerseits die Natur genießen, diese aber andererseits durch künstliche Wege auf Distanz halten. Diese Sicherheit charakterisiert den Aufenthalt in der wilden Natur nicht als Erlebnis, sondern als Beobachtung und rückt die rohe, unbändige Natur als Sinnbild für die Widerstände, die sie zu überwinden hat, in den Fokus. Freiheit setzt für Henriette Bruns ein bestimmtes Maß an Sicherheit voraus.

Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass sie zu den schnell wieder verworfenen Plänen, dem Goldrausch nach Kalifornien zu folgen, schreibt, dass sie und ihr Mann „*keine wilden Abenteurer mehr*“ seien.⁹¹ Sie klingt geradezu etabliert, als habe man den Kampf gegen die Natur abgeschlossen und blickt auf die unruhigen, unheilvollen Jahre und die unfreiwillige Auswanderung als *Abenteuer* zurück. Die Chronologie der Erzählung legt hier eindrucksvoll die Verarbeitungsprozesse autobiographischer Zeugnisse frei. Während man bei der Analyse einer Autobiographie immer auf ergänzende Quellen angewiesen ist, um die Konstruktion der Erzählung zu sezieren, gehen aus einer Briefserie die später verarbeiteten Erlebnisse einer früheren Zeit selbst hervor. Einsamkeit, Entbehrung, Heimweh, Existenzkämpfe und Kindstod werden nun unter dem Begriff *Abenteuer* subsumiert, der zu dieser Zeit hochgradig romantisch aufgeladen und als Motiv bereits in den Reiseberichten zu finden war. Konnotationen in zeitgenössischen Lexika, wie dem *Brockhaus*, sind das Seltsame, Wunderbare oder „*das auf ein Geratewohl unternommene*“. Der Ursprung wurde in der mittelalterlichen Ritterdichtung gesehen, die dem Abenteuer auch den Ruf des „*Mangels an Überlegung*“ einbrachten.⁹² In *Pierer's Universal-Lexikon* heißt es hingegen ganz pragmatisch: „*ein kühnes, waghliches Unternehmen, Gefahr.*“⁹³ Aus den mittelalterlichen Ursprüngen leitet der Beiträger in *Meyers Conversations-*

⁹⁰ *Dies.*: Brief vom 16.2.1849.

⁹¹ *Dies.*: Brief vom 12.6.1850.

⁹² Artikel „Abenteuerlich“, in: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon (= Brockhaus). Bd. 1. 9. Aufl. Leipzig 1843, S. 24.

⁹³ Artikel „Abenteuer“ und „Abenteuerlich“, in: *Heinrich August Pierer* (Hrsg.): Universal-Lexikon der

Lexicon die seinerzeit gültige Definition ab, nach der ein Abenteuer ein „*tollkühnes, unüberlegtes, wunderliches Beginnen oder ein unerwartetes, seltsames oder gefahrdrohendes Ereignis*“ sei.⁹⁴ Allen Erklärungen ist gemeinsam, dass sie das Scheitern nicht als Teil eines Abenteuers sehen, gerade das Überstehen auch der unmöglichsten Umstände, eben das „*Phantastische*“ und „*Undenkbare*“ als entscheidendes Merkmal herausstellen.

Konsolidierung, Bürgerkrieg und Tod von Bernhard Bruns

Tatsächlich konsolidierte sich die wirtschaftliche Lage der Familie ab den späten 1840er Jahren zusehends. 1842 kam Sohn Heinrich auf die Welt, 1844 Tochter Euphemia, genannt Effi. Nach dem Tod eines Frühchens und einem weiteren Kindstod ihres fünfjährigen Albert, gebar Henriette 1848 ihren Sohn Louis, 1851 ihre letzte Tochter Ottilie und 1853 ihren letzten Sohn Wilhelm. Vorübergehend wohnte die Familie in Shipley's Ferry auf einer neu gegründeten, größeren Farm, bevor Henriettes Wunsch schließlich in Erfüllung ging und sie in der Hauptstadt Missouri, Jefferson City, ein Haus bauten – Henriettes Optimismus ist nicht zu überhören: „*Wenn's uns nach dem Winter nicht im Haus oder der Stadt überhaupt gefällt, so ist die Welt noch offen.*“⁹⁵ Nachdem man also alle Widrigkeiten in den USA überwunden hatte, schien es, als könne man überall durchkommen. Anders gesagt: die Offenheit der Welt, die man sich mühsam erkämpft hatte, war eine neue Dimension von Freiheit – bloßgelegt durch Leidenschaft, Widerstandskraft und Durchhaltevermögen. Ihre Erfahrung hatte sie gelehrt, dass es noch unzählige Handlungsoptionen gab – präzisiert hatte sie ein größeres *Möglichkeits-* oder klassisch gewendet: *Könnensbewusstsein* entwickelt. Offenheit und *Könnensbewusstsein* sind zentrale Elemente der in der Einleitung vorgestellten philosophischen Modelle des Freiheitsgefühls und werfen die weitere erkenntnisleitende Frage auf, ob ein solches gerade im Affekt durch die Überwindung von Mangelsituationen auftritt und im Umkehrschluss durch Routine abstumpfen kann.⁹⁶

Henriette Bruns' Zuversicht war wohl zu einem guten Teil der Freude geschuldet, endlich wieder unter Menschen zu leben. Und tatsächlich herrschte durch das politische Geschäft in Jefferson City rege Betriebsamkeit bei den Bruns', da man im großzügigen Haus Zimmer

Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe (= Pierer). Bd. 1. 2. Aufl. Altenburg 1840, S. 30.

⁹⁴ Artikel „Abenteuer“, in: Das große Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände (= Meyer, „0. Auflage“). Bd. 1. Hildburghausen 1840, S. 59–60.

⁹⁵ *Henriette Bruns*: Brief vom 12.9.1854. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁹⁶ Vgl. Teil I, Kapitel 2.

vermietete.⁹⁷ Doch das Glück wich abermals der Ernüchterung, als die Familie 1856 das erste Mal nach Deutschland reiste. Nach der Wiederankunft in den USA schreibt Henriette:

„Die Reise nach Europa war so wohltuend für mich, so überaus angenehm und befriedigend, daß ich für die Zeit meines Lebens davon zehren werde. Allein seit wir wieder hier sind, hatte ich auch sehr viele ernste Gedanken und habe mir tiefe, bittere Vorwürfe gemacht, daß ich nicht mehr opponierte, in ein Land zu ziehen, wozu ich nie besonderen Trieb hatte und was mir manchen Genuß für's Leben raubte.“⁹⁸

Aus der selbsternannten Abenteurerin ist nun wieder die gefügige Ehefrau geworden, die nach den Eindrücken der Heimat kein gutes Wort mehr für die Wahlheimat ihres Mannes übrig hat. Der macht es ihr auch nicht leichter, wie sie feststellt: *„Bruns und ich zanken uns oft über den Garten. Er will mir keine Anlagen machen lassen, weil wir hier nicht wohnen bleiben, und ich meine, man muß die Gegenwart benutzen und genießen.“⁹⁹* Auch wenn dieses Zitat wohl eher darauf abzielt, der rationalen Abwägung ihres Mannes etwas entgegenzuhalten, spricht es im Zusammenhang mit Henriettes Verarbeitung der Deutschlandreise ebenfalls für ihr Verlangen, nicht zu sehr in der Erinnerung hängen zu bleiben und das Beste aus der gegebenen Lage zu machen.

Das versuchte Bernhard auch. Kaum zurück in den USA, setzte er sich im August 1856 direkt mit der politischen Situation vor Ort auseinander. Ganz kurz äußert er sich zu John C. Frémont – dem Schwiegersohn Thomas Bentons – der als ehemaliger *Free Soiler* nun kurz vor der Präsidentschaftswahl im November für die Republikaner hohe Popularitätswerte erreicht habe. Doch Buchanan *„von der alten demokratischen Schule“* werde nicht *„aus dem Sattel zu heben sein“*.¹⁰⁰ Eine weitere Einordnung der neu gegründeten Republikaner oder eine Positionierung erfolgen nicht.

Wirtschaftlich gelang nun der Aufstieg, Bernhard Bruns berichtet ausführlich vom dreistöckigen Haus in Jefferson City, vis-a-vis zum Kapitol. Das Stadtleben, das Henriette Bruns noch vor der Reise so hoch gepriesen hatte, spielte nun allerdings keine Rolle mehr. Die Zimmer des Hauses boten genügend Potenzial für gute Einnahmen aus Vermietung an die Abgeordneten. Nebenher wurde auch die Mühle noch immer betrieben und ging, wie auch das Ladengeschäft, *„nicht ins Große, aber solide.“¹⁰¹*

⁹⁷ Dies.: Brief vom 12.9.1854.

⁹⁸ Dies.: Brief vom 15.5.1857.

⁹⁹ Dies.: Brief vom 20.4.1857.

¹⁰⁰ Bernhard Bruns: Brief vom 8.8.1856. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

¹⁰¹ Henriette Bruns: Brief vom 20.4.1857. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

Dabei sei man gerade selbst erst durch die Krise gegangen, „*da Banken und die größten Geschäfte wie dürre Reiser zusammenbrachen*“. Obwohl man „*Dispositionen bei einem Banquier in St. Louis teilweise versperrt*“ gefunden habe, sei „*zum Glück [...] alles wohlvo-
rübergewandert, und wir atmen wieder frei auf.*“¹⁰² Die Wirtschaftskrisen der USA waren schwere Prüfungen für die Bürger, was man Bernhards rhetorischem Seufzer anhört. Die *Panic of 1857*, von der Bruns hier schreibt, hatte ihre Ursprünge sowohl im Krimkrieg als auch in der erneut entstandenen amerikanischen Spekulationsblase und entlud sich schlagartig durch die Insolvenz der *Ohio Life Insurance and Trust Company* in New York. Bis 1859 lähmte die Krise beinahe den ganzen Erdball.¹⁰³

Es folgte im Jahr des Umzugs nach Jefferson City ein weiterer Schicksalsschlag, als Henriette Bruns' mitemigrierter Bruder Franz starb. Henriette und Bernhard adoptierten seine drei Kinder Caspar, Henriette und Henry, die Henriette Zeit ihres Lebens auch als ihre eigenen ansah.¹⁰⁴

Dass Bernhard sich in der amerikanischen Gesellschaft etabliert hatte, kann man auch bei Henriette lesen – er sei in der Republikanischen Partei Missouris „*nicht unbedeutend*“, wie sie an ihre Verwandten schreibt.¹⁰⁵

Bernhard beschreibt in seinen letzten überlieferten Briefen die Atmosphäre in den kurz vor dem Bürgerkrieg stehenden USA. Er sei als Delegierter der Republikaner für Missouri nach Chicago zur National Convention gereist, um den Präsidentschaftskandidaten zu ernennen, wie er im Juni 1860 seinem Onkel berichtet: „*Dieses Mandat war ein wichtiges und in seinen Folgen vielleicht von unabsehbarem Einfluß.*“¹⁰⁶ Doch nennt er weder die Namen der Kandidaten (Lincoln und Seward), noch stellt er sie vor. Voller Stolz berichtet er aber, dass von den sechzehn Delegierten aus Missouri fünf Deutsche gewesen seien – die höchste Anzahl, verglichen mit allen anderen Staaten. Erst als er die Kandidaten der in verschiedene Lager gespaltenen Demokraten vorstellt, erwähnt er auch – siegesgewiss – Lincoln und seinen Running Mate Hannibal Hamlin.

Am 21. November ergänzt Bruns den Brief und berichtet kurz vom Sieg der republikanischen Partei: „*Die Schlacht ist am 6. November geschlagen und der Sieg der republikanischen Partei ein vollständiger.*“ Verblüffend ist die an Carl Schurz erinnernde Wortwahl. Der Süden „*droht mit Trennung.*“ Doch aus Bruns Sicht werde das nicht passieren, da der „*Süden*

¹⁰² Dieses und die folgenden Zitate: *Bernhard Bruns*: Brief vom 21.9.1858. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

¹⁰³ *McPherson*, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 189f.; *Rockoff*, *Banking* (wie Anm. 35), S. 667.

¹⁰⁴ *Henriette Bruns*: Brief vom 29.11.1858. FBG, DABS, Schulz/Bruns; *Bruns*, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 1), S. 48.

¹⁰⁵ *Dies.*: undatierter Brief, etwa September 1857.

¹⁰⁶ Dieses Zitat und die folgenden: *Bernhard Bruns*: Brief vom 24.6.1860. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

[...] *genug mit der Hütung seiner Neger zu tuen*“ habe und sich nur in wirtschaftliche Schwierigkeiten bringen würde. Dass er damit zugleich Recht und Unrecht haben würde, sollte sich bald zeigen. Den Brief schließt er mit einem letzten verbalen Schlag gegen die Kirche: *„Die Pro-sklaverei-catholic-clergy, besonders die Jesuiten und die irischen Pfaffen sind natürlich für Unterdrückung [...]“*. Die Verbindung zwischen Sklaverei und Religion soll in einem separaten Kapitel eingehend behandelt werden – was hier verwundert, ist Bernhards kritische Haltung gegenüber der katholischen Kirche. Immerhin besuchte sein Sohn die St. Louis University, die von Jesuiten gegründet worden war. Und auch vorher hatte er sich anerkennend über deren Missionsarbeit bei den Indigenen geäußert.

Der letzte überlieferte Brief von Bernhard Bruns wurde zwei Tage später geschrieben, und er berichtet seinem Schwager Heinrich, dass nun die ersten vier Staaten – South Carolina, Florida, Georgia und Alabama – wegen Lincolns Wahl mit Sezession drohen. Doch er glaube immer noch nicht daran, dass eine Abspaltung politisch möglich sei.¹⁰⁷

Während Bernhards Stimme nun verstummte, begann Henriette Bruns über den Bürgerkrieg zu schreiben. Sie befürchtete, dass Missouri dem Süden zufalle.¹⁰⁸ Zwar war Missouri ab November 1861 offiziell Teil der Konföderation, allerdings saß die Regierung der Rebellen im Exil, und der Staat wurde durchgehend von Unionstruppen kontrolliert.¹⁰⁹ Henriette schreibt, dass der Bürgerkrieg sie *„betäube“* – in Anbetracht der unsicheren Situation, in der die Rebellen ihren Schatten wie ein Damoklesschwert über Missouri warfen, kaum verwunderlich.¹¹⁰

Die ersten persönlichen Schreckensnachrichten ereilten Henriette im März 1862 und im Juli 1863, als erst ihr Adoptivsohn Caspar in Fort Donelson, Tennessee, tödlich verwundet wurde und auch ihr leiblicher Sohn Heinrich ein Gefecht in Iuka, Mississippi, nicht überlebte.¹¹¹ Sie versucht es mit Fassung zu tragen, als sie an ihren Bruder Heinrich schreibt: *„Unser Herrgott gab uns Kraft, den ersten Schmerz gelassen zu ertragen, und so wird es ja wohl vorangehen. Aber der ganze Krieg und die ganze elende Welt – und man wird müde!“*¹¹² Ebenso versucht sie im Frühjahr des nächsten Jahres eine erneute schwere Erkrankung ihres Mannes und den damit verbundenen finanziellen Engpass zu überspielen: *„Mußt nicht glauben, daß ich verzweifelt bin, es erhebt sich eine Kraft in mir, die mich über alles Unglück erstarkt und fähig*

¹⁰⁷ Ders.: Brief vom 23.11.1860.

¹⁰⁸ Henriette Bruns: Brief vom 26.4.1861. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

¹⁰⁹ McPherson, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 293.

¹¹⁰ Henriette Bruns: Brief vom 14.8.1861. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

¹¹¹ McPherson, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 522.

¹¹² Henriette Bruns: Brief vom August 1863. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

macht, mich dem zu unterziehen, was mir beschieden ist, zu ertragen.“¹¹³ Die Hiobsbotschaft vom krankheitsbedingten Tod ihres Mannes folgt im nächsten Brief und sie macht sich schwere Vorwürfe, weil sie im Moment des Todes nicht an der Seite ihres Mannes war: *„Ich entsetzte mich gewaltig und konnte erst nicht darüberkommen, daß ich immer Tag und Nacht diese zwölf Wochen um ihn war und gerade den letzten Augenblick fehlte.*“¹¹⁴ Henriette stürzte in eine tiefe Krise, wirkt auch nach zwei Monaten noch paralysiert:

„Aber ich kann nicht helfen. Ich fühle so ganz hoffnungslos, für mich gibt’s keinen Rat mehr als die Nachfolge [in den Tod, D.M.]. Das ist ja auch nicht schlimm und ganz in der Ordnung. Wenn man mal so dreißig Jahre miteinander zubrachte wie wir, und besonders die letzten Jahre waren sehr geeignet, uns ernst und zurückhaltend zu stimmen. Da sieht man gefaßt mit Sehnsucht einer Wiedervereinigung entgegen. [...] Jetzt wo ich das Haus fast garnicht verlasse, ist der Garten in etwa Zerstreung. [...] Ich dachte kürzlich oft, daß es mir grad so geht. Ich kann mich über nichts freuen und empfinde nicht so tief. Dank Gott dafür! Ich würde ganz elend sein. Es ist noch Manches, was mich drückt!“¹¹⁵

Wie nach dem Verlust ihrer drei kleinen Kinder 1841 überkam Henriette Bruns eine melancholische Todessehnsucht, doch wie auch schon zwanzig Jahre vorher, musste sie ihr Schicksal tragen – weitere 35 Jahre. Sie hatte also mehr als ein Drittel ihres Lebens noch vor sich, hatte sechs ihrer elf Kinder, ihren Ehemann und einen Bruder verloren und stand vor einem großen Berg Schulden.¹¹⁶ Doch gerade dieser letzte Lebensabschnitt liefert tiefe Einblicke in Henriette Bruns’ Freiheitskonzept und verknüpft viele Fäden, die in den vorhergehenden Jahren gesponnen wurden.

Der Weg aus der Krise

Im August des Jahres 1864 schien sie sich wieder gefangen zu haben und so kann man lesen: *„In mancher Hinsicht bin ich besser hier wie in Europa, mir steht noch vieles offen, um eine Existenz zu gründen, wenigstens hoffe ich dies.*“¹¹⁷ Nach den anfänglichen Anflügen von Einsamkeit, Heimweh und Melancholie und dem jahrelangen Kampf um den Aufbau einer

¹¹³ *Dies.*: Brief vom 5.3.1864.

¹¹⁴ *Dies.*: Brief vom 4.4.1864.

¹¹⁵ *Dies.*: Brief vom 11.6.1864.

¹¹⁶ *Dies.*: Brief vom 4.4.1864, *Dies.*: Brief vom 14.8.1864.

¹¹⁷ *Ebd.*

sicheren Existenz, erscheint der Rückbezug auf das Narrativ der Zukunftsoffenheit nicht selbstverständlich – zumal sie von Bruns einige Schulden geerbt hatte:

„Das neue Jahr habe ich recht trostlos angefangen, mußte immer denken, wie Bruns und ich vorig Jahr da den festen Vorsatz machten, mit neuem Mut den kommenden Ereignissen entgegenzutreten. Kann ich das jetzt allein? Wahrhaftig nicht! Doch die Gegenwart macht immerfort dringende Ansprüche an meine Aufmerksamkeit, und so stolpere ich voran, bemüht meiner Stellung zu genügen. [...] Der ganze Nachlaß ist verhudelt, und obschon man anfangs meinte, daß nach Abzug der Schulden etwas übrigbliebe, stellt es sich nun so heraus, daß die anlaufenden Zinsen, mehr als da ist, verzehrten.“¹¹⁸

Es wird deutlich, dass Henriette ihren Verlust noch nicht überwunden hat und die Akkommodation mit der neuen Lebenslage lange nicht abgeschlossen ist. Sie wirkt unbeholfen, „stolpert“ voran und strahlt nicht mehr die Zuversicht des Briefs vom August aus. Über all den alltäglichen Sorgen liegt der Schatten des Bürgerkriegs, dessen Ende noch nicht in Sicht ist, und das mit ihrem Mann gemeinsam vereinbarte Credo, der Zukunft zu trotzen. Die konsternierte Sprache findet sich auch im nächsten Brief, weicht aber stellenweise wieder einer der Zuversicht. Begonnen nur eine Woche später, um von der endgültigen Befreiung Missouris zu berichten, und fortgesetzt im April, nach dem Fall der konföderierten Hauptstadt Richmond, fällt er in die Zeit der letzten Tage des Bürgerkriegs:

„Hatte auch eine harte Zeit durchzumachen. Den 8. März ließ ich einen öffentlichen Verkauf abhalten und kaufte dann wieder, was ich glaubte, nicht entbehren zu können. Nachdem suchen wir uns nun wieder einzurichten, was darin besteht, soviele Zimmer als möglich freizumachen und selbe zu verrenten. Unser Schlafzimmer war das erste. Das schönste, luftigste in der Stadt. Ich schüttelte anfangs immer den Kopf, wußte nicht, wo anzufangen. Dann wollte ich stark sein und griff an, kam mit Macht an's Heulen, bis ich ganz stumpf war, da ging es. [...] Meine Kräfte trügen mich oft in letzter Zeit, und die Kinder werden auch in einigen Jahren tüchtiger sein. So werde ich denn Hermann wohl folgen müssen. Auch mein Schwager sagte, ich müsse, wenn

¹¹⁸ Dies.: Brief vom 4.1.1865.

ich möglichst könne, das Ansehen aufrecht erhalten. Es ist doch gut, daß man hier besser sich helfen kann wie bei euch.“¹¹⁹

Aus der Vermietung der Zimmer wurde der Betrieb einer Pension für die auf Zeit verweilenden Abgeordneten des dem Haus direkt gegenüberliegenden Kapitols Missouris. Henriette rekrutierte aus dem Bekanntenkreis ihres Mannes und ihres gemeinsamen Freundes Arnold Krekels viele republikanische Gäste, weshalb Kregel der Pension den Namen „*Radical Corner*“ verpasste. Unter den Gästen war beispielsweise der Mitbegründer des Gießener Auswanderervereins und Mitgründer der republikanischen Partei, Friedrich Münch.¹²⁰

Es folgten weitere Jahre des Auf und Ab, im Juli 1865 berichtet sie von ihren Schulden und „*Nahrungssorgen*“, fühlt sich „*hoffnungslos*“ und „*stumpf*“.¹²¹ Die Heirat und der damit verbundene Auszug von Henriettes Tochter Effi versetzt sie erneut in Melancholie: „*Es ist hier anfangs so still und leer.*“ Effis Ehemann war nicht katholisch, was „*einigen Anstoß*“ provoziert habe – „*[i]ch habe meinen Mann hierbei sehr vermißt; so muß ich allein wissen, was ich zu tun habe.*“¹²² Eigenverantwortlichkeit ist das zentrale Thema der Briefe in den Jahren nach dem Tod ihres Ehemanns. Henriette wuchs langsam in ihre neue Rolle hinein und so echauffiert sie sich über den Alleingang ihres Sohns Hermann, als er ihr das Haus ihres Mannes, das öffentlich versteigert werden sollte, kaufte und nicht – wie vereinbart – als Darlehen an sie überschrieb, sondern an seine Frau: „*Das empörte mich, konnte aber nichts machen, Kregel [ihr Anwalt, D.M.] sagte, es sei annehmbar, aber niederträchtig.*“¹²³ Sie fühlte sich in ihrer Souveränität eingeschränkt, angespornt möglicherweise durch den oben festgehaltenen Rat ihres Schwagers, das Ansehen zu bewahren.

Noch deutlicher tritt dieser Konflikt über ihre eingeschränkte Handlungsfreiheit in einem Brief vom Januar 1867 hervor. Sie habe ihren Söhnen nahelegt, mit ihr zusammen weiter in den Norden zu ziehen, denn sie „*hatte es Bruns schon zugegeben, daß wir neu anfangen wollten, und sobald die Boys nicht mehr studieren müssen, ginge es. Das ist aber nur so eine Idee, und ich muß wohl im Haus bleiben und vermieten und kochen, bis die Kinder anders über mich verfügen.*“¹²⁴ Hier spitzt sie die Aussage so zu, dass sie ihre eigene Mündigkeit in Frage stellt. Es ist schwierig zu eruieren, wer noch mit ihr im Haushalt lebte und ob eine

¹¹⁹ *Dies.*: Brief vom 11.1.1865, ergänzt am 4.4.

¹²⁰ *Bruns*, Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 56; vgl. *Jörg Nagler*: Artikel „Münch, Friedrich“, in: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 18. Berlin 1997, S. 518–519.

¹²¹ *Henriette Bruns*: Brief vom Juli 1865. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

¹²² *Dies.*: Brief vom 26.5.1866.

¹²³ *Dies.*: Brief vom 28.5.1866.

¹²⁴ *Dies.*: Brief vom 28.1.1867.

entsprechende Konfliktlage zwischen ihr und den Kindern bestand. Festzuhalten ist jedoch, dass die Polemik ihren Drang nach Selbstständigkeit rhetorisch untermauert. So prägt sich in ihrer Erzählung ein deutliches Bewusstsein für eigenverantwortliches und souveränes Handeln aus, das Henriettes Wahrnehmung nach noch von ihrer Umwelt gestört wurde. Insgesamt fühle sie sich aber „*freier im Kopf*“, wie es in einem Brief vom Sommer 1867 heißt, und die Geburt ihrer ersten Enkelkinder stimmte sie zuversichtlich.¹²⁵ Doch diese Zuversicht hielt nur kurz an, denn noch im gleichen Sommer starb ihr geliebter Onkel und gelegentlicher Briefpartner Caspar.¹²⁶

Ein bewegter Lebensabend

Henriette Bruns überstand auch diesen Schlag und entwickelte im Alter einen geradezu dynamischen Lebensstil. Zentral wurde die Bedeutung der Reisefreiheit oder allgemeiner, der Freizügigkeit in ihrer letzten Lebensphase. So schreibt sie 1871 über die Entwicklung ihres scheinbar geistig behinderten Sohnes Wilhelm: „*Ich möchte gern mit ihm in eine neue Gegend ziehen und versuchen, uns durchzuschlagen. Aber die anderen wollen nichts davon hören, und ich muß nachgeben, weil ich nicht gesund bin.*“¹²⁷ Ihr Drang zu Veränderung und Bewegung und ihre Verbitterung über die Einschränkungen, die ihre Kinder ihr auferlegten, sprechen aus diesen Zeilen. 1878 reiste sie mit ihrer Tochter Ottilie in den Norden, was ihnen, „*teils auf dem Mississippi, teils auf der Eisenbahn vielfachen Genuß bot.*“¹²⁸ Henriette nutzte anschließend den Umzug Ottilies nach Ohio und den massiven Ausbau des Schienennetzes und verbrachte mehrere Wochen bei ihrer Tochter. Ihren Verwandten fiel auf, dass sie viel reiste, es ist also davon auszugehen, dass sie die Freiheitserfahrung voll auskostete, nicht mehr von ihrem Mann abhängig zu sein und in einem Land von der Größe Europas zu leben, in dem keine Reiseeinschränkungen bestanden und das über eine gute Infrastruktur verfügte.

In diese Zeit fiel auch ihre zweite Deutschlandreise, veranlasst durch ihren Schwiegersohn Carl Heß. Ihre Motivation schien nicht besonders groß gewesen zu sein, sie hält es in einem Brief vom Mai 1881 „*für eine seltsame Idee*“ und befindet, dass es besser wäre, nicht weiter darüber nachzudenken. Nachdem ihr Bruder Bernhard im vorigen Jahr gestorben war, stellt sich auch ihre Melancholie wieder ein, sie denkt es wäre „*Zeit, Adieu zu sagen*“ – zumal man für den Familiendurchschnitt schon sehr alt sei.¹²⁹ Die Reise fand letztlich doch statt, und

¹²⁵ *Dies.*: Brief vom 23.6.1867.

¹²⁶ *Dies.*: Brief vom 30.7.1868.

¹²⁷ *Dies.*: Brief vom 10.4.1871.

¹²⁸ *Dies.*: Brief vom 12.7.1878.

¹²⁹ *Dies.*: Brief vom 30.5.1881.

auch diesmal stürzte sie nach der Rückkehr in eine tiefe seelische Krise: *„Es ist ein herbes Heimweh, das ich bekämpfen muß. Ob ich wohl wieder Freude für's Weiterleben gewinnen kann?“*¹³⁰ Doch schon ein Vierteljahr später hatte sie sich wieder gefangen: *„Das einzige Unheilbare sind meine beinahe 70 Jahre, was ich nicht mal ein Übel nenne. Was soll ich da noch vornehmen? Und doch lebt in mir ein strebsamer Geist, ich kann nicht untätig in den Tag hineinleben.“*¹³¹ Die Rastlosigkeit bestimmte Henriettes Alter. Trotz aller familiärer Unterstützung wurde sie angetrieben durch die Idee, für sich selbst sorgen zu können, eigenständig zu sein:

*„Zuerst vielen Dank für das Übersandte. Schon dachte ich, es kommt nicht, der Bruder findet es nicht mehr passend, in ein so fernes Land zu schicken, wo nahe Bedürftige in Menge rc. Nötig habe ich es schon und fühle oft gedrückt, daß ich nur von der Güte der Kinder existiere. Dann möchte ich gerne arbeiten, verdienen. Die Tochter sagt aber: ‚nein, ich arbeite jetzt, Du hast es früher getan.‘“*¹³²

Der anfängliche Stolz auf den sozialen Status und die kategorische Ablehnung nicht geforderter Geldgeschenke, die den Schein finanzieller Unabhängigkeit trübten, war nun der Würde einer starken Frau gewichen, die dankend Unterstützung annahm und keinen Widerspruch darin sah, ihr Leben trotzdem selbst zu meistern. Es liegt nahe, dass der Tod ihres Mannes diesen Mentalitätswandel evoziert hat. Ihre Rolle als Ehefrau und Mutter war nicht nur in der europäischen Familienphilosophie festgeschrieben, sondern ebenso im US-amerikanischen Konzept der *seperate spheres*. Der Bereich der Frau war mit Heim, Herd und Kindern eng abgesteckt, die finanzielle Abhängigkeit vom Mann in vielen Bundesstaaten bis ins späte 19. Jahrhundert beinahe absolut. Starb der Mann, änderte sich die Rolle erheblich. Neben der wirtschaftlichen Zwangslage taten sich Perspektiven auf, unabhängig für das eigene Dasein zu sorgen. Trotz der Geldgeschenke spricht einiges dafür, dass das Leben als Witwe in den USA mit weniger Hürden verbunden war als in Deutschland.¹³³ Ein sehr gutes Beispiel, das diese Hypothese belegt, ist ihr Umgang mit ihrem wohl geistig behinderten Sohn Wilhelm. Schon als ihr psychisch kranker Bruder Bernhard aus den USA zurück nach Deutschland reiste und dort in eine „Anstalt“ eingewiesen wurde, machte sich Henriette Vorwürfe und appellierte an ihre Familie: *„Lasst ihn doch nicht immer so allein!“*¹³⁴ In Bezug auf Wilhelm äußert sie keinen einzigen Gedanken an eine Einweisung in eine Einrichtung für geistig Behinderte. Nach ihrer von

¹³⁰ Dies.: Brief vom 12.12.1882.

¹³¹ Dies.: Brief vom 3.3.1883.

¹³² Dies.: Brief vom 5.3.1883.

¹³³ Eric Foner: *The Story of American freedom*. New York/London 1998, S. 72.

¹³⁴ Henriette Bruns: Brief vom 20.2.1846. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

den anderen Kindern blockierten Idee, mit Wilhelm wegzugehen, ist sie in den USA in der Lage, mit 71 Jahren noch einmal Land zu kaufen, zu bebauen und zu bewirtschaften:

„In acht Tagen trete ich nun in Besitz von ein paar Ackern Land mit einem kleinen Haus darauf. Vorläufig habe ich Dünger bestellt. Ich halte sehr darauf. Dann wird gepflügt, Spargelbeete vorbereitet und Maulbeerbäume rc. Wilhelm ist vorläufig beschäftigt, wird später eintreten und bewirtschaften das Grundstück. Mir liegt es sehr im Kopf, und das Kalkulieren nimmt manche Stunde Schlaf. Aber wenn auch mit Schwierigkeiten verbunden, versucht wird es!“¹³⁵

Hier wird Henriette Bruns Wandlung zu einer selbstständigen, resoluten Frau endgültig deutlich. Sie ist sich der Chancen in den USA bewusst und versucht, diese maximal zu nutzen. Gewissermaßen erfüllt sich nun ihr optimistisches Freiheitsverständnis der ersten Amerikajahre. Gleichzeitig nimmt ihr Sohn Wilhelm jetzt die Rolle ein, die ihrem Bruder Wilhelm zugeordnet war, als sie ihn 1839 vergeblich versucht hat, für eine Auswanderung zu gewinnen – mit der Argumentation, in den USA „*Bildung fürs Leben*“ zu genießen, damit er das Leben in der „*freien Natur*“ nicht verlerne. Der Versuch, ihren Sohn zu therapieren, war nicht erfolgreich, doch Henriettes Idee, dass Wilhelm in einer anderen Umgebung besser zurechtkommen würde, fand Berücksichtigung, als sein großer Bruder Louis ihn mit nach Seattle nahm. In einer eindrucksvollen Demonstration von Henriettes Freizügigkeit im hohen Alter kommt in den Briefen auch der Naturbezug erneut zum Tragen, als sie mit 77 Jahren die 2000 Meilen weite Reise zu ihren Söhnen auf sich nahm:

„Es ist ein großer Unterschied zwischen den beiden grossen Städten. Hier alles so geregelt, solide, reich, schwer und ka[---]. Dort leicht, grade, alle Schwierigkeiten beiseite schiebend. Wenn es nicht über den Berg geht, dadurch und die Schluchten überbrückt. Ein reges, fröhliches Leben, als wenn die Menschen sich etwas angingen, und den Kampf mit der Urnatur gemeinschaftlich betreiben, sie unterjochen und durch Kultur ergiebig machen wollten. Es wundert mich garicht, daß meine Söhne für das neue Land schwärmen. Sie gehen mit der Entwicklung voran, nehmen Teil daran.“¹³⁶

¹³⁵ Dies.: Brief vom 24.9.1884.

¹³⁶ Dies.: Brief vom 12.10.1891.

Henriette Bruns bedient sich des klassischen aufklärerischen Topos der Naturbeherrschung und scheint ganz gefesselt vom amerikanischen Fortschrittsgeist. Es schwingt allerdings auch eine Kritik am Individualismus mit, als sie das Narrativ der unterschiedlichen Mentalitäten in Nord und Süd wieder aufgreift. Es scheint, als hätten der jahrelange Überlebenskampf, die Einsamkeit und die Selbstversorgung der letzten Jahre ihre Spuren hinterlassen. Diese findet man auch in ihrem Selbstbild, gezeichnet in einem anderen Brief über ihre Erlebnisse in Seattle:

„Ich kann nicht helfen, daß ich immer noch mit dem größten Interesse an Seattle zurückdenke, und Missouri ist mir längst nicht so lieb. Ich bin eine Pionier-Natur. Aber wir haben doch auch hier einen Anfang durchgemacht. Diese großartige Wildnis von dem großen Wasser umgeben. Das milde, gesunde Klima, wo alles gedeiht, was der Mensch versucht, dahin zu bringen.“¹³⁷

In ihrer Briefserie ist Henriette Bruns von der skeptischen Auswanderin aus guten Verhältnissen, die ihrer Sehnsucht nach der Heimat und ihrer Einsamkeit immer wieder Luft gemacht hatte und mehrfach zum Ausdruck brachte, wie sehr sie die Emigration bereute, zur „Pionier-Natur“ geworden. Den Pionier als Entdecker und Überwinder von Grenzen kann man dem semantischen Feld von Freiheit zuordnen.¹³⁸ Hier erhält der Begriff noch eine anthropologische Erweiterung, indem Henriette ihrer Persönlichkeit eine naturhafte, also angeborene Entdeckerneigung andichtet. Die Erzählung schließt sich gegen Lebensende zu einer Erfolgsgeschichte, analog zum Bildungsroman in aufklärerischer Manier.¹³⁹ Henriette entdeckt eine „andere“ Henriette, die durch die bürgerliche Existenz in Preußen nicht gefordert wurde und erst durch die Krisenbewältigung in den USA allmählich hervorkam. In der Verknüpfung von Naturbeherrschung, Krisenbewältigung und Bildung schließt sich der Kreis von Henriettes Freiheitskonzept schließlich. Der freie Landerwerb, die wirtschaftlichen Voraussetzungen und „Bildung fürs Leben“ seien die Grundlagen, die dem Menschen mitgegebenen freiheitlichen Anlagen zu pflegen, damit sie nicht in der „europäischen Stickluft“ verkümmern. Der oft postulierte „Bildungsweg“ bezieht sich weniger auf einen institutionalisierten und formalisierten Kanon, sondern mehr auf einen ihrerseits angenommenen anthropologischen Kern menschlicher Entwicklung: dass man Freiheit lernen und verlernen könne und zwar durch und für das „freie thätige Leben in der schönen Natur“. Damit zielt sie gewissermaßen ins Herz der

¹³⁷ Dies.: Brief vom 22.9.1891.

¹³⁸ Vgl. Artikel „Pioneers“, in: Heinrich August Pierer (Hrsg.): Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart: oder, Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Bd. 13. 4. Aufl. Altenburg 1861, S. 148.

¹³⁹ Rolf Selbmann: Der deutsche Bildungsroman. 2. Aufl. Stuttgart/Weimar 1994.

aufklärerischen Bildungsidee, die mit dem Leitbild der „*Bildung zur Persönlichkeit*“ die Bildungskultur (nicht nur) Preußens im 19. Jahrhundert maßgeblich geprägt hat.¹⁴⁰

Als ein weiterer Naturbezug ist schon mehrfach die Bedeutung des Gartens in Henriette Bruns' Erzählung augenfällig geworden: Ihr Mann lehnte ihr Vorhaben ab, einen kultivierten Garten anzulegen, um ihre Einsamkeit zu therapieren und sich vom Existenzkampf in und mit der Wildnis zu erholen; nach dem Tod ihres Mannes bot nur der Garten ihr Zerstreuung; Wilhelm sollte zunächst durch die Ausbildung bei einem Gärtner kuriert werden und zuletzt nahm sie diesen Ansatz mit dem zu bewirtschaftenden neuen Grundstück wieder auf. Und auch in ihrer Autobiographie stellt sie den Garten als eine ihrer ersten Kindheitserfahrungen ganz an den Anfang, sie und ihre Geschwister hätten alle ihr eigenes Beet gehabt und durchaus auch exotische Pflanzen im Garten gezogen.¹⁴¹ Der Garten repräsentiert Naturbeherrschung, befriedigt Henriettes musealisches Naturverständnis und ist als durch Unterjochung der Wildnis hervorgegangenes Kulturland mit dem Pioniergeist artverwandt. Doch der Garten galt in der Romantik auch als Ort „*gefühlsmäßigen Gartenerlebens*“, der die körperliche und seelische Gesundheit des Menschen fördern sollte. Als komplexes Symbol in Henriettes Erzählung deutet der Garten neben den damit korrespondierenden Konnotationen von Vertrautheit, Sicherheit, Zerstreuung und Ästhetik auch auf die anthropologische Dimension ihres Freiheitsverständnisses hin: Naturbeherrschung, Selbstbildung, Eigenverantwortlichkeit und Arbeit als Grundlagen der Freiheit, die ansozialisiert, aber auch wieder verlernt werden können.¹⁴²

Exkurs: Die Freiheit der Anderen

Neben dieser persönlichen Ebene äußert sich Henriette Bruns allerdings auch zu den bürgerlichen Freiheiten. Man findet vereinzelte Hinweise auf einen möglichen Einfluss von nahen Verwandten, die Gedanken der politischen Opposition teilten. Man denke an ihre Vorstellungen einer Entfaltung jenseits von „*Ständen*“ oder das Zitat ihres Onkels über die „*euro-päisch[e] Stickluft*“.¹⁴³ Über die Revolution von 1848/49 schreibt sie allerdings kaum, unterstellt der Presse jedoch, ein falsches Bild von Preußen zu zeichnen – nicht etwa, weil Preußen die Aufständischen unterdrückt, sondern weil Preußen angeblich zu schwach dargestellt würde. Von Sympathien für die im Namen von Bürgerrechten gegen die Stickluft und Stände revoltierenden 48er findet man bei Henriette allerdings kein Wort: „*Dieses Raisonieren und Schimpfen!*

¹⁴⁰ Vgl. Teil I, Kapitel 2.

¹⁴¹ Bruns, Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 4.

¹⁴² Clemens Alexander Wimmer: Geschichte der Gartentheorie. Darmstadt 1989, S. 412, 416f., 422.

¹⁴³ Henriette Bruns: Brief vom 25.4.1839. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

Besonders auf die Preußen, falsche Gerüchte von Niederlagen rc. rc. Bruns sagte aber immer, daß es nichts zu bedeuten habe, und so scheint es ja auch zu kommen.“¹⁴⁴ Auch wird hier die Uneindeutigkeit Henriettes politischer Urteilsbildung deutlich, da sie sich auf ihren Mann be-ruft. Über dessen Wahlkampf für Abraham Lincoln Ende 1860 schreibt Henriette:

*„Im Missouri-Staat sieht es sehr schlecht aus. Ich weiß nicht, daß wir je eine so geld-
arme Zeit hatten. Der Mißwachs setzt dem Übel die Krone auf. Es ist wirklich drü-
ckend. Ich bin auch mitunter etwas trübe gestimmt davon, wenn Bruns und Herman
das so besprechen, und man kann nicht hoffen, daß es so schnell besser wird. Die
Erwählung des Herrn Lincoln zum Präsidenten macht viel Aufregung unter der Skla-
ven-Partei, und man hört allerlei Drohungen. Hier in der Stadt wurde ein deutsches
Blatt unterdrückt, weil es zur republikanischen Partei gehörte. Der Redakteur musste
die Stadt verlassen. Bruns hat immer zu dieser Partei gestanden.*“¹⁴⁵

Im Zusammenhang mit der Revolution von 1848/49 war Pressefreiheit für Henriette Bruns kein Thema, auch wenn diese im Vormärz immer wieder massiv eingeschränkt wurde. Die „*europäisch[e] Stickluft*“ spielt genau auf diese Lage an – und doch wird das Thema Pres-sefreiheit für Henriette erst relevant, als es sie persönlich in Missouri betrifft.

Kurz vor Ende des Bürgerkriegs und nach dem Tod ihres Mannes klingt Henriette sehr erleichtert, weil Missouri offiziell zum „*Freistaat*“ erklärt worden war und sie wieder einer „*hoffnungsvollen Zukunft*“ entgegensehen konnte.¹⁴⁶ Gemeint ist die *Emancipation Ordinance of Missouri*, erlassen am 11. Januar 1865 – dem Datum des Briefs – die mit sofortiger Wirkung die Sklaverei in Missouri aufhob und sämtliche Sklaven befreite.¹⁴⁷ Konkret geht Henriette nicht auf die Ereignisse der *Missouri State Convention* zwischen dem 6. und 11. Januar in St. Louis ein. Jedoch erwähnt sie im Juli 1865 nachdrücklich die Bedeutung der neuen Verfassung, die „*ein großer Schlag für die Rebellen*“ sei, da diese „*dadurch des Stimmrechts beraubt*“ seien. Es handelt sich um die sogenannte *Drake Constitution*, benannt nach dem im Zusam-menhang mit Carl Schurz bereits erwähnten Senator Charles D. Drake, der als radikaler Repub-likaner großen Einfluss auf die emanzipatorische Verfassung hatte. So wurden unter anderem Wahlrechtsbeschränkungen für Rebellen kodifiziert, auf die sich Henriette bezieht.¹⁴⁸ Auf das

¹⁴⁴ *Dies.*: Brief vom 17.10.1949.

¹⁴⁵ *Dies.*: Brief von Ende 1860.

¹⁴⁶ *Dies.*: Brief vom 11.1.1865, ergänzt am 4.4.

¹⁴⁷ *William E. Parrish*: A History of Missouri. Vol. 3: 1860 to 1875. Columbia/London 2001, S. 116f.

¹⁴⁸ Vgl. *Eric Foner*: Reconstruction. America's Unfinished Revolution, 1863-1877. New York 2014), S. 42; *Parrish*, Missouri (wie Anm. 147), S. 248.

weitere Procedere des Verfassungskonvents bis zum Abschluss im April 1865 geht Henriette nicht ein.

Die Emanzipation der Sklaven als solche wurde neben dem Schlagwort „*Frei-Staat*“ bis dato gar nicht thematisiert, überhaupt sind Begegnungen mit Afroamerikanern in ihren Briefen marginal. Henriette Bruns merkt erstmalig 1845 an, als sie von ihrem schwarzen Hausmädchen erzählt, „[d]ie Schwarzen sind häufig sehr nichtsnutz.“ Allerdings habe „*Mary [...] aber die Kinder lieb und ist immer guter Dinge.*“¹⁴⁹ Nach dem Bürgerkrieg belächelte Henriette das Engagement ihres Anwalts Arnold Krekel, zu der Zeit ein bedeutender Politiker in Missouri und Präsident des Verfassungskonvents, und nutzt dessen Einsatz für die Emanzipation der Afroamerikaner als Anlass, ihre Meinung zu den farbigen Mitmenschen erneut kund zu tun.¹⁵⁰ Sie seien

*„noch immer sehr lumpig, obschon gewiß auch viele achtungswert sind. Judge Krekel bemüht sich noch immer, die Hohe Schule für sie zu fördern, indeß er geht auch zu weit in der Schätzung für sie. Es ist doch immer eine verschiedene Rasse zu den Weißen, und die Gleichstellung führt oft zu unannehmlichen Geschichten. [...] Aber in Missouri ist es vielleicht noch schärfer zu bemerken wie selbst im Süden, wo die schwarze Bevölkerung immer noch niedriger und so sich noch mehr beherrschen lässt.“*¹⁵¹

Die Vorbehalte gegenüber anderen Hautfarben sind nicht unüblich zu der Zeit, auch unter Republikanern und Abolitionisten. Pseudowissenschaftliche Theorien über die Unterschiede verschiedener Hautfarben, die bis zur Entmenschlichung von Schwarzen reichten, wurden durch Kirchen, Presse und Literatur weit verbreitet. Auch wenn Henriette ab den späten 1850er Jahren zunehmend in Kontakt mit Abolitionisten kam, befand sie sich doch in einer recht eng gesteckten, von Weißen dominierten Lebenswelt eines *slave states*.¹⁵² Das Ende des Absatzes klingt beinahe so, als bedaure sie die Emanzipation, weil die Afroamerikaner zu einer unkontrollierbaren Größe werden könnten. Trotz eines Anflugs von Verständnis drückte sie einige Jahre später erneut ihre Abneigung aus, als Afroamerikaner öffentlich den 29. Jahrestag der vorläufigen *Emancipation Proclamation* Lincolns feierten: „*Heute war große Prozession und pic nic von Schwarzen. Sie feiern ihre Emanzipation. Von nah und fern strömten sie herbei,*

¹⁴⁹ *Henriette Bruns*: Brief vom 18.4.1845. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

¹⁵⁰ *Journal of the Missouri State Convention, Held at the City of St. Louis, January 6 - April 10, 1865*. St. Louis 1865, S. 3, 287.

¹⁵¹ *Henriette Bruns*: Brief vom 9.1.1880. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

¹⁵² *McCandless*, Missouri (wie Anm. 78), S. 270ff.

über 5000. Wer kann es ihnen verargen? Wenn man auch die Geschichte lieber woandershin verlegt sehen möchte.“¹⁵³

Größeren Anteil nahm sie als Katholikin am Kulturkampf in Preußen. 1871 hatte sie sich noch erleichtert und begeistert über den Ausgang des deutsch-französischen Krieges und die Gründung des Kaiserreichs geäußert:

„Meine engere Teilnahme gilt denen, – die wie ich damals, – [...] hinter den Gardinen mit weichem, feuchtem Blick den vorüberziehenden Kameraden nachblickte zum Kapitäl, wo sie feierlich empfangen wurden. [...] Ich höre sehr ungern, wenn der Kaiser geschmäht wird, das heißt, die privaten Briefe, die Zeitungen zollen Preußen alle Achtung, die es doch auch gewiß verdient. Natürlich mögen Sachen passieren, die nicht jedermann gefallen. – Und wo ist der Sieger, der nicht in etwa vom Ruhm berauscht wird? – Hier sind auch Siegesfeste mitgefeiert, und waren die Deutschen sehr enthusiastisch. Die Amerikaner bewundern die Überwindung der Franzosen, hatten sich die Preußen nicht so mächtig gedacht, lassen ihnen insoweit Gerechtigkeit widerfahren.“¹⁵⁴

Doch die Diskriminierung der Katholiken, die Bismarck ab 1871 vorantrieb, blieb Henriette nicht verborgen und so setzte sie sich entlang von Einzelschicksalen und der Situation in und um Münster kritisch mit der Situation in Deutschland auseinander. Im April 1876 schreibt sie an ihren Bruder, der wohl eine leitende Funktion im St.-Paulus-Dom in Münster innehatte: *„Wie ich aus den hiesigen Zeitungen sehe, ist der Bischof von Münster auch seines Amtes entsetzt. Hast Du auch den Verlust der Stelle im Domkapitel zu befürchten? Mir wird Angst. Und das wird gewiß nicht so bald anders werden.“¹⁵⁵*

Es kann festgehalten werden, dass eine Sensibilisierung für die Schicksale abstrakter Anderer kein sonderliches Gewicht hat, wenn es um die politische und rechtliche Wirklichkeit von Henriettes Umwelt geht. Zu einer *sympathy* wie Mathilde Anneke sieht sie sich nur bei persönlicher Betroffenheit fähig.

¹⁵³ Henriette Bruns: Brief vom 22.9.1891. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

¹⁵⁴ Dies.: Brief vom 10.4.1871.

¹⁵⁵ Dies.: Brief vom 26.4.1876, vgl. Wilhelm Cramer: Johann Bernard, Bischof von Münster. Würzburg 1882, S. 56.

1.3 Die Freiheitskonzepte von Henriette und Bernhard Bruns

Mit ihrem Ehemann zwangsläufig emigriert und von jahrelanger Einsamkeit und Heimweh geplagt, entwickelte Henriette Bruns nach dem Tod ihres Ehemanns Bernhard ein auf Souveränität und Eigenverantwortung fußendes Freiheitskonzept. Die ersten Freiheitserfahrungen waren vor allem negativer Natur, geprägt durch Entwurzelung, Entbehrung und einen gravierenden Mangel sozialen Austauschs – neben den wirtschaftlichen Rückschlägen und dem dramatischen Tod ihrer Kinder, die Henriette verkraften musste. Trotz fortwährender Anflüge von Heimweh zeigte sie kein Interesse daran, als Witwe nach Deutschland zurückzukehren und entwickelte einen Hang zu Rastlosigkeit und Selbstständigkeit. Man kann daraus folgern, dass die Auswanderung zunächst einen großen Einschnitt in Henriettes Freiheit bedeutete, da das Leben in einer Siedlung nahe der *frontier* viele der in Preußen als Bildungsbürgerin genossenen Privilegien nicht zuließ. Die einsetzende Prosperität der Familie zwischen den 1850er Jahren und dem Bürgerkrieg kann der Situation in den USA zugeschrieben werden, wenige Einschränkungen beim freien Wirtschaften unterworfen zu sein sowie der Möglichkeit, günstig Land zu erstehen und bebauen zu können. Durch den Tod ihres Mannes prägte Henriette in stetigen Selbstbehauptungsversuchen gegenüber ihren Kindern ein Souveränitätsideal aus, das mit ihren Anschauungen aus der frühen Auswanderungszeit korrespondiert und darauf fußt, dass Freiheit lernbar bzw. sozialisierbar ist. Allem zugrunde liegt ein konsequent individualistisches Freiheitskonzept, und es mag ihrer Rolle als Frau im 19. Jahrhundert geschuldet sein, dass sie sich zu politischen Zusammenhängen wenig äußert und sich zu großen Reformideen eher skeptisch positioniert. Auch überträgt sie ihr Freiheitskonzept nicht auf andere. Es waren vielmehr zunächst ihre Erfahrungen in der Wildnis, die ihr Freiheitsverständnis prägten, als die politische Sozialisation durch ihre Familie in Preußen und ihren Mann in den USA.

Auch die Entdeckung einer neuen Rolle, die sie als Ehefrau nicht leben konnte, formte ihre Vorstellung von Freiheit. Die Reisen nach Seattle, der Landkauf und das Verlangen zu arbeiten bestätigen das auf Selbstständigkeit, Eigenverantwortlichkeit und Souveränität gegründete und mit Fortschrittsglauben und Arbeitsethos verbundene Freiheitskonzept und verdichten es zu einem Narrativ der grenzüberschreitenden Abenteurerin, die ihre wahre „*Pionier-Natur*“ durch die Erfahrungen in den USA aus der preußischen Sozialisation herauschälen musste. Aufschlussreich sind auch ihre wiederholten Bezüge auf die mit dem Gefühl der Freiheit korrespondierenden Ideen der Zukunftsoffenheit und des *Möglichkeits-* oder *Könnensbewusstseins*. Sie begriff die Situation in den USA im Gegensatz zu Europa nach dem Umzug in eine Stadt und nach dem Tod ihres Mannes als „*offen*“. Das unterstreicht und erweitert die

erkenntnisleitende Frage, ob die Überwindung von Krisen- oder Mangelsituationen ein Freiheitsgefühl begünstigte und ob im Umkehrschluss eine Routine oder Privilegien dieses abstumpfen ließen.

Über Bernhards Freiheitskonzept erfährt man wenig bis gar nichts. Er etablierte sich in der Politik und wurde Abolitionist, Begriffe von Freiheit sind jedoch kaum Bestandteil seiner Briefserie, und auch die Erfahrungsebene lässt keine ausführliche Interpretation zu. Nur die Floskel des „*frei Atmens*“ gebraucht er nach der Überwindung wirtschaftlicher Schwierigkeiten, was die Erfahrung von Unfreiheit durch wirtschaftliche oder finanzielle Zwangslagen aufzeigt und auch für das semantische Feld festgehalten werden soll.

1.4 Forschungsprozess

Es besteht Grund zur Annahme, dass politisierte Auswanderer auch vermehrt Freiheitsbegriffe verwendet haben. Andererseits tritt gerade bei Henriette Bruns die Erfahrungsdimension deutlich hervor und Ähnlichkeiten in der biographischen Prägung der Freiheitskonzepte zwischen ihr und Mathilde Anneke werden deutlich: beide Frauen entwickelten aus unterschiedlichen Gründen und mit divergierenden politischen, sozialen und kulturellen Vorprägungen ein Bedürfnis nach Souveränität, insbesondere nach dem Tod ihrer Männer. Die Männer Fritz und Bernhard schrieben wenig über Freiheit und lassen auch wenig Interpretationen über ihre Erfahrungen von Freiheit zu. Sie sollen nun mit zunächst politisierten und anschließend mit weniger bis gar nicht politisierten Auswanderern verglichen werden. Um einen Zusammenhang mit Carl Schurz und den Annekes herzustellen, wird zunächst ein Jugendlicher herangezogen, der 1848 mehr oder weniger unbeabsichtigt in ein revolutionäres Ereignis hineingeraten war, was sein Leben völlig veränderte.

2. Dietrich Gerstein

2.1 Biographie

Dietrich Gerstein war ein Abkömmling des „Rhedaer Arms“ der einflussreichen Familie Gerstein, die, ursprünglich aus Bacharach am Mittelrhein kommend, seit dem späten 16. Jahrhundert über Generationen hinweg hohe Positionen in der Verwaltung und Justiz besetzte, zunächst in der Kurpfalz, spätestens ab dem 18. Jahrhundert auch in Preußen. Sein Vater, Moritz Casimir Emil, arbeitete hingegen in Dortmund als freischaffender Schriftsteller und Journalist – sein Werk *Der Zeitgeist oder das Geld*, veröffentlicht 1833 in Dortmund, brachte ihm bisweilen den Beinamen „Zeitgeist“ ein.¹⁵⁶ Da sich Moritz Gerstein weder finanziell noch intellektuell behaupten konnte, fiel das Elternhaus Dietrichs bereits aus der Tradition des Großbürgertums heraus. Allerdings muss ergänzt werden, dass Moritz Gerstein sich als Offizier in den antinapoleonischen Befreiungskriegen zumindest in militärischer Hinsicht standesgemäß bewährt hatte.

Dietrich Gerstein wurde 1828 in Rheda geboren.¹⁵⁷ In der Familienchronik, 1934 zusammengestellt von seinem Neffen Ludwig, findet sich ein autobiographisches Zitat Dietrich Gersteins über seine Jugendzeit. Daraus geht hervor, dass er die „*Bürgerschule in Dortmund*“ besucht habe, die ihm vor allem wegen der Prügeleskapaden seines Lehrers in Erinnerung geblieben sei. Danach wechselte er auf das protestantische Gymnasium in Dortmund. Als „*Schicksalsschlag*“ bezeichnet er den frühen Tod seiner Mutter Luise Gerstein im Jahr 1841. Sie sei „*die beste Frau, die je gelebt hat*“ gewesen. Mit dem Tod seiner Mutter war wohl verknüpft, dass er in die Obhut seines Schwagers, dem Pastor Carl Bäumer gegeben wurde. Nach eineinhalb Jahren sei er dann wiederum an eine Schule in Siegen gewechselt, von der er wegen Missachtung eines Rauchverbots und anschließender Aufmüpfigkeit verwiesen worden sei. Zurück in Dortmund habe er, angesteckt von der revolutionären Stimmung im Jahr 1848, an einer Petition gegen das morgendliche Pflichtgebet mitgewirkt und daraufhin auch diese Schule verlassen müssen.

Anschließend taumelte er wohl mehr in die Rolle eines Revolutionärs, als dass er ernsthaft darauf hingearbeitet hätte. Den Anschluss an die Freischaren im Frühjahr 1848 habe er zu

¹⁵⁶ Einen Überblick gibt: *Ludwig Gerstein: Geschichte der Familie Gerstein*. Hagen 1934; auch der Eintrag zu Dietrichs Neffen Karl Gerstein, dem Sohn seines Bruders und Schreibpartners Ludwig, in der deutschen Biographie gibt Aufschlüsse über die Familie: *Barbara Gerstein: Artikel „Gerstein, Karl“*, in: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 6. Berlin 1964, S. 324–325.

¹⁵⁷ Genealogische Informationen finden sich in den digitalen Beständen von Ancestry.com: *Ancestry.com Operations* (Hrsg.): *Find A Grave Index, 1600s-Current*. Provo 2012; *Ancestry.com Operations* (Hrsg.): *Germany, Select Births and Baptisms, 1558-1898*. Provo 2014.

spät gewählt, der Kampf mit Dänemark sei längst vorbei gewesen, als er sich auf den Weg gemacht habe. In Dortmund jedoch wurde er dann am 3. Dezember desselben Jahres festgenommen, als „die Führer des republikanischen Vereins [...] gefänglich eingezogen“ wurden und sich „der ganze Pöbel der Stadt“ auf dem Markt einfand. Die oft diagnostizierte Spaltung zwischen Bürgertum und Unterschichten in der Revolution von 1848/49 kommt hier deutlich zum Ausdruck. Zumal Gerstein – zumindest in der Rückschau – klarmacht, dass er sich selbst nicht beteiligt, sondern nur zugeschaut habe. Diese Haltung sollte im Blick behalten werden, um herauszufinden, ob er sich aus internalisierter sozialer Distinktion abgrenzt oder aus strategischen Gründen, um keinen Eklat mit der Familie zu provozieren. Letztlich brachte ihm diese abenteuerliche Episode acht Monate Untersuchungshaft ein. Aus der Zelle schreibt er an seinen Bruder Ludwig – den späteren Adressaten seiner Briefe aus Amerika – dass er nun die Hoffnung auf ein Stipendium aufgeben müsse und Seemann werden möchte.

In einem nicht weiter benannten Schreiben, das nach seiner Haftzeit entstanden und ebenfalls in der Familienchronik abgedruckt ist, erklärt Gerstein, dass er im Gefängnis sein schriftliches Abitur nachgeholt habe, die Zulassung zum mündlichen Examen jedoch an seiner republikanischen Gesinnung gescheitert sei.¹⁵⁸

Gerstein ging 1850, laut eigener Auskunft, mit 250 Talern in die USA und siedelte in der Siedlung Frankenmuth im Saginaw County, Michigan, etwa 125 km Luftlinie nordwestlich von Detroit.¹⁵⁹ 1845 von Altlutheranern aus Franken gegründet, zählte die Siedlung im Zensus von 1910 gerade einmal 600 Einwohner.¹⁶⁰ Michigan gehörte zu den ersten Bundesstaaten, die aktiv Einwanderer anwarben. Frankenmuth galt den Initiatoren dabei als Vorzeigesiedlung arbeitsamer und gut integrierter Deutscher, weshalb die vom zweiten Einwanderungsagenten Edward H. Thompson aufgesetzte Broschüre *The Emigrant's Guide to the State of Michigan* nur ins Deutsche übersetzt und von Stuttgart aus über den Charles L. Fleischmann Verlag in Deutschland Verbreitung fand. Über diese Werbung haben auch 48er ihren Weg in das *Saginaw County* gefunden, unter ihnen Carl Post, ein Bekannter Gersteins und seine Kontaktperson.¹⁶¹

Im Jahr 1853 heiratete Dietrich Gerstein Caroline Huß, mit der er mindestens acht Kinder zeugte, am 23.12.1916 starb Dietrich Gerstein in Vassar, Michigan.¹⁶²

¹⁵⁸ Gerstein, Familie (wie Anm. 156), 1934, S. 163f.

¹⁵⁹ Census 1910 (wie Anm. 41); *Dietrich Gerstein*: Brief vom September 1856. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

¹⁶⁰ *Michael A. Leeson*: History of Saginaw County, Michigan. Chicago 1881, S. 225f.; *James Mills*: History of Saginaw County, Michigan: historical, commercial, biographical. Vol. 2. Saginaw 1918, S. 290ff.; *Imperial Publishing Co.* (Hrsg.): The County of Saginaw Michigan. Topography, History, Art Portfolio. Saginaw 1896, S. 128; Census 1910 (wie Anm. 41).

¹⁶¹ *Ingrid Schöberl*: Amerikanische Einwandererwerbung in Deutschland. 1845-1914. Stuttgart 1990, S. 19ff.; *Leeson*, Saginaw (wie Anm. 160), S. 226.

¹⁶² Eine vollständige Aufzählung findet sich im Brief von 1915, diese schließt früh verstorbene Kinder allerdings nicht ein; *Dietrich Gerstein*: Brief von 1915. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

In der Forschungsbibliothek Gotha liegen als Teil der *DABS* mit der Signatur *Gerstein/Gerstein* insgesamt 66 Briefe von Dietrich Gerstein, zum Teil von erheblichem Umfang (über 10 Briefbögen), aus der Zeit zwischen 1853 und 1915. Davon fallen 28 Briefe in den Untersuchungszeitraum, alle bis auf einen sind transkribiert. Der häufigste Adressat ist sein Bruder Ludwig mit 22 Briefen. Es liegt nur ein an den Vater gerichteter Brief, zwei an seinen Bruder Carl, zwei an einen Verwandten namens „*Fritz der Räuber*“ und ein weiterer an seine Tante vor. Im Schnitt hat Gerstein zwei Briefe pro Jahr geschrieben, ab 1907 seltener.

2.2 Analyse

Die Erfahrung des *Westens*

Den ersten überlieferten Brief Gersteins hatte er während seiner Haft in Hamm verfasst. Den Briefkopf des Schreibens an seinen Bruder Ludwig vom 8. Januar 1849 ziert eine Zeichnung und das Zitat:

*„Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern
Doch einen Heldenwillen beugt es nicht.“¹⁶³*

Dieses Motto sollte für die Auswertung der Briefserie unbedingt präsent bleiben, da es so wirkt, als konstruiere sich der wohl eher unfreiwillige Revolutionär seine eigene Heldenlegende. Im Brief selbst bittet er seinen Bruder, ihn im Gefängnis zu besuchen, damit er ihm die ganze Geschichte seiner Inhaftierung darlegen könne. Ein Brief, in dem er es bereits „*ganz ausführlich*“ niedergeschrieben habe, „*durfte nicht abgeschickt werden*“, womit er ein Bild der angespannten politische Situation in Preußen vermittelt. Er habe mittlerweile auch ein Bett von seinem Vater bekommen, so dass er nicht mehr „*des Nachts zu frieren brauche*.“ Dass er nun schon seit vier Wochen einsitze sei „*horrible*“ und beim Gedanken, noch weitere Wochen ausharren zu müssen, „*wird es mir ganz elend zu Mute*.“ Dem kurzen Brief stellt er ein für diese Studie aufschlussreiches Zitat nach:

*„Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt,
Komm mit Deinem Scheine, süßes Engelbild.
Magst Du nie dich zeigen*

¹⁶³ Dieses und folgende Zitate: *Ders.*: Brief vom 8.1.1849.

*Der bedrängten Welt,
führst Deinen Reigen
Nur am Sterneszelt.“*

Es ist nicht zu klären, ob er damit die Sehnsucht räumlicher Freiheit meint oder auf die politische Situation in Deutschland anspielt. Auch wenn man das (vertonte) Gedicht nicht zum Kanon der 48er zählen kann – es stammt aus dem Kontext der antinapoleonischen Freiheitskriege –, kann es doch als Vorzeichen der Freiheit für Gersteins Briefserie und seine Biographie gelesen werden.¹⁶⁴

Für die Zeit zwischen seinem Gefängnisaufenthalt und der Auswanderung sind keine Briefe überliefert und der nächste Brief der Sammlung wurde am 20. Juni 1853 in den USA geschrieben. Er ist wieder an Ludwig gerichtet und konfrontiert den Leser umgehend mit einem scharfen Narrativ der Unfreiheit: *„Niemahls war ich in schlimmeren Umstände, in einer abscheulichen Lage wie jetzt, denn ich bin verheiratet und habe meine Unabhängigkeit verloren.“*¹⁶⁵ Gerstein heiratete, ohne eine entsprechende Existenzgrundlage für eine Familiengründung geschaffen zu haben. Vor diesem Hintergrund erscheint sein Empfinden von Unfreiheit nachvollziehbar und die Schilderung der dubiosen Umstände, unter denen es zur Hochzeit kam, verweist auf soziale Zwänge:

„Ich verließ meine Braut sie rückte mir nach und erklärte vor 8 Tagen, ich müsse sie heirathen oder sie sehe unser Verhältnis für gebrochen an. Brechen wollte ich nicht und konnte nicht der Verhältnisse und Amerikaner wegen, heirathen konnte ich nicht, wenn ich meiner Vernunft Gehör geben wollte. Was nun machen? Ich suchte Aufschub, aber vergebens, vorigen Sonnabend nachmittag um 4 Uhr wuste ich noch nicht, ob ich um 6 Uhr verheirathet sein würde oder nicht. Zu letzt griff ich zum äußersten Mittel, ich erklärte meiner Braut ich habe keinen Rock um mich trauen zu lassen, ich müsse mich in Hemdsärmeln trauen lassen: Thut nichts zur Sache, antwortete sie, wenn Du dich nur trauen läst.“

Gersteins affektives Verhältnis zu persönlicher Freiheit wird vor dem Hintergrund sozialer Kontrolle greifbar, die in den engmaschigen sozialen Netzen der kleinen Siedlungen

¹⁶⁴ Max von Schenkendorf: Gedichte. Stuttgart/Tübingen 1815.

¹⁶⁵ Dieses Zitat und die folgenden: Dietrich Gerstein: Brief vom 20.6.1853. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

durchaus krasse Formen annehmen konnte – gerade in den konservativ-religiösen Kreisen der Altlutheraner.¹⁶⁶

Besonders schlimm erschien Gerstein seine „*Lage [...] ohne Geld, ohne Wohnung, ohne Alles, bloß angewiesen auf die Arbeit meiner Hände, die mich retten müssen.*“ Dass er vollkommen mittellos sei, war indes so falsch, wie die Anspielung auf schwere manuelle Arbeit, da er sich zurzeit als Feuerwehrmann – vermutlich in einer Nachbarsiedlung von Zilwaukie, Michigan, namens Loskone, von wo aus er schrieb – für 28 Dollar im Monat verdingt habe. Das war kein gehobenes Einkommen, lag aber leicht über dem Durchschnittsverdienst von Fabrikarbeitern, mit etwa 25 Dollar im Monat, und deutlich über dem von Angestellten in der Landwirtschaft mit monatlich 11 Dollar (inklusive Verpflegung).¹⁶⁷ Immerhin, er „*kann leben. Aber wie, das wissen die Götter.*“

Im Brief vom 15. August 1853 schreibt Gerstein auch seiner Tante Sophie Scheimann von seiner Heirat: „*[...] ich habe einen leichtsinnigen Streich in meinem Leben gemacht, und das ist der, mich verheirathet zu haben. Übrigens lebe ich jetzt schon wieder getrennt von meiner Frau, sie lebt auf der Farm und ich in Zilwaukie, sie beleidigte mich auf eine so scheußliche Weise, daß ich sie fortschickte.*“¹⁶⁸ Ein dunkler Schatten schien sich auch weiterhin über die Ehe Gersteins zu legen. Eine Scheidung war in Michigan – und in den ganzen USA – zu dieser Zeit rechtlich möglich. In Michigan wurden Scheidungen erst ab 1897 vor Gerichten verhandelt, bis dahin war es ein rein kirchlicher Vorgang. Auch wenn die Möglichkeit bestand – dem gesellschaftlichen Ansehen konnte dieser Schritt durchaus schaden, zumal die kirchliche Durchdringung der kleinen Siedlung enorm gewesen sein muss.¹⁶⁹

Gersteins politische Sozialisation schlägt durch, als er sich zur Gesellschaftsstruktur der USA äußert. Es gäbe „*einen Unterschied der Stände, und wer das ableugnet, ist ein Narr, in Deutschland war ich Demokrat, im demokratischen Amerika fange ich an, Aristokrat zu werden.*“ Die Termini „*Stände*“ und „*Aristokrat*“ werden als undemokratisch konnotiert, gleichzeitig grenzt er sich damit von den Unterschichten ab, was auf ein soziales Distinktionsbewusstsein hinweist.

Diese politisierte Sprache manifestiert sich in einem Brief an seinen Vater Moritz Gerstein, den er am 16. Oktober 1853 nunmehr aus der Siedlung Frankenhilf, im Tuscola County, Michigan, geschrieben hatte. Aus dem Schreiben geht zunächst hervor, dass Gerstein schon

¹⁶⁶ Leeson, Saginaw (wie Anm. 160), S. 226.

¹⁶⁷ Stanley Lebergott: Wage Trends, 1800-1900, in: The Conference on Research in Income and Wealth (Hrsg.): Trends in the American Economy in the Nineteenth Century. Princeton 1960, S. 449–500, hier: S. 462.

¹⁶⁸ Dieses und folgende Zitate: Dietrich Gerstein: Brief vom 15.8.1853. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

¹⁶⁹ Norma Basch: Framing American Divorce. Berkeley/Los Angeles/Lodon 1999, S. 71f.; Rebecca Edwards: New Spirits. Americans in the Gilded Age, 1860-1900. 2. Aufl. Oxford/New York 2011, S. 126f.

mehrfach an seinen Vater geschrieben hatte. Bedeutsamer ist aber, dass dieser wohl noch keinen Brief beantwortet hatte. Und so schreibt Gerstein: „*Doch ein alter deutscher Philister, und ein Sohn des freien Westens von Amerika, können sich die mal verständigen?*“¹⁷⁰ Damit zieht er einen Vergleich auf mehreren Ebenen: alt, deutsch, Philister auf der einen Seite; westlich, frei und – in seiner Rolle als Sohn – jung auf der anderen. Er rückt Freiheit so an den Fortschrittsgedanken, an die Verjüngung und den Pioniergeist heran und konnotiert dieses dann auch noch geographisch: das Konzept des *Westens* war als ausgesprochene Idee bereits bei Carl Schurz und Mathilde Anneke, sowie als Erfahrungsraum bei Henriette Bruns Thema. Gerstein läßt es nicht nur weltanschaulich auf und zementiert den Widerspruch zwischen der *alten* Ordnung in Deutschland und den *jungen* USA signifikant – seine Identität als „*Sohn des freien Westens*“ kann auch als Affront gegen seinen Vater aufgefasst werden: Gerstein bringt zum Ausdruck, dass an die Stelle seines leiblichen Vaters als Autorität, Fürsorger und Erzieher nun die aufstrebende Idee des Westens, verkörpert durch die USA, getreten war. Das zerrüttete Vater-Sohn-Verhältnis war jedenfalls weltanschaulich aufgeladen, weshalb Gersteins Bekenntnisse unbedingt weiter verfolgt werden müssen – gerade hinsichtlich einer möglichen Entspannung der zwischenmenschlichen Beziehungen. Denkbar ist schließlich auch, dass er es in seiner jugendlichen Aufmüpfigkeit darauf anlegte, seinen Vater zu provozieren.

Die Erkundigung nach dem Wohlergehen von Familie und Bekannten veranlasst Gerstein zur rhetorischen Frage, ob „*die Tischgesellschaft bei Siegenboge noch im Streit darüber [sei], ob die Reaction in Deutschland denkbar sei [...]*“, was sein politisches Interesse einmal mehr unterstreicht. Ob er die „*Tischgesellschaft*“ selbst der „*Reaction*“ zurechnet, bleibt unklar. Jedoch scheint er zumindest von der politischen Einstellung seines Vetters – dessen Namen er nicht nennt – keine besonders hohe Meinung gehabt zu haben. Er fragt seinen Vater, ob sein Vetter „*noch immer mit sich nicht im Klaren*“ sei oder ob er glaube, „*die Politik sei ein Hündchen, das beißt.*“ Dieser sarkastische Kommentar bringt nicht nur seine Verachtung für politisch indifferente Menschen zum Ausdruck, sie spielt auch auf Gersteins eigene Erfahrungen mit dem repressiven Staat an und verniedlicht die Situation in Preußen – als angepasster Bürger habe man mutmaßlich nichts zu befürchten, so die Quintessenz. „*Ich beschäftige mich*“, so schreibt er weiter, „*trotz meiner niederträchtigen Lage, in der ich mich befinde, [...] immer soviel mit Politik, wie es mein Zustand erlaubt.*“ Denn obwohl er kaum seinen Unterhalt sichern könne, lese er „*[a]lle Zeitungen, die aufzugabeln sind [...]*.“ Das zeugt von einem enormen Stellenwert, den die Politik für ihn hatte. Bisweilen galt das jedoch nur für die politischen Nachrichten aus der alten Heimat, damit er als „*Hinterwäldner mit Euch gleichen Schritt halte.*“

¹⁷⁰ Dieses Zitat und die folgenden: *Dietrich Gerstein*: Brief vom 16.10.1853. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

Und so sei er, wenn seine Arbeit es zulasse, regelmäßig „den ganzen Tag im trüben, armen, armen Deutschland.“ Denn innerlich sei er der Heimat noch eng verbunden: „Wenn ich mich auch schon so ziemlich in diesem rauhen waldigen Westen eingebürgert habe, wodurch mir die alte Heimat natürlich fremder wird, so bleibt mein Herz doch noch mit hundert Banden an Deutschland gekettet [...].“

Bemerkenswert ist Gersteins Gebrauch identitätsstiftender Begriffe. Als „Sohn des freien Westens“ grenzte er sich politisch von Deutschland und psychologisch von seinem Vater ab. Trotzdem fühlte er sich seiner „alten Heimat [...] Deutschland“ innerlich verbunden und stellte das in martialischen Worten dar, die einen beachtenswerten lyrischen Kontrast erzeugen. Der Grund, nach Deutschland zurückzukehren, war für Gerstein unterdessen klar, „[d]enn ich kann es mir nicht anders möglich denken, als daß Deutschland über kurz oder lang in einen Krieg verwickelt wird, der auf die Dauer ein revolutionärer werden wird und dann adieu Hinterwald. Tausende werden dann [su]chen, gestählte, harte, feste Kerle, die fähig, die Rolle eines Revolutionairs durchzuführen, Leute, die sich nach 3 Tagen Hungers so gut schlagen und so kräftig sind, als wenn sie den Bauch voll Methwürste und Alt Bier hätten.“ Dieser Seitenhieb galt seiner bürgerlichen Herkunft und belegt seine revolutionäre Grundhaltung. Wie ernst man diese nehmen kann, nachdem er 1848 eher Beobachter, denn Aufständischer gewesen war, sei dahingestellt.

Er fügt einen sarkastischen Kommentar zur Bespitzelung durch den preußischen Staat an: „Doch halt! Mein Brief könnte in die unrechten Hände fallen, Du könntest, weil Du mit einem revolutionären Sohn in Briefwechsel ständest, als gefährliches und verdächtiges Individuum eingesteckt und ich könnte am Ende hier in Amerika noch die Nachricht bekommen, daß Du gleich einem Schloßhund, an die Kette lägest.“ Die Befürchtung war nicht unbegründet, da im Preußen des Vormärz massiv und systematisch Post kontrolliert wurde.¹⁷¹ Da Gerstein durch seine Verhaftung aktenkundig geworden war, ist eine Überwachung des Briefverkehrs nicht ausgeschlossen. Was die Konsequenzen für seinen Vater anbelangt, erscheinen Gersteins Befürchtungen jedoch überzogen. Und doch illustriert der Subtext wiederholt die Abneigung gegen den bürgerlichen Lebensstil seines Vaters. Die Ironie in Form gespielter Mitleids ist kaum zu überhören und kommt einer vorausseilenden Häme gleich. Die Lust an der Provokation ist offenkundig.

Anschließend berichtet Gerstein von seiner Armut im letzten Winter, die ihn bis in die Bettlei geführt habe. Mit einem geringen Kapital von vier Schillingen sei es ihm gelungen,

¹⁷¹ *Ilja Mieck*: Preußen von 1807 bis 1850. Reformen, Restauration und Revolution, in: *Otto Büsch* (Hrsg.): Handbuch der Preußischen Geschichte. Bd. 2: Das 19. Jahrhundert und große Themen der Geschichte Preußens. Berlin 2012, S. 3–292, hier: S. 196.

sich eine Arbeit zu suchen, „um einmal auf eine andre Weise mein Leben zu machen, wie der Amerikaner sagt.“ Doch der Mythos des *Self-made man* sollte für Gerstein nicht zur Wirklichkeit werden, bald habe „der Teufel sechsspännig“ zugeschlagen – „doch [...] ich soll und muß ja vergnügt schreiben, mag es mir gehen wie es will [...]“. Der bittere Unterton dringt immer wieder an die Oberfläche und auch sein Bruder wird nicht verschont, denn „Ludwig [...] aus der großen Ökonomie-Schule“ gebe ihm, Gerstein, gerne „weise Regeln und Rathschläge, und sagt, wenn ich die nicht befolge, so käme ich nie zu Etwas [...]“.

Der nächste Brief der Sammlung ist an Gersteins Bruder Ludwig adressiert und datiert auf den 1. Mai 1854. Er schreibt nun aus Frankenmuth, das etwa 20 Kilometer südöstlich seines letzten Aufenthaltsortes Zilwaukee liegt. Er sei bereits seit einem halben Jahr wieder bei Frau und Farm, wo sie nun „in Frieden und Eintracht“ lebten. Nur seien sie „so arm, so arm, daß ich schauernd in die Zukunft blicke“ und von eben dem Bruder, über dessen Unverständnis er sich im vorigen Brief beschwert hatte, finanzielle Unterstützung erbat.¹⁷², um sein Überleben und das seiner Familie sicherzustellen. Voller Stolz schildert er anschließend seine Selbstständigkeit und lässt diese kleine Erfolgsepisode in einen flammenden Aufruf an seinen Bruder münden, das Leben in Deutschland gegen das in den USA einzutauschen:

„Ich wollte du sähest meine Fäuste und Du würdest staunen [...]. Alle Arbeiten habe ich verrichtet, alles, alles habe ich gethan, um meine kleine Familie zu ernähren und [...] sie lebt und ich lebe und meine mannhaften Entschlüsse wurden nur manchmal wankend, wenn ich einen gesunden Zweig zum Aufhenken sehe. Ich bin nicht desperat, lieber Bruder, nein, ich wage sogar, unter meinen jetzigen Verhältnissen getrost zuzurufen, komm hierher lieber Bruder, und wir werden ein Paradies auf Erden haben. Letzteres ist keine Ironie, kein Hohn des Schicksals, nein, es sagt mir ein Gefühl, was mir aus dem Herzen kommt. Kannst Du Tausend Taler zusammenraffen, so komme, quittiere den unsinnigen Dienst, beweise Dich, frei zu leben, frei zu denken, und nach einigen Jahren wirst Du meinen Rath preisen [...], im Angesicht des schönen Urwaldes, umgeben von der freien, freien Luft, die jeder hier athmet, wenn er sie athmen will. In freiwillige Knechtschaft begibt sich mancher, aber Ludwig, thue es nicht, komm zu mir, ich kann für uns beide arbeiten.“

Gerstein entwickelt hier Narrative, die deutlich an Henriette Bruns erinnern. Eingespant in die preußischen Verhältnisse – offenbar gar im Staatsdienst –, sei an ein freies Leben

¹⁷² Dieses und folgende Zitate: *Dietrich Gerstein*: Brief vom 1.5.1854. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

des Bruders gar nicht zu denken. Auch die Naturmetaphorik, das Motiv der „*freien Luft*“ greift Gerstein auf. Der Begriff „*Knechtschaft*“, der über Hegels „*Phänomenologie des Geistes*“ seinen Weg zu Marx und Engels fand, war schon zu Gersteins Zeit ein verbreitetes Schlagwort der Sozialisten und sollte als möglicher Baustein von Gersteins Weltbild nicht ignoriert werden.¹⁷³

Gersteins Aussage, er könne für beide arbeiten, konterkariert seinen zuvor geschilderten Leidensweg samt Bitte um Geld auf das Krasseste: Es ist ein deutlicher Hilferuf nach der Nähe seiner Familie. Die Reaktion auf diesen Brief muss entsprechend harsch ausgefallen sein. Denn drei Monate später setzte Gerstein ein Antwortschreiben an seinen Bruder Ludwig auf. Der Beginn lässt unmittelbar tief blicken:

„Also so weit ist es mit ihm gekommen, das dachte auch ich, als ich Deinen Brief gelesen hatte und ich glaube, eher berechtigt zu sein, das von Dir zu denken, wie Du von mir. Ein ruhiges, klares Denken kann ich nach einem solchen Briefe von Dir nicht mehr voraussetzen und lange schon habe ich bemerkt, daß Dich Dein Fach, Dein Beruf einer unsicheren Existenz näher, aber den Menschen entfernter bringt, denn das ersehe ich aus Deinem leidenschaftlichen Ärger über meinen flüchtigen Brief und aus Deinem steigendem Unwillen gegen mich, der so weit geht, mich schlecht zu nennen.“¹⁷⁴

Anschließend sucht er selbst nach einer Entschuldigung für die heftige Reaktion seines Bruders und kommt zu einer signifikanten Gegenüberstellung: *„ich gestehe gern ein, daß es schwer ist, von dem Standpunkt eines Berliner Gentleman einen einzeln wohnenden Ansiedler im Urwald Michigans zu begreifen und über dessen Denken, Treiben, Thun ein Urtheil zu fällen.“* Gerstein spielt deutlich auf die bei Mathilde Anneke gestreifte Empathie an, er beschreibt eindeutig die Funktion des Einfühlungsvermögens, das von kulturellen und sozialen Diskrepanzen beeinflusst werde. Diese Erkenntnis ist aufgrund des zentralen Zusammenhangs von Freiheitsidee und *sympathy* – oder modern gewendet sogar Empathie – und Gersteins freiheitlich konnotiertem *Westen* erkenntnisleitend und muss weiter im Fokus der Untersuchung bleiben. Der leicht süffisante Unterton Gersteins geht am Ende des Absatzes aber wieder in tiefen

¹⁷³ Vgl. zum Begriff *Knechtschaft*: Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. Stuttgart 1987, S. 140ff.; Karl Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Kritik des Hegelschen Staatsrechts, in: Karl Marx - Friedrich Engels Werke. Bd. 1. Berlin (Ost) 1976, S. 203–333; Karl Marx/Friedrich Engels: Das Manifest der kommunistischen Partei, in: Karl Marx - Friedrich Engels Werke. Bd. 4. Berlin (Ost) 1977, S. 459–503.

¹⁷⁴ Dieses Zitat und die folgenden: Dietrich Gerstein: Brief vom 12.8.1854. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

Spott über. Da sein Bruder ihn – wegen mangelnder Empathie – ohnehin nicht verstehe, werde er nun *„nur das Schlechtsein beweisen.“*

Ein weiterer Mosaikstein im Weltbild Gersteins findet man im weiteren Verlauf des Briefes, als er über den Todesfall seines Schwagers, Carl Bäumer, dem Ehemann seiner Schwester Lina und seinen ehemaligen Fürsorger, schreibt: *„wenn mir auch Lina nahe steht, so war doch ihr Mann ein Pfaffe und deshalb mußst ich ihn hassen. Hübe ich doch mein rechtes Bein zum Wohle der Menschheit, könnte ich morgen alle Pfaffen hängen sehen.“* Mit martialischer Rhetorik gibt er sich als Atheist zu erkennen, was auch als Provokation und Abwehrhaltung gegenüber der bürgerlichen Lebenswelt seiner Familie gelesen werden kann. Gerstein erhebt sich in einer Verurteilung des Verstorbenen und schließt mit einer allgemeinen Betrachtung über Geistliche, die mit Sicherheit auch von seinen Erfahrungen in der altlutherischen Gemeinde herrührt: *„[...] nun siehe aber den Mann des Sonntags mit dem langen schwarzen Hemde, dem schwarzen Angsteckel, mit dem armen bleichen Sündergesicht ganz Werkzeug einer christlichen Willkürherrschaft, was denkst Du denn? Nun Ihr dürft Nichts denken und restauriert Euch so lange, bis daß ihr zum Denken unfähig seid.“*

Er verknüpft hier sein Bild von Deutschland mit dem Einfluss der Kirche. Die Restauration werde das Denken unmöglich machen – Gerstein unterstellt also, dass ein Leben in Preußen einer Suspendierung des freien Willens gleichkomme und untermauert damit die Idee einer *Sozialisation zur Freiheit*. Er wiederholt seinen Appell, sein Bruder möge doch nach Amerika kommen, denn: *„in Berlin gehst du unter.“* Den Brief schließt er nicht ohne einen weiteren bissigen Kommentar: *„O ihr Bleigewichte der wahren geistigen Entwicklung!“* und versichert seinem Bruder, *„bedenke, daß Du in Amerika auch eine Heimat hast.“*

Kurz darauf ergänzt er den ohnehin schon langen Brief und stellt erneut die Unterschiede zwischen Preußen und den USA heraus:

„Heute lebt man für morgen, 1000 Meilen von hier, immer ringend und strebend, um ein gutes Leben zu machen. Verdammter Unterschied mit dem alten Vaterlande. Dort – alles Schule, Alles Dressierung, Alles auf's Kommando, hier alles eigener Wille, Selbständigkeit, unbeschränkte Freiheit, man sollte sagen, das Wechseln wäre nicht schwer, aber die Glattehandschuhe, die sind hier nicht zu finden und dieser Besitz scheint Euch auszusöhnen mit Eurer schauerlichen Knechtschaft. Doch die entartete Civilisation läßt sich einmal nicht bessern, sie läßt sich bloß ausrotten, bloß vernichten und das würde auch das Ende der Europäischen Civilisation sein. Doch fährt nur fort, statt Deutscher Menschenrechte, Römisches Kaiserrecht zu oxen, Ihr werdet Euch

noch wundern [...], nur fürchte ich zu spät, denn mit der ganzen Europäischen Bevölkerung läßt sich doch lange Zeit ein solcher Humbug nicht treiben, ein würdiges Geschlecht.“

Gerstein schreibt sich in diesem Nachsatz regelrecht in Rage und entwirft ein düsteres Zukunftsszenario für Europa. Stein des Anstoßes ist die persönliche Freiheit, vielmehr sogar: der freie Wille. Er reflektiert die psychosoziale Entwicklung des Menschen und untermauert seine Annahme einer Sozialisation zur Freiheit. Liege der Mensch in Ketten, könne sich ein freier Wille gar nicht entfalten, könnte man es in Anlehnung an Rousseau zusammenfassen; das Sein bestimmt das Bewusstsein, könnte man es schlagwortartig mit Marx formulieren, mit dessen Ideen Gerstein möglicherweise über das *Manifest der kommunistischen Partei* in Berührung gekommen war. Das legen Begriffe wie Knechtschaft und Zivilisation oder sein Atheismus nahe. Beweisen lässt es sich jedoch nicht.

Doch letztlich glaubt Gerstein an die Würde der Europäer, die sich auf Dauer den Monarchen widersetzen und ihre Menschenrechte erkämpfen würden. Mit seiner Gegenüberstellung von römischem „*Kaiserrecht*“ und deutschen „*Menschenrechten*“ bringt er prägnant die konfligierenden Ideen im europäischen Staatsrecht und damit ein Signum der Zeit auf den Punkt: den Widerspruch zwischen der mittelalterlich-ständischen Rechtstradition und dem jüngeren Naturrecht als Begründung universeller Menschenrechte.¹⁷⁵

Das Ende der Romantik

Dass man bei Gerstein die Ironie seines Schreibstils nicht ignorieren darf, wird im nächsten Brief einmal mehr deutlich. Er ist datiert auf September 1856 und an seine Schwester Lina gerichtet – Absendeort: „*Hinterwald*“.¹⁷⁶ Das Hinterwäldler-Motiv hatte Gerstein schon in den ersten überlieferten Briefen etabliert und spielt nun selbstironisch auf seine aktuelle Situation im Urwald Michigans an.¹⁷⁷ Er schreibt seiner Schwester von der harten Arbeit, eine Farm aufzubauen, und vom Tod seiner Tochter Lina. Dann geht er scheinbar auf den gegen ihn vorgebrachten Vorwurf der Gefühlskälte ein, vermutlich im Zusammenhang mit dem

¹⁷⁵ Vgl. Rudolf Gmür/Andreas Roth: Grundriss der deutschen Rechtsgeschichte. 14. Aufl. München 2014, S. 66f., 107f., 151f.

¹⁷⁶ Dieses Zitat und die folgenden: *Eleonore Brong*: Brief vom 10.9.1861. FBG, DABS, Eschrich/Tapert.

¹⁷⁷ Vgl. *Jeremy Atack/Fred Bateman/William N. Parker*: Northern Agriculture and the Westward Movement, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): *The Cambridge Economic History of the United States*. Vol. 2: *The Long Nineteenth Century*. Cambridge 2000, S. 285–328, hier: S. 312; *Leeson*, Saginaw (wie Anm. 160), S. 225.

verstorbenen Ehemann Linas, Carl Bäumer, über den sich Gerstein zuvor abfällig geäußert hatte. Anstatt erneut in einen antiklerikalen Sermon zu verfallen, erklärt er seine Kälte damit, dass er *„in einer kalten, fremden, lieblosen Welt“* lebe und *„gehaßt, verkannt, verfolgt, verhöhnt, betrogen, bestohlen, belogen“* worden sei. *„Da heißt es etwas kalt bleiben“*, schließlich sei er selbst ja *„im größten Elend nur auf mich angewiesen“* gewesen. Zwischenzeitlich habe er neben der Farmarbeit als Zimmermann gearbeitet, um das Einkommen für die Familie zu erwirtschaften. Dabei habe er auch nicht auf seine Familie in Deutschland bauen können: *„man schickte mir mein Geld, um mich zu ruinieren, nicht, um mich zur Selbständigkeit kommen zu lassen [...]“*. Er schreibt also seiner Familie eine gewisse Mitschuld an seinem Scheitern zu, weil sie ihn zwar regelmäßig, aber wohl nicht mit genügend Kapital versorgt habe.

Dass die Erfahrung und die Idee der Freiheit Dietrich Gerstein immer wieder zum Nachdenken bringen, wird kurz darauf erneut augenfällig. Er möchte mit der Leidensgeschichte über sein Leben und seine Farm schließen und schreibt:

„Die Romantik hat längst ein Ende und Wirklichkeit und Prosa haben mich selbst in dem Hirsch nichts anderes sehen gelernt [...], denn ein hüpfendes Stück Fleisch mit Fell [...]. Die Gesittung, der Handel, der Verkehr, bringt Wohlstand mit sich, die wildursprüngliche Freiheit nicht allein. Wir sind hier seltsam frei, wir können thun, was wir wollen, niemand hindert uns, wir könnten durch die Lüfte fliegen, hätten wir Flügel, wir könnten jagen bis an den Nordpol, bekämen wir keinen Hunger und selbst bei meinen kühnsten Demonstrationen habe ich noch keinen Baum gefunden, der mir widersprochen hätte.“

Gerstein liefert die negative Folie zu Gerstäckers Romantisierung absoluter Freiheit in der amerikanischen Wildnis. Denn Gerstein hegt Bedürfnisse, die vom freien Leben in der Natur nicht befriedigt werden können. Freiheit bedeutet eben auch, die Wahl zu haben, seine Wünsche zu erfüllen. Und bei allem Humor – *„von dem ich wohl, wie die Leute meinen, eine gute Dosis besitzen muss“* – gibt es Themen, die ihn *„ernst stimmen“*.

Den letzten Teil des Briefes nutzt Gerstein, um seine Schwester ausführlich über die amerikanische Politik am Vorabend der bedeutsamen Wahl von 1856 aufzuklären. Wie bereits erläutert, stellten die 1854 aus den Whigs hervorgegangenen Republikaner mit John C. Frémont ihren ersten Präsidentschaftskandidaten, der dem erfahrenen Demokraten James Buchanan unterlag. Dass sich die Republikaner explizit als sklavereifeindliche Partei definierten und in den Vorwahlen den Konflikt zwischen Nord- und Südstaaten anfeuerten, veranlasste Gerstein, sich

entschlossen auf die Seite der Republikaner zu stellen. Die hätten allerdings den Makel, Teile der antikatholischen und einwandererfeindlichen *Know Nothings* zu absorbieren.¹⁷⁸ Die Demokraten kämen für ihn keinesfalls in Frage, denn „*freie Arbeit und Sklaverei passen einmal nicht zusammen*“, und Sklaverei führe zur „*Corrumpierung aller Verhältnisse, aller Sitten*“. Ohnehin würden sich in der demokratischen Partei neben den Sklavenhaltern „*die Irländer (Katholiken) die große Masse des deutschen Schundes, alle Katholiken überhaupt, dann alle Leute, die in der Bibel verwickelt sind und daraus sehen, daß die Neger die Nachfolger Ham's, der sich bekanntlich unästetisch gegen seinen Alten benahm, für die Unanständigkeit Ihres Urahn's in der amerikanischen Sklaverei büßten müssen.*“ Seine Wut auf die Kirche verknüpft Gerstein hier mit der Sklaverei und spielt auf den „*Ham-Mythos*“ an, der von den sklavereibefürwortenden Kirchen zur Begründung der Sklaverei durch die Bibel herangezogen wurde und in einem Kapitel zur Sklaverei gesondert behandelt werden soll.¹⁷⁹ Schlussendlich bekennt er sich, wenig überraschend, politisch zur „*äußersten Linken*“, die sich allerdings in Unterzahl befinde, weshalb er gar nicht wählen gehen werde.

Am 19. Januar 1857 schrieb Gerstein erneut, diesmal an seinen Vetter Carl. Es scheint, als hatte er seinen Humor noch immer nicht verloren – gibt er als Ort doch „*Heillosen Urwald*“ an.¹⁸⁰ Er beklagt, dass er ständig lange Briefe schreibe, aber selbst nie Post bekomme und legt seinem Vetter seine Einwanderung in die USA dar. Dabei erläutert er die Rolle eines Bekannten, namens Carl Post:

„[S]eit dem Tage, wo die nebeligen Küsten Deutschlands vor meinen Augen schwanden, habe ich nur wenige fröhliche Stunden gehabt [...]. [A]n einem schönen Sommerabend lagen die grünen schönen Gestade Amerika's vor meinen wirklich trunkenen Blicken [...]. In den Stunden war ich wirklich glücklich, denn ich war frei und nicht mehr brauchte ich die fatalen Vormünder-Gesichter zu sehen [...]. Ich war frei und wäre auch vielleicht glücklich geworden, aber Thea's Liebe gab mir einen Brief mit, worin seltsamer Weise mir gleich wieder ein Vormund gesetzt wurde und der war Carl Post. Zugegeben, die Sache war gut gemeint, so war sie doch herzlich dumm und Thea hätte mich doch schon in soweit kennen müssen, daß ich kein Thonklümpchen war, was unbedingt die Gestalt der Form annahm, in die es gepreßt wurde.“

¹⁷⁸ McPherson, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 137f.

¹⁷⁹ Stephen R. Haynes: *Noah's Curse: The Biblical Justification of American Slavery*. Oxford/New York 2002, S. 11f.

¹⁸⁰ Dieses Zitat und die folgenden: *Dietrich Gerstein: Brief vom 19.1.1857*. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

Freiheit und Glück sind auch bei Gerstein eng verbunden, wenngleich ihm das Glück nicht beschert sein sollte. Sein Verlangen nach Unabhängigkeit und seine Aversion gegen Untertänigkeit bringt er in der Ablehnung seines Vormunds zum Ausdruck.

Im Januar 1858 berichtet Gerstein seinem Bruder erneut über seine schlechte Ernte und verurteilt das Papiergeld, auf welchem *„der großartige Schwindel“* beruhe, der die USA in eine *„fürchterliche Geldnot“* getrieben habe.¹⁸¹ Seine Lage sei wegen der angespannten Situation mit den Altlutheranern in Frankenmuth besonders prekär, er *„stehe [...] isoliert allen diesen Leuten gegenüber“* und zur Unterstützung sei *„durch Gegenhilfe nichts zu erlangen, bloß durch Geld.“* Auch mit der Familie seiner Frau befinde er sich *„in sehr schlechtem Einvernehmen, die Leute haßen mich blind und über diesen Haß mußst Du Dich nicht wundern, diesen traurigen Haß kannst Du hier überall finden, wo die Bildung mit der Rohheit verkehren muß. Der Gedanke an manches erlittene Unrecht in Deutschland läßt diese Leute [-----] hassen, was einige Bildung genossen hat, denn dieses Unrecht wurde ihnen eben von Leuten zugefügt, die Bildung besaßen. Glaube mir nur, daß Du und meine Verwandten überhaupt mehr zu den Unterdrückern, wie zu den Unterdrückten gehören, [...].“* Erneut reflektiert Gerstein anhand seiner Wahrnehmung der Frontiergesellschaft soziale Dissonanzen und versucht das Verhalten seiner Nachbarn durch das Fehlverhalten seiner eigenen sozialen Schicht zu erklären. Aus seinen existenziellen Erfahrungen in einer zivilisationsfernen Gemeinschaft zieht er Rückschlüsse auf die soziale Ordnung in Deutschland – und nutzt dies sogleich zur Provokation.

Mit schwarzem Humor beschreibt er seine Situation: Selbstmord wäre keine Lösung, *„da ich mich im Himmel furchtbar langweilen würde“*, nur *„fortgehen, das klingt besser, aber dazu muß man Stiefel haben und einen Anzug und etwas Geld, alles märchenhafte Dinge.“* Er habe noch einen zweijährigen Sohn, *„und dieser Junge ist mein Alles, meine einzige Freude und von diesem könnte ich mich eben sehr schlecht trennen.“* Seine Familie *„lebe größtenteils kümmerlich, habe kein einziges gekauftes Meuble“*, und doch sei er *„ein freier Mann, äußerst frei, allein ich habe zu viel Hunger [...].“*

Die Freiheit konnte nun die Verzweiflung nicht mehr aufwiegen, Gerstein scheint mit der Lage hoffnungslos überfordert gewesen zu sein und war neben der Mittellosigkeit zwischen dem Gedanken des Fortgehens und der Liebe zum Kind hin und her gerissen. Man müsse in

¹⁸¹ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom Januar 1858; Die Debatte über das Papiergeld wurde durchaus mit spitzer Feder geführt. Bevor Präsident Lincoln im Bürgerkrieg mit den sog. „Greenbacks“ die erste nationale papierene Währung eingeführt hatte, hatte es bereits durch private Banken gedruckte Vorläufer gegeben. Problematisch war die inflationäre Tendenz der Papiernoten aufgrund hoher Emission und mangelnder Deckung – es gab oft keinen oder nicht genügenden Gegenwert in Gold oder Silber. Vor allem im Anschluss an den Bürgerkrieg führte das zu massiven wirtschaftlichen Krisen und spitzte die Diskussionen um das Papiergeld an sich immer wieder zu. Vgl. *Rockoff, Banking* (wie Anm. 35), S. 657f.

den USA „*ein schlechter Mensch sein, um hier auf den grünen Zweig zu kommen. Das fehlt mir, lügen, betrügen, die Gefälligkeit meiner Mitmenschen auf die schamloseste Weise ausbrauchen, Tag und Nacht nichts Anderem als Geld machen, denken, zeugen, ernähren.*“ Deshalb sei er bisher nicht in der Lage gewesen, „*daß ich durch meine Arbeit allein durchkommen könnte und an dieser ewigen Würgerei, an diesem steten Zustand zwischen Leben und Sterben liegt auch viel der Grund zu dem ewigen Zwiste zwischen mir und meiner Frau.*“ Eine Finanzspritze in Höhe der Hälfte aller seiner bisher erwirtschafteten Einkünfte „*würde mich wahrscheinlich selbständig gemacht haben*“, doch er sei in den acht Jahren „*trotz aller meiner Freiheit ein Sklave der elendesten Art*“ geblieben.

Die politische Freiheit wurde in Krisenzeiten sekundär, die wirtschaftliche Freiheit wird im Brief gar zur Sklaverei umstilisiert. Für jemanden, der in Deutschland schon Erfahrungen mit sozialen und wirtschaftlichen Zwangslagen gemacht hatte, mag der Unterschied zum Leben an der *frontier* nicht gravierend gewesen sein. Als Nachkomme einer angesehenen preussischen Beamtenfamilie ist jedoch, trotz der mittelmäßigen Erfolge seines Vaters als Schriftsteller, nicht davon auszugehen, dass Gerstein in seiner Jugend derartige Krisen miterleben musste. Nebenbei erwähnt Gerstein noch, dass es in der Siedlung keine befestigten Wege gebe, was die Abgeschiedenheit seiner Lebenswelt von der Zivilisation unterstreicht.¹⁸²

Als Soldat im Bürgerkrieg

Mit dem Beginn des Amerikanischen Bürgerkriegs beginnt Gerstein in seinen Briefen eine ausführliche Freiheitsdiskussion. Nachdem er sich zunächst vom Schlachtfeld fernhielt, gab er dem Druck der Zwangsrekrutierung, der *Draft*, nach, als per Quotenregelung festgelegt wurde, dass seine Heimatgemeinde sieben der zwanzig waffenfähigen Männer zu entsenden hatte. Da im Falle einer Zwangsrekrutierung sämtliche Sozialleistungen entfielen – also eine Veteranenrente und Unterstützung bzw. Witwenrente für seine Frau – entschloss er sich, seiner Familie wegen, sich freiwillig zu melden. Nach einem kurzen Aufenthalt im Ausbildungscamp in Detroit, schloss sich Gerstein laut eigener Aussage der „*Compagnie Tuscola Co. Volut.*“ an, anhand seiner Beschreibungen lässt sich rekonstruieren, dass er im 29. Regiment der *Michigan Volunteer Infantry* gedient hat.¹⁸³

Den ersten Brief aus dem Bürgerkriegskontext schrieb Gerstein am 15. Februar 1860 an seinen Bruder. Er bedauert, dass „*in Amerika [...] sehr wenig gedichtet*“ werde. Doch

¹⁸² Vgl. Leeson, Saginaw (wie Anm. 160), S. 225.

¹⁸³ Janet Hewett: The Roster of Union Soldiers, 1861-1865. Vol. 17. Wilmington 1998, S. 157.

„[a]lles ist hier Prosa und ich für meinen Theil habe in meinem praktischen Dasein ausfindig gemacht, daß der Mensch fast durchgängig ein Product der Verhältnisse ist.“¹⁸⁴ Er klingt erneut nach einem Marxisten, bezieht sich aber im Folgenden auf das Wetter, das ihn die Ernte gekostet habe. Soziale Zwänge hingegen übten die in seinem Ort ansässigen Altlutheraner aus. Die hätten bislang verhindert, dass er einen Weg zu seinem Haus finanziert bekomme – obwohl er „der älteste Ansiedler in dieser town“ sei. Dass er wirtschaftliche „Selbständigkeit“ anstrebt, geht aus seinen Überlegungen hervor, wieviel Acker ein einzelner Mann bearbeiten könne und dass man es in einer Gemeinde wesentlich einfacher habe. Im übrigen scheide Carl Post „mit einer großen Lüge von seiner geliebten blühenden Farm.“ Gerstein stellt diesen als Schwindler hin, der seine Gicht als Vorwand nutze, nach Deutschland zurückkehren zu müssen. Das sei kein Grund, eine Farm aufzugeben, „die sogenannten lateinischen Bauern“ seien eben die Klimaverhältnisse und die Arbeit nicht gewohnt und damit müsse man sich abfinden. Als *Latin farmers* bezeichnete man die gebildeten (vorrangig deutschen) Einwanderer, die das Latein beherrschten, nicht aber die Landwirtschaft. Viele von ihnen waren 48er und die von ihnen gegründeten Siedlungen wurden auch als *Latin settlements* bezeichnet.¹⁸⁵

Über die Frauen in Amerika hat Gerstein kaum gute Worte übrig. Auf die Frage, etwas von seiner Frau erzählen, verallgemeinert er – die Frauen im „Hinterwalde“ seien geistlos, mit wenigen Ausnahmen seien deutsche und irische Frauen „ein Gemisch von Rohheit, Dummheit und Gemeinheit, Frauenzimmer, die nichts Eiligeres zu thun haben, sobald sie nach Amerika gekommen sind, als wo möglich das wenig Gute, das Ihnen noch anklebt, fahren zu lassen, und sich dafür die Untugenden der Amerikanerinnen anzueignen. Das nennt man amerikanisieren.“ Gersteins Frauenverachtung – ein mögliches Produkt seiner unglücklichen Ehe, bricht sich hier schonungslos Bahn. Dabei seien die „Amerikanerinnen“ schon „der bei weitem bessere Theil der weiblichen Bevölkerung“.

Das wirkliche Übel der USA war für Gerstein indes die Sklaverei. Schon zu Beginn des Briefs deutet er kurz auch die politischen Dimensionen seines Konflikts mit den Altlutheranern an, die den Demokraten nahestünden, während er sich den Republikanern zuzählt. Er belegt die „Schlechtigkeit der Sklaverei“ mit der „Angst, mit der die Sklaverei-Männer in dieser Sache zu Werke gegangen sind“ und spielt damit auf die Unheilsprophezeiungen der Sklavereibefürworter im Falle einer Emanzipation an.¹⁸⁶ Ihm ist auch zu diesem Zeitpunkt bereits ganz klar, „daß die Union sich trennen wird.“ Noch polemischer wird er, wenn es, ausgehend

¹⁸⁴ Dieses Zitat und die folgenden: *Dietrich Gerstein*: Brief vom 15.2.1860. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

¹⁸⁵ *Carl Wittke*: *Refugees of Revolution. The German Forty-Eighters in America*. Philadelphia 1952, S. 111ff.

¹⁸⁶ Ein populäres Narrativ war beispielsweise der Einzug der „Lohnsklaverei“, die die weiße Rasse versklaven würde und einem „social cannibalism“ gleichkäme. Vgl. *McPherson*, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 196.

von seinen Erfahrungen mit den Altlutheranern, um die Verwicklungen der Kirchen mit der Sklaverei geht – schließlich würden „*alle frommen Leute für die Sklaverei stimmen*“, sie „*beweisen es freilich aus der Bibel, daß die Sklaverei ein göttlich Institut sei.*“ Das gelte auch für die „*Katholiken, die nichts von der Bibel wissen wollen.*“ Der „*Papst [...] ist furchtbar schlau*“, würde die unbeliebten Iren zur Auswanderung anstacheln und somit gleichzeitig für die Erhaltung der Sklaverei in den USA sorgen. Jedoch gäbe es in den USA mit der Pressefreiheit ein entsprechendes Gegengewicht: „*Du findest bis zum äußersten Pionier eine Zeitung, also politisch gebildete Menschen. [...] Durch die Presse und durch die freisinnigsten Institutionen in unserer county und town Verfassung ist das republicanische Leben in das Volk selbst gedrun- gen [...].*“ Hier zieht er deutlich den Zusammenhang zwischen Rechtssicherheit und Freiheit. Durch die Presse sei die republikanische Überzeugung tief in der Gesellschaft verankert und damit bestehe eine potente Gegenkraft zur Sklaverei – allerdings gelte das nicht für Katholiken und Altlutheraner: „*Diese Leute lesen keine Zeitung, sie überlassen das Denken ihren Pfäff- lein.*“ Der politischen Zuspitzung der Sklavereifrage in den USA sieht er indes mit drastischen Worten entgegen: „*Nächsten Herbst wird Wahlkampf sein [...] ich glaube, daß Blut fließen wird.*“

Nach der Grußformel ist noch verzeichnet: „*Freiheit ist Luxus, Jacke ist Luxus, Auf- klärung ist Luxus, alles ist Luxus*“ und der Hinweis, dass man Gerste säen muss. Freiheit hat noch immer eine zentrale Bedeutung in Gersteins Leben, er selbst weist aber auch auf die sehr divergenten Bedingungen für die Erlangung und Wahrnehmung von Freiheit hin. Die *Erfah- rung von Freiheit* kann kaum greifbarer werden, als in den schier endlosen, detaillierten und gedankenversunkenen Briefen Dietrich Gersteins. Im nächsten Brief von Anfang Januar 1861 geht er auf die Problematik weiter ein:

„[W]as helfen [...] alle gewiß großen Freiheiten, wenn wir inmitten einer Bevölkerung leben müssen, deren anständiger Theil uns haßt als Fremdlinge, die Neuerungen und Sitten einführen wollen, die mit den Sitten und Gewohnheiten der eigentlichen Ameri- kaner zu sehr kontrastiren und deren andern Theil wir verachten müssen als eine zu rohe unliebenswürdige gemeine Menge, die nur an das Geldmachen denkt. Der gebil- dete Deutsche aus anständiger Familie kann sich hier nie glücklich fühlen, wenigstens bis jetzt nicht, sondern nur der, welcher in materieller Beziehung Noth gelitten, fühlt sich nach Beseitigung eben dieser Noth [mollig], denn Weizenbrod essen, genügend Fleisch und weiß der Himmel was nicht alles, sind hohe irdische Genüße, die nur der

*kennt, der sich früher im alten Lande hat abwürgen müssen, um seiner Familie genügend Schwarzbrod zu schaffen.*¹⁸⁷

Worüber Gerstein zunächst schreibt, ist die Wahrnehmung der Folgen des Nativismus, personifiziert durch die *Know Nothings*, gegen die Carl Schurz schon vehement vorgegangen war. Die Stimmung gegen Katholiken und damit besonders gegen irische und deutsche Einwanderer blieb Gerstein als Zeitungsleser und politisch interessiertem Bürger nicht verborgen. Doch eine direkte Konfrontation ist bei seinem abgeschotteten sozialen Umfeld sehr unwahrscheinlich. Der Verweis auf die „*anständigen*“ Amerikaner kann als Bekenntnis zur Republikanischen Partei gelesen werden, die sich vor dem Bürgerkrieg mit den *Know Nothings* in den eigenen Reihen auseinandersetzen musste.

Daneben wird die bedeutsame Rolle von Sozialisation und Lebensstandard in Gersteins Freiheitserfahrung erneut deutlich. Er bestätigt hier die These, dass der Lebensstandard in der Herkunftsgesellschaft die Ansprüche an die Aufnahmegesellschaft beeinflusste: Dem Genuss der Freiheit stand ihm als Kind des Bürgertums der Mangel an Lebenskomfort im Weg. Doch er versucht, seinem Naturell entsprechend, die Ursprünge zu ergründen, und reflektiert die Situation in Deutschland: „*Die hochgepriesenen deutschen Universitäten sind auch keine Bohne werth*“ weil dort „*zwei Dinge [...] nicht gelehrt*“ würden: „*Zeit und Geld schützen, Dinge, die, wenn richtig angewendet, den Menschen glücklicher machen, wie das Wissen von allem Latein und Griechisch [...]. [...] Ich versichere Dich, wenn Du Latein verständest wie Hildebrand oder Sißero selber, nichts rettete Dich hier vom Hungertode.*“ Gerstein geht hart mit seiner bürgerlichen Sozialisation ins Gericht und stellt damit auch die divergierenden Lebenswelten zwischen Menschen in Armut und solchen aus bürgerlichen Verhältnissen scharf heraus. Seine Folgerung ist, dass Angehörige des Bürgertums mehr vom praktischen Leben erfahren müssen, wie Gerstein an der *frontier*, um in Ausnahmesituationen lebensfähig sein zu können und – geht man an den Anfang seines Gedankengangs zurück – den Lebensstandard schätzen zu lernen.

Über den „*Vorabend eines Bürgerkrieges*“ äußert er sich nur am Rande, ohne weiter darauf einzugehen, wirft er nur den sarkastischen Satz auf das Papier: „*Der Fluch der Menschensklaverei wird wahrscheinlich seine Früchte tragen.*“

Der nächste überlieferte Brief stammt dann aus der Zeit des Bürgerkriegs. Im Schreiben an seinen Bruder vom Oktober 1862 ärgert er sich über seine Schwester Lina, die im Rückgriff auf die Bibel versucht habe, die Sklaverei zu delegitimieren. Gerstein entgegnet, dass man

¹⁸⁷ Dieses Zitat und die folgenden: *Dietrich Gerstein*: Brief vom Januar 1861. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

in den Südstaaten eben die Bibel heranziehe, um die Sklaverei zu legitimieren. Auf inhaltliche Aspekte geht er nicht ein, er möchte aber *„Lina gebeten haben, einem vernünftigen Menschen mit der Bibel vom Leibe zu bleiben [...]“*.¹⁸⁸ Dann schwenkt er auf die Frage des Verlaufs des Bürgerkriegs ein. Er habe *„noch lange nicht alle Hoffnung verloren“*, dass die Nordstaaten siegreich aus dem Krieg hervorgehen würden. Die Konsequenz einer Niederlage war für Gerstein eindeutig: *„Sollte wirklich diese Republick verloren sein, dann wird das Ringen der Menschheit nach Freiheit für lange Zeit unnütz sein, denn die moralische Niederlage der ganzen liberalen Partei wird zu groß sein, als daß sie sich in Kurzem wieder aufraffen kann.“*

Seine Positionierung als Liberaler, obwohl er sich vorher als links bezeichnet hatte, verweist auf die Heterogenität des Liberalismus – man denke an Mathilde Anneke oder die Widmung des Sozialisten Ludwig Gall in seinem Reisebericht: *„Allen wahren Liberalen“*. Sein rudimentärer Marxismus schimmert anschließend wieder in einer religionskritischen, historisch-teleologischen These durch: *„[D]as Christenthum muß erst stürzen, ehe die Republicken wirklich bestand haben können. Das Christenthum ist die Religion der Monarchen und [...] die Behauptung [...], das Christenthum vertrage sich mit der Freiheit [...] ist [...] nichts weiter, wie ein dicker Irrtum.“* Ganz besonders gelte das für die katholische Religion, der *„ihrem innern Wesen nach“* für die *„Freiheit gefährlichste aller Secten.“* Daher sei es auch *„total unmöglich, zugleich ein guter Katholick und ein guter Republikaner zu sein.“* Dass gerade unter den deutschen Auswanderern viele Katholiken bekennende Abolitionisten und Republikaner waren, scheint Gerstein nicht geläufig gewesen zu sein. Für ihn ist die Gewährung der Religionsfreiheit in diesem Fall auch eher als Risiko, denn als liberale Errungenschaft zu bewerten – *„die vier bis fünf hundert christlichen Secten“* würden doch nur *„Duldung und Freiheit predigen“*, weil sie *„sich gegenseitig gern auffräßen“*. Gerstein unterstellt den Religionsgemeinschaften also einerseits Unaufrichtigkeit und andererseits militante Hegemonialbestrebungen.

An Weihnachten 1862, nach einem Jahr weniger militärischer Erfolge und vieler verheerender Niederlagen für die Union, und kurz vor Lincolns *Emancipation Proclamation*, mit der er zum Neujahr 1863 den Krieg offiziell zu einem Befreiungskrieg erklärte, stellte Gerstein sich die Gretchenfrage: *„Was war und ist nun meine Pflicht, lieber Ludwig? Meine Familie verlassen, alles liegen lassen [...] oder meine Pflicht tun als Familienvater und diesem, in seinen Folgen großartigsten Kampfe, der je gekämpft ist, ruhig zusehen.“*¹⁸⁹ Doch noch glaube er, sei es zu früh für ihn. Bis dato sei es nur *„Gesindel“* und der *„Auswurf der Menschheit“*, der kämpfe – *„die bessern Elemente“* würden erst später in den Kampf um *„Recht und Freiheit“*

¹⁸⁸ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom Oktober 1862.

¹⁸⁹ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief von Weihnachten 1862.

folgen, momentan ziehe die Soldaten nur der „*gute Lohn*“ an. Überraschend ist, dass Gerstein sich zu seinem Vater äußert. Gerstein habe von dessen Ansichten zum Bürgerkrieg gehört und finde sie „*so übel nicht*.“ Schließlich sei eine Unterwerfung des Südens genauso gefährlich wie eine endgültige Trennung. Die richtige Lösung müsse „*der dritte Weg*“ sein, also eine „*allmähliche Abschaffung der Sklaverei*“, da ein überstürztes Ende der Institution „*ein unsägliches Elend über diese Staaten bringen*“ würde. Mit dieser Einschätzung stand er nicht allein, denn als Gegenarrativ zu den oben erwähnten Unheilsprophezeiungen im Süden wurde im Norden die Furcht vor einer riesigen Welle an schwarzen Lohnarbeitern im Falle einer Emanzipation genährt.¹⁹⁰ Doch Arbeit traute Gerstein den befreiten Sklaven noch nicht einmal zu: „*Es ist einmal eine unleugbare Thatsache, daß die Masse der Sklaven wie Vieh behandelt werden und sie würden sich, wenn frei, wie Vieh [geriren]. Da die Sklaven den Weißen nie oder selten arbeiten sehen, so halten sie Freiheit und Arbeitslosigkeit für identisch [...]*.“ Auch wenn Gerstein seinen Vorstellungen einer Sozialisation oder Erziehung zur Freiheit gemäß argumentiert, schwingt eine grundsätzliche Skepsis gegenüber der geistigen und sozialen Integrationsfähigkeit der befreiten Afroamerikaner mit.

Im August 1863 schreibt Gerstein an seinen Bruder, dass die Rebellen endlich geschlagen werden müssen, auch wenn es „*den letzten weißen Mann im Süden kosten und der sonnige Süden mit freien Farbigen besiedelt werden*“ würde.¹⁹¹ Hier sticht erneut Gersteins schwarzer Humor ins Auge. Der „*sonnige*“ Süden klingt romantisch und konterkariert die drastische Ausrottung sämtlicher weißer Amerikaner in den Südstaaten. Ob sich sein Bild von den befreiten Sklaven geändert hatte, wird nicht klar. Jedoch scheint ihm der von weißen Sklavenbesitzern dominierte Süden das größere Unglück gewesen zu sein. Im Übrigen könne man doch, wenn der Krieg vorüber sei und die Nordstaaten siegreich gewesen seien, in Mexiko die Franzosen vertreiben. Dann sei „*die Luft [...] wieder um so viel reiner. Sind unsere Sklavenhalter vernichtet, die Farbigen frei und ungefähr eine Million unseres nördlichen Gesindels geschlachtet, dann hoffe ich, wird auch wohl in diesem Lande ein vernünftiger Mensch leben können [...]*.“ Doch „*Rom hat wieder durch den Arm seiner schwarzen Henkersknechte seinen Arm im Spiel*.“

Gersteins ironische Grundhaltung kippt mitunter in Zynismus und hier sogar in Misanthropie, vor allem, wenn er sich mit Religion auseinandersetzt. Immer wieder läßt er den Nord-Süd-Konflikt religiös auf und unterstreicht seine notorisch antiklerikale Haltung: „*Körperliche und geistige Sklaverei – wie hübsch paßt das nicht zusammen*“. Dafür stehe nicht allein die „*römische Geistlichkeit*“, die soweit gegangen sei, in „*einer römisch-katholischen*

¹⁹⁰ McPherson, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 506f.

¹⁹¹ Dieses Zitat und die folgenden: *Dietrich Gerstein*: Brief vom 1.8.1863. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

Kirchenzeitung [...] zur Ermordung A. Lincoln's [...]“ aufzurufen. Auch die konservative Kirchenzeitung *Der Lutheraner* der Missouri-Synode sei keinen Deut besser: selbst Luther würde diese „*stauwend angespeit haben*“, weil sie „*die Sklaverei vertheidig[e] [...]*.“ *Der Lutheraner* leitete aus der Bibel in der Tat eine Rechtfertigung für die Sklaverei ab – repräsentierte jedoch bei weitem nicht das protestantische Lager im Bürgerkrieg.¹⁹² Gerade aus der protestantischen Erweckungsbewegung des *Second Great Awakening* hatte, wie bereits erwähnt wurde, in enger Verknüpfung mit einer individualistischen Religiosität die Idee des Abolitionismus entscheidenden Rückhalt bekommen.¹⁹³

Aus dem Brief geht auch hervor, dass sein Bruder Ludwig den Süden scheinbar verteidigte. Gerstein widerspricht vehement und macht deutlich, dass im Süden neben der Freiheit der Afroamerikaner auch die Bürgerrechte für republikanische Weiße auf der Strecke blieben. Presse- und Redefreiheit seien für Abolitionisten eingeschränkt: „*An den Galgen, wer es wagt, ein Unionist zu sein.*“ Im Norden hingegen könne man sich ungestraft für die Sklaverei aussprechen. Diese Behauptung Gersteins hält einer wissenschaftlichen Aufarbeitung nicht stand. Vor allem unter dem Unions-General Ambrose Burnside wurde gegen den publizistischen Arm der *Copperheads*, dem Lager der Kriegsgegner der Nordstaaten-Demokraten, vorgegangen. Repräsentativ dafür stehen die General Orders 38 und 84. Die erste belegte „*[t]he habit of declaring sympathy for the enemy*“ in der militärischen Verwaltungszone Ohio mit Haft oder Ausweisung in den Süden – in Einzelfällen gar mit Todesstrafe. Der Erlass 84 richtete sich explizit gegen die *Chicago Times*, die sich mehrfach kritisch zur Inhaftierung und Ausweisung des ehemaligen demokratischen Abgeordneten des Repräsentantenhauses für Ohio, Clement Vallandigham, geäußert hatte. Auch wenn Lincoln die Order kurz darauf für ungültig erklärte, schlug der Vorgang doch Wellen in der amerikanischen Presse. Später, im Jahr 1864, ging Lincoln schließlich selbst vehement gegen die *Copperheads* vor.¹⁹⁴ Gerstein scheint diese Vorgänge nicht sonderlich hoch zu bewerten, aufgrund seiner Zeitungslektüre ist davon auszugehen, dass er darüber informiert gewesen ist. Seine Loyalität zur Union und seine abolitionistische Haltung machen ihn blind für die Einschränkung der Rechte und Freiheiten des Gegners.

¹⁹² Beispielsweise im „*Vorwort der Redaction*“ zum 1. Heft des Jahrgangs 1862 wird entschieden gegen den „*Geist, der christliche Freiheit mit bürgerlicher Gleichstellung verwechselt*“ angeschrieben, der im Bürgerkrieg erkämpft werden solle: Vorwort der Redaction zum neunzehnten Jahrgang des „*Lutheraner*“, in: *Der Lutheraner* 19 (1862) 1, S. 1–3, hier S. 1.

¹⁹³ *McPherson*, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 8.

¹⁹⁴ *Geoffrey R. Stone*: *Freedom of the Press in Time of War*, in: *SMU Law Review* 59 (2006), S. 1663–1670, hier S. 1665; *Ders.*: *Perilous Times. Free Speech in Wartime*. New York 2004, S. 94f., 108f.; *David W. Bulla*: *Lincoln's Censor. Milo Hascall and Freedom of the Press in Civil War Indiana*. West Lafayette 2008, S. 157ff.; General Order No. 38, 13.4.1863, online bei der Ohio History Central. [http://www.ohiohistorycentral.org/w/General_Order_No._38?rec=1481&nm=General-Order-No-38; zuletzt abgerufen am: 11.12.2019].

Aufschlussreich ist der abschließende Kommentar der Diskussion über den Bürgerkrieg: „*Es sollte mir leid thun, Ludwig, wenn du mit der der Gersteinschen Familie eigenthümlichen Starrköpfigkeit bei deiner Meinung verbleiben solltest.*“ Wie die Ahnenforschung aus den eigenen Reihen belegt, handelt es sich bei den Gersteins um eine sehr traditionsbewusste, großbürgerliche Familie. Es ist denkbar, dass ein durch die Generationen weitergegebener familiärer Wertekanon die Weltanschauung und Meinungsbildung der Familienmitglieder geprägt (und eingeschränkt) hatte und dass Dietrich Gerstein mit seiner Auswanderung radikal mit diesen Werten gebrochen hatte. Dieser Eindruck verstärkt sich noch, als Gerstein feststellt, dass kein weiterer Angehöriger seiner Familie in die USA emigriert ist: „*Sonderbar! Unter der ganzen Heerde Schaafte bloß ein räudiges und das muß ich sein.*“ Er drückt damit zum einen aus, dass er eine Ansteckung weiterer Familienmitglieder mit dem Auswandererfieber nicht ausgeschlossen hatte und andererseits stilisiert er sich zu einem Paria, der mit den strengen Familienkonventionen gebrochen hatte und nun gerne den provozierenden Antagonisten mimte. Dies sind beides wichtige Erkenntnisse für seinen mit der Auswanderung verbundenen Identitätswandel. Und gerade während des Bürgerkriegs entzündeten sich die existenziellen Diskussionen am Begriff der Freiheit.

Am 10. Februar 1864 war er noch immer in Richville bei seiner Familie und eröffnet den Brief mit der traurigen Nachricht über den Tod seiner jüngsten Tochter.¹⁹⁵ Er schreibt über die Bestattung im gefrorenen Boden, und wie er schon beim ersten verstorbenen Kind geweint hatte.

Der nächste Brief kam wieder ein Jahr später, diesmal überraschenderweise aus dem *Camp East Saginaw*, und es stellt sich schnell heraus, dass Gerstein sich freiwillig gemeldet hatte, um dem Zwangseinzug zu entgehen und „*etwas Geld*“ zu verdienen.¹⁹⁶ Er befinde sich nun in der „*Compagnie Tuscola Co. Volut.*“, die tatsächlich im September 1864 zusammengestellt wurde.¹⁹⁷ Und trotz aller erlittenen Entbehungen und des angespannten Verhältnisses zu seiner Frau sei es „*eine harte Sache, zum zweiten Male Alles zu verlassen, was mir lieb und werth ist [...].*“ In diesen dramatischen Worten setzt er die Auswanderung mit dem Eintritt in den Krieg gleich – denn es gehe erneut „*einem höchst ungewissen Schicksale entgegen [...].*“

Ein halbes Jahr später, nach Kriegsende und der Ermordung Lincolns, schrieb Gerstein erneut, diesmal aus dem Ort Cowen in den Cumberland Mountains, Tennessee. Euphorisch erzählt er davon, dass „*wir jetzt endlich von der Sklaverei befreit sein werden*“ und bringt damit

¹⁹⁵ Dietrich Gerstein: Brief vom 10.2.1864. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

¹⁹⁶ Dieses Zitat und die folgenden: Ders.: Brief vom 28.9.1864.

¹⁹⁷ Vgl. Hewett (wie Anm. 183), S. 157.

seine Identifikation mit der amerikanischen Nation zum Ausdruck.¹⁹⁸ Er wiederholt, dass die Sklaverei letztlich „*Menschen und Verhältnisse so corrumpt*“ haben würde, dass eine „*Aufrechterhaltung unserer republicanischen Verfassung*“ schlichtweg nicht mehr möglich gewesen wäre. Die Nachricht über die Ermordung Lincolns am 15. April hatte ihn scheinbar noch nicht erreicht. Sodann berichtet er ausführlich von seinen Stationen im Bürgerkrieg.

In der *Schlacht bei Decatur* in Alabama wirkte sein Regiment zwischen dem 26. und 29. Oktober 1864 an der Verdrängung der konföderierten Truppen unter General John B. Hood mit. Mit wenigen tausend Mann verhinderten sie, dass Hood und seine 23.000 Männer bei Decatur den Tennessee River überqueren konnten. Die Verzögerung von vier Tagen hat möglicherweise entscheidend zum Scheitern von General Hoods Vorhaben beigetragen, das von der Union besetzte Nashville zurückzuerobern.¹⁹⁹ Nach dieser Schlacht, bei der „*Kanonenkugeln, Bomben und Musketenkugeln eine Musik über unseren Köpfen anstimmten*“, wurde Gerstein in keine größeren Kampfhandlungen mehr verwickelt und war zunächst in Murfreesboro, nahe Nashville, und nach Weihnachten 1864 dann in Cowan, Tennessee, in den Cumberland Mountains stationiert.

Von der Euphorie ist im nächsten Brief, geschrieben am 16. Dezember 1865 von seinem Hof in Michigan, nichts mehr geblieben. Seine Frau sei eine „*größere Zantippe wie zuvor*“ und auch „*in materieller Beziehung*“ sei man nicht weiter gekommen.²⁰⁰ Überdies sei „*das Leben in unserm rauhen frostigen Michigan [...] nicht geeignet mich Deutschland vergessen zu machen.*“ Es sei ein „*verdrießliches, langweiliges, eintöniges Leben*“, das einem nur „*harte schwere Arbeit*“ abverlange „*und durchaus keine Erholung kein Genuß*“ biete – „*dieses Leben kann nicht menschlich genannt werden [...]*.“ Doch obwohl er „*so voll von Ekel, Abscheu und Verachtung*“ sei, kenne er kein Land, „*worin wirklich bessere Menschen lebten*“ als in den USA. Vor allem in Deutschland „*lebt ein gräulicher Schund*“, der nicht aufbegehren werde, „*da sie der Druck in ihre Schranken hält.*“

Letztlich spannt er den Bogen hin zur Freiheit, denn „*jede wahrhaft menschlich vernünftige Freiheit ist ein Unding auf dieser Erde, solange Unwissenheit und Begierde die Triebfeder zu allen Handlungen bei den Massen sind.*“ Augenfällig ist die an Kant erinnernde Verknüpfung von Vernunft und Freiheit, die sein bürgerlich-liberales, aus der Aufklärung herrührendes Weltbild untermauert.²⁰¹ Doch der Optimismus der Liberalen, die

¹⁹⁸ Dieses Zitat und die folgenden: *Dietrich Gerstein*: Brief vom 28.4.1865. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

¹⁹⁹ *Robert Glaze*: Artikel „Battle of Decatur“, in der Encyclopedia of Alabama online.

[<http://www.encyclopediaofalabama.org/article/h-2580>; zuletzt abgerufen am: 09.11.2017]; *Shelby Foote*: *The Civil War: A Narrative*. Vol. 3: Red River to Appomattox. New York 1986, S. 618ff.

²⁰⁰ Dieses Zitat und die folgenden: *Dietrich Gerstein*: Brief vom 16.12.1865. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

²⁰¹ Vgl. Teil I, Kapitel 2.

Fortschrittsorientierung verkümmern in seinen Gedanken – er schließt den Abschnitt mit einer rhetorischen Frage zur amerikanischen Republik: „*glaubst Du, dieses Gebäude stünde ewig?*“ Das knüpft an die kaum übersehbaren linken Elemente seines Freiheitsbegriffs an. Er bezieht diesmal eine psycho-soziale Komponente ein und schreibt von der „*Begierde*“ als Motor der „*Massen*“. Das sind Begriffe, mit denen Marx bereits in den 1840er Jahren operiert hatte. Der *Begierde* widmete dieser sich ausführlich in *Die Deutsche Ideologie* im Abschnitt *St. Max*, der bereits zwischen 1845 und 1846 verfasst, aber erst posthum in der *Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA)* im Jahr 1932 veröffentlicht wurde. Es ist also schwer nachzuvollziehen, ob Teile der Schrift bereits in den 1840er Jahren diskutiert wurden.²⁰² Eindeutiger ist die Lage beim Begriff *Masse*, der sich vor allem durch das 1848 weit verbreitete *Manifest der Kommunistischen Partei* als gängiges Schlagwort der politischen Linken etablierte. Es ist nicht auszuschließen, dass Gerstein bei seinen kurzen revolutionären Bestrebungen mit Gedanken Marx' in Berührung gekommen war.²⁰³

Bestätigt wird Gerstein in seiner pessimistischen Perspektive durch die Auflösung des preußischen Landtags im Rahmen des Verfassungskonflikts, zu der Gerstein sich in einem Brief vom März 1866 äußert. Das sei einerseits „*furchtbar lächerlich, auf der anderen Seite wirklich ernst und traurig. [...] Es scheint, die Freiheit kommt überall gewaltig auf den grünen Zweig.*“²⁰⁴ Er meint wohl eher, dass sie auf keinen grünen Zweig komme, und bestätigt damit seine schwindende Hoffnung auf die Entwicklung einer freiheitlichen Weltordnung.

Mit dieser Befürchtung stand er keinesfalls allein. In Preußen entbrannte zu dieser Zeit vor allem unter Liberalen die Diskussion über die Priorisierung von Freiheit und Einheit. Nach erbitterten Debatten um die Indemnitätsvorlage Bismarcks zur nachträglichen Gewährung des Budgets für die vier vergangenen Jahre, spaltete sich im Laufe des Jahres 1866 die Nationalliberale Partei von der arg mitgenommenen preußischen Fortschrittspartei ab. Die Nationalliberalen bekannten sich eindeutig zu Bismarck und zum Primat der Einheit, ohne vom Konstitutionalismus abzuweichen. Für einen Bürgerrechtskatalog reichte der Einfluss der Liberalen jedoch nicht und eine Parlamentarisierung wurde an die deutsche Einheit geknüpft. Für

²⁰² Terrell Carver/Daniel Blank: A Political History of the Editions of Marx and Engels's "German Ideology Manuscripts". New York 2014, S. 7ff.

²⁰³ Vgl. Karl Marx/Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten. (= Karl Marx - Friedrich Engels Werke, Bd. 3). Berlin (Ost) 1978, hier: S. 237f.; Marx/Engels, Manifest (wie Anm. 173).

²⁰⁴ Dieses Zitat und die folgenden: Dietrich Gerstein: Brief von Mitte März 1866. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

Fortschrittsliberale und Linke waren das eindeutig zu viele Konzessionen, eine Ansicht, die Gerstein – zumindest in seiner Gesamtbeurteilung der Lage – teilte.²⁰⁵

Mit dem Brief vom Januar 1867 erfolgte ein vorübergehender Bruch zwischen den Brüdern Ludwig und Dietrich. Gerstein hatte seinem Bruder vorgeworfen, das Vermögen der verstorbenen Mutter veruntreut und ihn *„belogen und auf schändlichste Weise betrogen“* zu haben.²⁰⁶ Angeblich hatte Ludwig Dietrich auch wegen seiner Rekrutierung im Amerikanischen Bürgerkrieg *„mit Vorwürfen überschütte[t]“*. Trotzdem berichtet er ausführlich von seinen finanziellen Problemen, aber auch von der Heilung seines Rheumatismus während der Stationierung im Süden und entgegnet den von seinem Bruder geäußerten Zweifeln scharf: *„ich muß dem beschränkten Unterthanen Verstand erst klar machen, daß man auf einem Marsche von Westphalen nach Hessen schwerlich die Gicht verlieren kann [...]“*. Hier rekurriert Gerstein auf den Zusammenhang von geistiger Entwicklung und dem Leben in einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung. Er spricht den *„Unterthanen“* ab, ihren Verstand gebrauchen zu können und belegt wiederum seine aufklärerische Grundhaltung, ganz im Sinne des *„Ausgangs [...] aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit“* und nahe an der Aufforderung: *„Habe Mut dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“*

Um diesem Anspruch selbst gerecht zu werden, sei es auch notwendig, dass Gerstein sich *„einige Zeitungen halte“*, was allerdings Anstoß erregt habe – möglicherweise ein Seitenhieb auf seine schlechte finanzielle Lage. Doch es sei nun einmal seine *„verdammte heilige Pflicht und Schuldigkeit, mir ein paar Zeitungen zu halten, denn wenn ich nicht weiß, was vorgeht im Land, mit welchen Gefühlen kann ich dann an den Stimmkasten treten und wählen?“* Gerstein verstand die Pressefreiheit ganz im Sinne des *bulwark of liberty* und beabsichtigte mit diesen Zeilen wohl auch, gegen seinen Bruder zu sticheln. Indes sei an den USA aber auch *„ungemein viel auszusetzen[...]“*. Das liege aber *„nicht an unserer Verfassung, sondern weil zu viel Leute mit beschränktem Unterthanen Verstande herüberkommen [...] und die abgeschmacktesten Gleichheitsflegeleien sind das Resultat der falschen Auffassung von Freiheit und so kommt es dann, daß selbst ein Heine einen gewissen horror vor diesem Lande hatte, indem er es den großen Freiheitsstall, angefüllt mit Gleichheitsflegeln zu nennen beliebt und in der That auch mit Recht.“* Die Ablehnung Heines gegen die USA wurde bereits bei Fritz Anneke

²⁰⁵ Vgl. Dieter Langewiesche: Liberalismus in Deutschland. Frankfurt am Main 1988, S. 104ff.; Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Band II. Machtstaat vor der Demokratie. München 2013, S. 314f.; Friedrich Lenger: Industrielle Revolution und Nationalstaatsgründung. 10. Aufl. Stuttgart 2005, S. 311f.

²⁰⁶ Dieses Zitat und die folgenden: Dietrich Gerstein: Brief von Anfang Januar 1867. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

thematisiert, auch für Gerstein schienen die Werte Freiheit und Gleichheit der revolutionären Wertetrias verunglimpft worden zu sein.

Erst knapp drei Jahre später schrieb Gerstein wieder an seinen Bruder, Anlass war der Tod des Vaters, der ihn *„schmerzlich berührt hat“*.²⁰⁷ Er bestätigt seine Eindrücke vom *„Freiheitsstall“* und beklagt das Elend, das einen gebildeten Mann in den USA erwarte. Beamte seien *„Geldamseln“*, und um in der Verwaltung unterzukommen, müsse man *„Hebel [...] in Bewegung setzen.“* Mit Geld zu spekulieren sei zu riskant – *„o weh, unsere polnischen Juden können noch viel von den Amerikanern lernen.“* Als Handwerker seien gebildete Leute auch nicht geeignet, ganz zu schweigen von der Arbeit als Tagelöhner. Und als Zeitungsredakteur könne man nur Geld verdienen, wenn *„man seine Seele dem Teufel“* verschreibe. Nur als Farmer *„braucht man sich nicht wegzuwerfen, nicht zu erniedrigen, braucht mit dem Satan keinen Pakt zu machen.“* Doch das sei längst nicht die Lösung aller Probleme, denn *„als wir aus dem Süden zurückkehrten und den Neger zu einem freien Manne gemacht hatten, da hieß es unter uns Farmer – ja, jetzt haben wir den Neger befreit und kehren zurück um unser eigener Neger zu sein.“*

Zurück in seinem Alltag, findet sich der euphorische Befreier aus dem Bürgerkrieg immer noch nicht in der amerikanischen Gesellschaft zurecht, sieht überall Probleme, die einer Veränderung und Verbesserung seiner Lage im Wege stehen. Selbst die befreiten Afroamerikaner macht er nun für sein Scheitern verantwortlich, obwohl er mit diesen als Farmer im abgelegenen Frankenmuth wohl kaum in Konkurrenz stand.

Nachdem Gerstein die Namen seiner sechs Kinder – Ditz, Sophie, Luise, Emma und Fritz – mitteilt, wendet er sich wieder der unbequemen Erbschaftsangelegenheit zu. Er möchte die *„Versöhnungshand“* seines Bruders zwar nicht zurückweisen, müsse aber erneut seinen Standpunkt vertreten. Er schließt nach langen Seiten der Erörterung mit dem Kompromissvorschlag, die Sache für 500 Taler auf sich beruhen zu lassen.

Versöhnung

Erst am 17. Mai 1875 schrieb Gerstein wieder an seinen Bruder Lutz. Aus dem Brief geht hervor, dass sein Bruder sich zuletzt vor fünf Jahren bei Gerstein gemeldet hatte und ihn als *„unversöhnlich“* hingestellt, ihn der *„Lieblosigkeit“* bezichtigt habe, woraufhin dieser glaubte, *„nichts Besseres thun zu können, als zu schweigen [...]“*.²⁰⁸ Gerstein gesteht, er sei

²⁰⁷ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom 15.12.1869.

²⁰⁸ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom 17.5.1875.

„damals im Krieg in einer zu erbitterten Stimmung“ gewesen und habe „den richtigen Ton“ nicht treffen können und deshalb nur an die Frau seines Bruders geschrieben. Welchen Krieg er genau meint, ist unklar. Doch rechnet man die fünf Jahre des Schweigens zurück, bezieht er sich wohl auf den deutsch-französischen Krieg, der in die Gründung des Kaiserreichs mündete. Man kann daraus schließen, dass die Einschätzungen dieses Kriegs arg auseinander gingen.

Gersteins allgemeine Situation hatte sich unterdessen scheinbar nicht verbessert – eher im Gegenteil. Er sehe sein „Lebensschiff“ seit Jahren unrettbar auf den Strand zutreiben und könne „trotz aller [...] Anstrengungen dem Schiff keine andere Richtung geben.“ Der „Grund liegt nur in der falschen Auffassung von Freiheit die diese [...] unglücklichen Ehen schafft, die in diesem Lande mit materiellen Ruin und Selbstmord in Tausenden und Tausenden von Fällen ihren Abschluß finden.“ Sein anfänglich überschwänglicher Freiheitsbegriff gerät immer mehr ins Wanken, und er scheint jeden Bezug zu seiner Frau verloren zu haben. Sie sei ihm ein „psychologisches Raetsel“ und er „habe längst jede Hoffnung aufgegeben, irgend eine Art von Verständigung herbei führen zu können“, da sie „keine Vernunft annehmen“ wolle. Doch auf eine Trennung lasse sie sich nur ein, wenn er ihr das gesamte Familieneigentum überlasse. Gersteins Handlungsfreiheit scheint durch die Ehe nach wie vor massiv eingeschränkt gewesen zu sein.

Ironischerweise hatte ihn „der süße Pöbel“ wohl zum Friedensrichter gewählt, doch die Aussicht auf die Schlichtung von Ehestreitigkeiten habe ihn abgeschreckt, „denn wenn Eine von den Emancipierten irgendwo ein hübsches Kleid gesehen hat und der Mann kann oder will es nicht anschaffen, dann läuft die Frau zum Friedensrichter [...].“ Diese Einschätzung veranlasst Gerstein, sogleich massiv gegen den Einfluss von Frauen zu polemisieren: „Verlass Dich drauf, lieber Lutz, es ist hier alles faul und die Republik hält sich nicht mehr lange, denn unsere Weiber sorgen schon redlich dafür, daß die Freiheit zu Grabe getragen wird. Es regieren hier allerdings keine Könige und Kaiser von Gottes Gnaden, aber Pfaffen und Weiber von Teufels Gnaden [...].“ Die Freiheit der Frauen hingegen lässt ihn vollkommen kalt. Er überträgt seine privaten Erfahrungen auf das allgemeine gesellschaftliche Verhalten von Frauen und zeigt sich zu keinerlei Verständnis oder Empathie fähig.

Unterdessen räumt er ein, dass er nach Deutschland zurückkehren möchte, „weil der Kampf, den ich hier kämpfe, mit Allen gegen Alles doch zu ungleich ist [...].“ Er habe seinem Bruder ein Manuskript geschickt und erhoffe sich von dem Erlös einer Veröffentlichung genug Kapital, um nach Deutschland zurückzukehren. Um seinem Wunsch noch einmal Nachdruck zu verleihen, schließt er den Brief mit einer Beschreibung des für die Ernte katastrophalen Wetters und endet mit dem Satz: „Welch ein gräßliches Land ist dieses Amerika!“

Dann folgen zwei Briefe an Fritz „den Räuber“ Gerstein, den man in den Aufzeichnungen der Familie Gerstein nicht zuordnen kann und dem Dietrich schon lange nicht mehr geschrieben habe. Auch erwähnt er, dass er zum ersten Mal seit zwanzig Jahren einen Brief von seiner Schwester Thea bekommen habe. Man erfährt nun auch Näheres über das im letzten Brief erwähnte Manuskript. Es gehe darin um die „*Ausrottung unserer Wälder*“ und „*Waldmörderei*“. „*Da nun das amerikanische Volk ein schrecklich großer eingebildeter und dabei äußerst kranker Bengel ist, dem eine bittere Pille durchaus nicht schaden kann [...]*“, werde er ihm diese Pille in Form des Manuskripts verabreichen.²⁰⁹ Den Widerspruch, dass er für seine Farm selbst einiges an Urwald gerodet hat, thematisiert er nicht.

Aus dem nächsten Brief vom 29. März 1876, der erneut an Fritz Gerstein adressiert ist, geht hervor, dass sein Bruder Ludwig für die Idee einer Veröffentlichung des Manuskripts nur Hohn übrig hat. Dabei hatte Gerstein mit dem Erlös einer Veröffentlichung wohl vor, „*eine Besuchsreise nach Deutschland ermöglichen zu können, die letzte und einzige Hoffnung, die mich noch seit 70 an dieses Leben kettet.*“²¹⁰ Diese beiläufige Bemerkung lässt vermuten, dass Gerstein mit Preußen und Deutschland seinen Frieden gemacht hatte und das noch junge Kaiserreich gerne besucht hätte.

Die letzten Briefe, die in den Untersuchungszeitraum fallen, sind deutlich kürzer und von einem wesentlich wärmeren Grundton geprägt als die vorherigen. Im Brief vom 22. Oktober 1879 freut sich Gerstein über den „*sehr lieben Brief*“ seines Bruders – nicht zuletzt, weil Ludwig ihm scheinbar Geld versprochen hatte, denn es werde „*in kurzer Zeit der Wechsel folgen*“.²¹¹ Der Brief ist mit keiner Ortsangabe versehen, Gerstein berichtet aber, dass er umgesiedelt ist, die Ernte nichtsdestotrotz erneut recht mager ausgefallen sei – „*[ü]berhaupt haftet einmal an meiner Ferse das Unglück und wenn ich einmal denke, dass soll und muß jetzt anders gehen und besser werden, dann trifft mich wieder Schlag auf Schlag [...]*.“ So habe er im letzten Winter sämtliche Schweine und in diesem Sommer bereits ein Pferd verloren, „*ein Verlust von 150 Dollars auf einen Streich und das ist jetzt das vierte Pferd in 5 Jahren, welches ich verliere.*“ Dieser doch recht beachtliche Tierbestand verrät, dass der Hof zeitweilig prosperiert haben musste, allein vier Pferde sind ein gehöriges Kapital, wenn man jedes mit einem Wert von 150 Dollar veranschlagt. Das entspräche pro Pferd beinahe dem Sechsfachen seines ehemaligen Monatsgehalts als Feuerwehrmann (28\$). Nicht weniger betrübt ihn das Verhältnis zu seinen Kindern:

²⁰⁹ Ders.: Brief vom 12.11.1875.

²¹⁰ Ders.: Brief vom 29.3.1876.

²¹¹ Dieses Zitat und die folgenden: Ders.: Brief vom 22.10.1879.

„Solange die Kinder klein sind, habe ich sie recht lieb; sobald sie aber größer werden, englisch sprechen und sich amerikanisieren, dann werden sie mir aber immer fremder und Du kannst sagen was Du willst, es würde Dir gerade so gehen. Meine Kinder sind sehr gesund und gedeihen körperlich sehr, aber von dem andern Ding, welches in den Menschen stecken soll und man Geist nennt, spüre ich nicht viel und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Geist geweckt sein soll und harte körperliche Arbeit alles Geistige sehr nieder hält.“

Die bürgerliche Sozialisation war also doch noch tief in Gerstein verankert und die Identifikation mit dem Farmerleben nicht allzu ausgeprägt. Es dürfte von Interesse sein, seinen Fall mit anderen zu vergleichen, die erfolgreicher gewirtschaftet haben. Dabei sei die Ackerwirtschaft doch wenigstens noch die letzte Bastion ehrlicher Arbeit gewesen, wie Gerstein seinem Bruder erklärt: *„Bis vor einigen Jahren war Alles in diesem Lande Betrug und Schwindel nur der Ackerbau schien sich seine Bahn, frei von Schwindel, brechen zu wollen. Seit einigen Jahren jedoch, wie der Weizen in Europa Markt findet, ist auch unser Ackerbau vom Schwindel angesteckt.“* Und auch das soziale Umfeld kann ihn nicht von seiner deprimierten Stimmung befreien, wie folgender Gedankengang offen legt: *„Wie das noch werden wird, wenn die Waldstaaten einmal gänzlich entwaldet sind, [...] wird unsere Nachkommenschaft mit Grausen empfinden, ich werde wohl hoffentlich nicht mehr leben, denn ich habe eigentlich jetzt schon zu lange gelebt, wenigstens lebe ich meinen guten Freunden zu lange, die wahrlich Alles aufböten, um mir dieses an und für sich so trostlose Dasein vollends zur Hölle zu machen.“* Vom Leben im freien Amerika ist keine Rede mehr, das Scheitern seines Lebensentwurfs dringt aus jeder Zeile seiner ausufernden Briefe.

Nachklang

Dietrich Gerstein erlebte noch den Ersten Weltkrieg, über den er auch in seinen Briefen schrieb. Er äußerte sich euphorisch zum Kriegsbeginn. Er spricht von *„Genugtuung und Freude“* und dass die Neuigkeiten einen *„überwältigenden Eindruck“* auf ihn gemacht hätten. *„Der Haß und die Feindschaft aller Gegner Deutschlands“* würden *„das Große und Schöne“* hervorbringen und *„Deutschland wirklich zu einem einzigen großen Reiche und das Volk zu Brüdern“* machen – *„aber der Friede muß erkämpft werden: gleichviel, welche Opfer er kostet und dann kommt das Zeitalter der Freude u des [Genusses] und der Glückseligkeit nach der wir alle streben.“* Ob und wie sehr diese Überidentifikation ein Resultat von Gersteins

Abneigung gegen die USA ist, kann durch die Singularität des Ereignisses nur schwer beurteilt werden. Es spricht jedoch einiges dafür, dass er sich den Frust auch hier von der Seele schreibt – immerhin würde er mit seinen 86 Jahren, *„wenn ich drüben sein könnte, [...] auf Krücken gegen den Feind marschieren.“*²¹²

Im letzten überlieferten Brief polemisiert Gerstein ganz in seinem Element gegen Religion und das *„Phantasie Gespenst Gott“*, das *„endlich über Bord geworfen werden“* und durch eine *„neue Religion [...] basierend auf Wissenschaft und Vernunft“* ersetzt werden müsse.²¹³ Sodann erzählt er ausgiebig von seinen Nachkommen, freilich nicht ohne ständige Seitenhiebe auf die schwierigen Ehen seiner Kinder. Man kann Gersteins Bericht entnehmen, dass er drei noch lebende Söhne – dem Alter nach: Ludwig, Friedrich und Moritz – hatte, und dass der älteste, Dietrich, dreizehn Jahre zuvor verstorben sei. Sein Sohn Friedrich habe Deutschland besucht und dabei Gersteins Neffen Ludwig kennengelernt. Ob Gerstein selbst mitgereist war, geht nicht aus dem Brief hervor. Sarkastisch schließt er die Familienerzählung, die, wie seine Worte vermuten lassen, von Ludwig angefragt wurde: *„Was ist Ehe hier in Amerika. Da lernen sich zwei junge Leute kennen, [...] lassen sich trauen und nach einigen Wochen haben sie das Eheleben satt und laufen wieder auseinander gerade wie die Hunde und das nennt sich Ehe. Da hast du ein Bild amerikanischen Ehelebens.“* Auch im Alter wird er nicht müde zu betonen, dass er *„ein armer Teufel“* sei und fügt hinzu: *„Schicke keinen Sohn nach Amerika, wenn es nicht absolut nothwendig ist. Übrigens stehen die Menschen drüben so äußerst erhaben über unsern amerikanischen Menschen daß ich nicht befürchten muß, noch je einen Gerstein in Amerika zu erblicken.“*

Auch hier konterkariert er die amerikanische Frontiermentalität seines Sozialmilieus mit dem preußischen Bildungsbürgertum, aus dem er ursprünglich stammte. Doch er bemüht sich nicht mehr, Verständnis aufzubringen und Erklärungen zu finden. Der Kontakt zur amerikanischen Mittel- und Oberschicht war ihm nicht geglückt, da er nicht die finanziellen Mittel aufbringen konnte, sich in einer größeren Stadt anzusiedeln und am gesellschaftlichen Leben des urbanen Bürgertums teilzuhaben, das gerade nach dem Bürgerkrieg immensen Zulauf erfahren hatte.²¹⁴

Der beißende Unterton ist als Bekenntnis zur bürgerlichen Familie interpretierbar. Seine anfängliche Rebellion gegen seine bürgerliche Herkunft ist einer Identifikation gewichen. Er schließt seinen letzten Brief mit den auf den Weltkrieg bezogenen Zeilen, dass *„England [...] uns jetzt noch die letzte Station [...], über die wir noch Nachrichten von drüben bekommen*

²¹² Ders.: undatierter Brief, ca. 1915.

²¹³ Dieses Zitat und die folgenden: Ders.: Brief von 1915.

²¹⁴ Edwards, New Spirits (wie Anm. 169), S. 28.

unterbinden“ möchte, „sodaß wir bloß noch Nachrichten über London bekommen können und das sind selbstredend alle Lügen.“

Kurz nach diesem letzten erhaltenen Brief starb Dietrich Gerstein am 23.12.1916 im Alter von 88 Jahren in Vassar, Michigan.²¹⁵

2.3 Das Freiheitskonzept Dietrich Gersteins

Gersteins Anglophobie setzt den Schlussakzent unter die überlieferte Briefserie und zeichnet das Bild eines frustrierten, trotzigen Mannes, der sich nie mit dem Leben in den USA hat arrangieren können und den die „wildursprüngliche“, „seltsam[e]“ Freiheit der amerikanischen Frontiergesellschaft überfordert und in die Verzweiflung getrieben hat. Die anfänglich überaus präsenten Freiheitsbezüge, vor allem des an der *frontier* geschulten „Sohn des freien Westens“ und seine Gedanken zu einer Sozialisation zur Freiheit, verblassen im Laufe der Briefserie, bis sie nach dem Bürgerkrieg vollends verschwinden. Das wirtschaftliche Scheitern eines deplatzierten Bildungsbürgers in der Wildnis zeigt die negativen Auswirkungen der bedingungslosen Freiheit und die Bedeutung eines identifikationsstiftenden Sozialmilieus. Dabei entwickelt er genau vor diesem Erfahrungshintergrund ein Konzept lebensweltbedingten Empathiemangels, weil sein bildungsbürgerlicher Bruder sich nicht in die Verhältnisse an der *frontier* hineinversetzen könne. Er selbst versucht zunächst noch in Reflexionen und Erklärungsversuchen Verständnis für den Hass unterbürgerlicher Schichten aufzubringen, was er aber irgendwann aufgibt, bis er sich über seine Identifikation mit dem Bildungsbürgertum wieder ostentativ von den unterbürgerlichen Schichten abgrenzt. Für Frauen empfindet er, wohl erfahrungsbedingt, vor allem Verachtung, in die Belange der Afroamerikaner kann er sich ebenfalls nicht hineinversetzen, macht sie nach dem Bürgerkrieg gar für sein Scheitern mitverantwortlich.

Am Ende seines Lebens entwickelt Gerstein einen überhöhten deutschen Patriotismus, der auch als Abwehrreaktion der nie erfolgten Integration in die amerikanische Gesellschaft gelesen werden kann. Da er in seiner Lebenswelt gefangen scheint, überträgt er seine durchaus beschränkten Erfahrungen mit US-amerikanischen Sozialmilieus auf die Gesamtgesellschaft, um die Frustration über die Dissonanzen zwischen seinen alten und neuen Lebenswelten zu verarbeiten. Angesichts einer prekären sozialen Lage und einem signifikanten Statusverlust wird die in Deutschland angestrebte und in den USA zunächst angepriesene Freiheit nicht nur zur Nebensache, sondern zum Grund allen Scheiterns.

²¹⁵ FBG, DABS, Gerstein/Gerstein, Kopie der Declaration for Widow's Pension von Caroline Gerstein

2.4 Forschungsprozess

Gerstein zeigt eindrucksvoll das *Coming of Age* eines rebellischen Außenseiters, der den Freiheitskampf in (oder an) den USA verliert. Mit Lorenz Degenhard liegt nun folgend die Biographie eines jungen Studenten vor, der bereits in den 1830er Jahren wegen burschenschaftlicher Aktivitäten von der Universität verwiesen wurde und geradezu überstürzt in die USA auswanderte. Weitere Varianzfaktoren gegenüber Gerstein sind erstens Degenhards Herkunft aus einer Handwerkerfamilie vom Land als Kontrast zu Gersteins städtischer Herkunft, die für dessen Erfahrung der Freiheit von großer Bedeutung war; und zweitens spielt eine Rolle, dass Degenhard anschließend in einer großen nordamerikanischen Stadt lebte, also gewissermaßen das gegensätzliche Beispiel zu Gerstein darstellt, der von der Stadt aufs Land gezogen war. Besonderes Augenmerk sollte von nun an auch auf die Frage des Scheiterns an der Freiheit, den Differenzen zwischen amerikanischen und deutschen Freiheitskonzepten und dem erneut präsenten Zusammenhang von Freiheit und Empathie gerichtet werden.

3. Lorenz Degenhard

3.1 Biographie

Geboren am 14. April 1811 in Eversberg, einem Dorf im westfälischen Preußen, entschied sich Lorenz Degenhard, aus der handwerklichen Familientradition auszubrechen und nach dem Abschluss des Gymnasiums zunächst in Bonn, später in Heidelberg Jura zu studieren. Sein Vater Eberhard Degenhard, geboren 1776, betrieb eine Gerberei an der das Dorf umfließenden Ruhr. Seine Mutter, Theresia Degenhard, verstarb schon 1814. Er hatte zwei ältere Brüder, Carl und Caspar, und eine ältere Halbschwester aus der ersten Ehe seiner Mutter. Sowohl in Bonn als auch in Heidelberg war Degenhard als Mitglied einer Burschenschaft politisch aktiv, was zum Ausschluss aus dem Studium führte und politische Verfolgung nach sich zog. Aus einem polizeilichen Protokoll geht hervor, dass das Haus der Degenhards in Eversberg durchsucht wurde, als Lorenz scheinbar schon auf dem Weg in die USA war (das Protokoll ist undatiert). Die Auswanderung in die USA schien ihm der einzige Weg zu sein, politischer Repression und gleichzeitig dem Militärdienst zu entgehen. Im November 1833 brach Lorenz Degenhard in ein neues Leben auf.²¹⁶ In den USA lebte er in St. Louis, arbeitete in verschiedenen Anstellungen und starb im Februar 1859 mit nur 47 Jahren, vermutlich an Rückenmarkschwindel.

Die Briefserie ist Teil der *DABS* und liegt unter der Signatur *Benzler/Degenhard* in der Forschungsbibliothek Gotha. Sie umfasst 21 Briefe aus der Zeit zwischen 1832 und 1855, von denen die ersten Briefe noch in Deutschland verfasst wurden. Dreizehn Briefe sind an seinen Vater gerichtet, acht an seinen Bruder.

3.2 Analyse

Aufbruch und Ankunft

Die ersten Briefe der Serie wurden noch in Deutschland verfasst und Degenhard gibt einen Einblick in seine unruhige Lebenssituation. So berichtet er im Brief vom 15. Dezember 1832, dass es in Heidelberg einen „Vorfall“ gegeben habe, so wie in Bonn im Winter zuvor,

²¹⁶ Biographisches Material findet sich in der Akte Kotthof/Degenhard der Auswandererbriefsammlung der Forschungsbibliothek Gotha. Weitere Quellen: *Magdalena Padberg*: Als wir preussisch wurden. Das Sauerland 1816-1849. Fredeburg 1982, S. 326f.; *Max Benzler*: Lorentz Degenhard. Das leid- und schicksalsvolle Leben eines Sauerländers in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Berlin 1924; *Ders.*: Chronik der sauerländischen Familie Leisse in Hirschberg und Eversberg. Wiesike 1925, S. 20ff., 27f.

nur dass er diesmal nicht involviert gewesen sei.²¹⁷ Der Familienüberlieferung kann man entnehmen, dass er zunächst in Bonn immatrikuliert gewesen war und wegen politischer Aktivität der Universität verwiesen wurde. Er wolle sich auch gar nicht weiter zu politischen Themen äußern, denn, „*da Preußen auch wieder seine Fäuste dazwischen hat*“, sei sein Vater wohl im Bilde. Mit großer Sicherheit meint Degenhard die sich an das Hambacher Fest im Juni 1832 anschließenden Repressalien gegen politische Aktivisten und Presseorgane der Liberalen und Demokraten. In Baden führte das zur Aufhebung des liberalen Pressegesetzes und zum Verbot der von Welcker und Rotteck mitherausgegebenen Zeitschrift *Der Freisinnige*. Die Rolle Preußens, das gemeinsam mit Österreich über den Deutschen Bund massiven Druck auf Baden ausübte, ist unumstritten.²¹⁸ Die Absetzung Rottecks und Welckers als Professoren in Freiburg mag sich auch auf die Stimmung in Heidelberg ausgewirkt haben, was eine Erklärung für Degenhards Aufbruch sein könnte.²¹⁹

Im Brief vom 1. Februar 1833 besänftigt Degenhard seinen Vater ob der Kosten, die sein Studium und sein Lebensstil verursachen würden und erwähnt beiläufig, dass er über Ostern nicht nach Hause komme, was angesichts der finanziellen Situation „*zweckmäßiger*“ sei.²²⁰ Dafür möge sein Vater ihm erlauben, nach München zu reisen. Das erscheint widersprüchlich, da eine Reise nach München aufwändiger und kostspieliger gewesen sein dürfte, als die Fahrt nach Hause. Doch Degenhard begründet es damit, dass er später keine Gelegenheit mehr finden werde, nach Süddeutschland zu reisen und er sich nach der Reise „*ziemlich in der Welt umgesehen*“ haben werde – er scheint dem Reisen einen hohen Wert beigemessen zu haben.

Bereits während des Verfassens des nächsten Briefs vom 7. Oktober 1833 befand sich Degenhard auf dem Weg, Deutschland zu verlassen. Er berichtet, dass er, ohne von Gendarmen behelligt worden zu sein, in Osnabrück angekommen sei und nun „*nach Amerika reisen*“ werde.²²¹ Die Anspielung auf die angespannte innenpolitische Situation in Deutschland ist nicht zu überhören, Kontrollen bei Grenzübertritten zwischen den Ländern des Deutschen Bundes wurden im Vormärz immer engmaschiger.²²² Dass er seinem Onkel „*anfangs die wahre Ursache*“ seiner Reise verbarg, ist ein zweiter Hinweis auf eine fluchtartige Situation. Vor dem

²¹⁷ Dieses und die folgenden Zitate: *Lorenz Degenhard*: Brief vom 15.12.1832. FBG, DABS, Benzler/Degenhard; laut Bayreuther Zeitung war es eine Auseinandersetzung zwischen Studenten und einem Kleidermacher: Artikel „Heidelberg, 8. December“, in: Bayreuther Zeitung, 18.12.1832, S. 1.

²¹⁸ Vgl. Teil I, Kapitel 3.3.2; *Manfred Meyer*: Freiheit und Macht. Studien zum Nationalismus süddeutscher, insbesondere badischer Liberaler. Frankfurt a. M. 1994, S. 155.

²¹⁹ *Helga Albrecht*: Rotteck, Welcker und das „Staats-Lexikon“, in: *Hans-Peter Becht/Ewald Grothe* (Hrsg.): Karl von Rotteck und Karl Theodor Welcker. Liberale Professoren, Politiker und Publizisten. Baden-Baden 2018, S. 141–156, hier S. 143.

²²⁰ *Lorenz Degenhard*: Brief vom 1.2.1833. FBG, DABS, Benzler/Degenhard.

²²¹ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom 7.10.1833.

²²² Vgl. den Überblick von *Michael Schubert*: The Creation of Illegal Migration in the German Confederation, 1815–1866, in: *Journal of Borderlands Studies* 34 (2019) 4, S. 527–545.

Hintergrund seiner Vorgeschichte ist von einer politischen Verfolgung Degenhards auszugehen. Trauer überwältigte ihn, ließ ihn „*fast am ganzen Körper zittern*“, als er sich auf den Weg machte. Die Spontanität seiner Ausreise ist offensichtlich. Neben dem Verlust von Freunden, Familie und Heimat bedauert er, nun nicht mehr „*als künftiger Staatsbürger*“ wirken zu können, was abermals auf Degenhards politisches Bewusstsein schließen lässt. Etwas Trost spendet ihm unterdessen die Aussicht, in den USA Freunde und Verwandte zu treffen, die ihm zunächst eine Unterkunft gewähren könnten. Unter anderem war seine Halbschwester mit ihrem Mann und eine Handvoll weiterer Bewohner Eversbergs bis 1833 ausgewandert – bis 1871 sollte die Zahl der Auswanderer aus dem rund 1000 Einwohner zählenden Eversberg auf 191 steigen.²²³ Am 15. November werde er nun selbst von Bremerhaven aus in Richtung Baltimore aufbrechen. Freiheitsbegriffe tauchen in den ersten Briefen nicht auf und lassen eine Skizze seines Freiheitskonzepts vor der Auswanderung nicht zu.

Am 25. März 1834 schrieb Degenhard direkt aus der Hafenstadt Baltimore an seinen Vater, um die Gerüchte zu entkräften, das Schiff, mit dem er gereist ist, sei untergegangen.²²⁴ Tatsächlich kann man seinem Reisebericht entnehmen, dass die Überfahrt von dramatischen Ereignissen geprägt gewesen sein muss. Bereits nach einer Woche sei ein drei Tage anhaltender Sturm aufgekommen, eine gewaltige Welle habe das Schiff erfasst und das Deck unter Wasser gesetzt. Das wiederholte sich wohl nach kurzer Zeit: Noch vor Ende des Novembers habe „*ein abermals 3 tägiger Sturm*“ das Schiff erfasst. Aufgrund widriger Wetterverhältnisse im Dezember habe man die Nordsee bereits mit großer Verspätung verlassen, was eine Rationierung der Lebensmittel zur Folge hatte. Die Ankunft in den USA nach 16 Wochen auf See wurde von Degenhard entsprechend als „*Erlösung*“ empfunden. Doch welche Perspektiven sich für ihn in den USA ergeben würden, war noch unklar – „*die Aussichten sind trübe.*“ Er begreift seine Auswanderung als Konsequenz einer „*Jugendsünde*“ und würde „*eine halbjährige Zuchthausstrafe [...] einer solchen Seereise bei weitem*“ vorziehen. Nur sei erstere eben „*mit Schande verbunden.*“

Aufschlussreich ist die Aufzählung an Gegenständen, um deren Nachsendung Degenhard bittet. Neben Kleidung vor allem Bücher, unter anderem bittet er um die Beschaffung und Übersendung von Kohlrauschs *Deutscher Geschichte* und Rottecks *Geschichte für denkende Geschichtsfreunde*. Beide Historiker verfassten ihre großen Werke unter dem Eindruck der Befreiungskriege gegen Napoleon. Rotteck merkt an, „*die Zeit der Napoleon'schen*

²²³ Eine Übersicht findet sich bei Padberg und in der Akte *Kotthof/Degenhard*.

²²⁴ Dieses Zitat und die folgenden: *Lorenz Degenhard*: Brief vom 25.3.1834. FBG, DABS, Benzler/Degenhard; The National Archives at Washington, D.C.: Records of the US Customs Service, RG36. Records of the Immigration and Naturalization Service, 1787-2004. NAI Number: 2655153. Record Group Number: 85.

Gewaltherrschaft (sic!)“ habe „*einen vorherrschenden Einfluß*“ auf die Entstehung zumindest der ersten Bände seiner Weltgeschichte gehabt.²²⁵ Kohlrausch betont in der Vorrede des allein die Jahre 1813 bis 1815 behandelnden dritten Bands seiner *Deutschen Geschichte* die historische Bedeutung dieses „*großen Freiheitskampfes*“.²²⁶

Für die politische Willensbildung und die Prägung des auf die USA bezogenen Freiheitsbegriffs ist Rottecks Werk jedoch einschlägiger. Sein kritischer Kommentar zur „*gegenwärtigen Beschränkung der Presse*“, die ihm „*Lust und Ermunterung*“ für eine erforderliche Überarbeitung seines Werks genommen hätten, offenbaren seine liberale Haltung.²²⁷ Auch in seiner Darstellung der Amerikanischen Revolution, die er als „*Sonne einer jugendlichen Freyheit*“ etikettiert, hält er nicht mit Polemik hinter dem Berg.²²⁸ Denn durch „*eine vernünftige, gesetzmäßige Gleichheit und Freyheit*“, ausgehend von der „*nach weisen Grundsätzen bestimmte[n] föderativ Verfassung*“, im „*Land der Freyheit*“ kenne man „*das die europäische[n] Völker niederdrückende Institut des Adels nicht*.“²²⁹ Über den Charakter der Amerikaner selbst schreibt er voller Anerkennung, dass in den Kolonien „*Ackerbau, Künste, Fleiß und Geistesbildung*“ befördert worden seien, was dem in den Reiseberichten vertretenen Vorurteil, Amerikaner seien in künstlerischen und geistigen Belangen hinter den Europäern zurück, widerspräche.²³⁰ In der Summe sollte Degenhard somit ein positives, auf einem deutlichen Freiheitsideal fußendes Amerikabild vermittelt worden sein.

Der nächste, an Vater und Geschwister adressierte Brief datiert auf den 1. Oktober 1835.²³¹ Degenhard beschreibt seine Lage, die sich noch nicht verbessert habe. Mittlerweile befand er sich in St. Louis, wo er weder Freunde noch Bekannte hatte, aber auf Empfehlung eines Freundes den Kontakt zu zwei Kaufleuten herstellen konnte. Arbeit hatten diese jedoch nicht. Immer wieder habe man ihm Hoffnung auf eine Anstellung gemacht, er habe „*Luftschlös-ser*“ gebaut und sei irgendwann „*obgleich gewöhnlich zu spät, zu dem Resultat*“ gekommen, „*dass man im Anfange jede Beschäftigung, sie sei welcher Art sie wolle, wenn man sie nur verrichten kann, annehmen soll*“ – er hatte zuvor die Tätigkeit in einer Bar ausgeschlagen, weil er einen „*fürchterlichen Widerwillen*“ gegen diese Arbeit verspürt habe. Alle Versuche, einen Kaufladen zu gründen, seien gescheitert, da er mittellos sei, die englische Sprache nicht spreche

²²⁵ Carl von Rotteck: Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten für denkende Geschichtsfreunde. Erster Band. 6. Aufl. Wiesbaden 1826 (zuerst 1813), S. XVIII.

²²⁶ Heinrich Friedrich Theodor Kohlrausch: Die teutsche Geschichte. Dritte Abtheilung. Die teutschen Freiheitskriege von 1813, 1814 und 1815. 4. Aufl. Elberfeld 1815, S. 3.

²²⁷ Rotteck, Geschichte (wie Anm. 225), Bd 1, S. XVII.

²²⁸ Ebd., S. 577.

²²⁹ Ebd., S. 625, 627f.

²³⁰ Ebd., S. 578.

²³¹ Dieses Zitat und die folgenden: Lorenz Degenhard: Brief vom 1.10.1835. FBG, DABS, Benzler/Degenhard.

und nicht dem äußeren Erscheinungsbild eines Gentlemans entspreche.²³² Er fand eine Anstellung in einer Druckerei, wechselte kurz darauf in eine andere, wurde erneut entlassen, da er zu langsam setzte. Er zeigt sich aber unbesorgt, immerhin gebe es sieben Druckereien in St. Louis und eine weitere deutsche solle neu gegründet werden.²³³ Überhaupt habe sich der individualistische „Grundsatz *help yourself* [...] *so sehr in mein Gedächtnis eingegraben*“, dass er nun jede Arbeit verrichten werde, schließlich gebe es davon „für *arbeitslustige Hände*“ genug.²³⁴ Doch gegen seine Einsamkeit halfen auch diese Aussichten nicht. Er habe „*eine große Sehnsucht nach der Heimat meiner Jugendzeit.*“ Doch er war sich der Probleme bewusst, die sich „*mir in Europa als Hindernis in den Weg gestellt*“ hätten und rückt im Brief nicht von seiner Haltung ab:

„Aber, was mich vor allem gefreut und beruhigt hat, ist dass Sie theurer Vater, jetzt, wie ich nicht anders schließen kann, mit Ruhe und Gelassenheit, an das Vergangene denken und wie ich gewiss hoffen kann, mir meine Fehler [...] verziehen haben; in dessen aber werde ich nie bereuen und vergessen, was ich früher gefühlt und gewünscht habe, meine Ansichten sind sich noch gleich und Sie werden mich deshalb loben. Das mich solche Ansichten aus meinem Vaterland vertrieben, das ich so sehr liebe, ist hart für mich; Fluch dafür jenen, die es verursacht. – Dass ich wenig dabei verloren ist sicher und ich fühle mich einstweilen in dem Gedanken glücklich, der Henker und Banditenbande entgangen zu sein, mag man an meiner statt einem getreuen kriechenden Fürstenhund, die Brocken fürstlicher Gnade vorwerfen, ich will hier gerne mit meiner Hände Arbeit mein ehrliches Brot verdienen.“

Er steigert sich sodann noch mehr in eine Abrechnung mit dem preußischen Staat hinein, als er über die Hinrichtung von Liberalen in Preußen schreibt:

„Vor ziemlich geraumer Zeit las ich in einer, von Anton Pulte aus Meschede in Pennsylvania herausgegebenen deutschen Zeitung, dass Bönninger aus Duisburg,²³⁵ sein

²³² Artikel „Gentleman“, in: Noah Webster (Hrsg.): An American Dictionary of the English Language. Vol. 1. New York 1828, ohne Seiten- und Spaltenangabe.

²³³ Wie viele Druckereien es 1835 exakt in St. Louis gab, ist nicht eindeutig zu ermitteln. Im St. Louis Directory von 1836/37 ist von vier Druckereien die Rede. Siehe: Charles Keemle (Hrsg.): The St. Louis Directory for the Years 1836-37. St. Louis 1836, S. VI.

²³⁴ vgl. Richard A. Spears (Hrsg.): McGraw-Hill's Dictionary of American Idioms and Phrasal Verbs. New York 2005, S. 300.

²³⁵ Vermutlich handelt es sich um den Unternehmersohn Ernst Gustav Bönninger aus Duisburg (1809-1848). Er hat zur selben Zeit wie Degenhard in Bonn und Heidelberg studiert und musste wegen burschenschaftlichen Engagements in Haft. 1840 ist er nach Baltimore emigriert und hat dort mit seinem Bruder den Tabakhandel

politisches Verbrechen, wie man es zu nennen pflegte, mit dem Tode gebüßt habe, (er sei in Spanien erschossen, so hieß es); und dass Grasshoff aus Meschede und Carl Dahm aus Schmallingenberg nebst noch mehreren anderen zu einer 15jährigen Festungsstrafe verurtheilt sei; Ist das wahr? Ich traue es den Preußen wohl zu; aber solches Blut muss härter zum Himmel schreien [...]. Ich dünkte aber, solche Gewaltstrieche sollten den Deutschen endlich einmal aus seinem Schläfe aufrütteln und das Vergeltungsrecht an denen ausüben, die sich das recht anmaßen, seine Söhne zu schlachten! O! musste auch noch die Schande sich auf die Deutschen häufen, das sie ruhig solch Blut verspritzen sehen. Sollten sie noch nicht bald zu der Überzeugung kommen, dass diese paar von Gottes Gnaden regierenden Buben, anmaßliche erbärmliche Räuber sind; eine privilegierte klasse von Blutsaugern!! Doch still davon! Ich hab mich im dem Augenblick, wie ich es las, nachdem mein Ingrimms sich gelegt, doch gefreut, dass ich in Amerika war.“

Hier bricht sich nun Degenhards Erfahrung von Freiheit verbal Bahn, und er konnotiert die USA erstmals positiv. Preußen war für ihn Heimat, war Sehnsuchtsort und Familie. Die USA war der politische Gegenentwurf zum repressiven Preußen und aus Degenhards Perspektive eine erfreuliche Alternative. Doch kurz darauf relativiert er diesen positiven Bezug wieder: *„Amerika bietet einem wenig oder gar kein Vergnügen, wie man es gewohnt gewesen.“* Außerdem gebe es *„auch nur Ein Deutschland in der Welt!“* Sein innigster Wunsch lautet entsprechend: *„Möchten sich daher die politischen Verhältnisse in Deutschland bald so günstig ändern, dass ich unangefeindet und ungestört bei Euch wieder leben und mit euch mich freuen könnte! Wenn auch meine Ansprüche auf Staatsämter ungültig geworden; mag ich immerhin als schlichter, ehrlicher freier Bürgersmann leben.“*²³⁶ Die Hervorhebung *„freier Bürgersmann“* subsumiert den Brief und Degenhards Erfahrungen unter dem Begriff der Freiheit und eröffnet somit das Narrativ einer politischen Befreiung in der Fremde.

Nach der Abschiedsformel setzte Degenhard den Brief fort. Wieviel Zeit vergangen war, ist nicht zu rekonstruieren. Im zweiten Teil des Briefs gibt es einen weiteren beachtenswerten Literaturverweis. Degenhard kommentiert Ferdinand Dudens Darstellung über die USA als *„unstreitig die beste“*, wendet aber ein, *„dass in ihr das Gute dieses Landes mit zu hellen und also mitunter täuschenden Farben geschildert ist und dass also die Schattenseiten zu schwach gemalt, ganz überblickt werden.“* Das habe Amerikaauswanderer in vielen Fällen

des Familienunternehmens betrieben. Er starb 1848 in Baltimore, keineswegs in Spanien im Gefecht. Vgl.: Ludger Heid: Kleine Geschichte der Stadt Duisburg. Duisburg 1996, S. 186.

²³⁶ Hervorhebung wie im Original.

getäuscht, weshalb er als Ergänzung die Gegendarstellung von Gustav Körner empfiehlt. Sogleich reflektiert Degenhard über das Verhältnis von Erfahrung und Bericht:

„Zudem weiß ich auch, dass sich Leute gleich nach ihrer Ankunft, ein Urtheil über Sachen angemaßt, das man sich erst aus jahrelanger Bekanntschaft mit dem Lande selbst erwerben kann und solche Briefe enthalten grösstentheils unwahres oder nur etwas Einseitiges. Was nun meine Ansicht über Amerika betrifft, so will ich sie hiermit gar nicht als die richtige anpreisen. Ich weiß es zu gut, was es heißt, sich eine richtige Ansicht von einer Sache zu erwerben; dass man nicht vorsichtig genug sein kann, sie auszusprechen.“

Er wiederholt resümierend, dass ihm Deutschland, trotz der *„Vorzüge, die Amerika unstreitig vor allen anderen Ländern der Welt hat“*, lieber sei. Der größte Vorzug der USA sei die *„Verfassungsart der Regierung [...] Es besitzt Freiheit und Gleichheit in vollem Sinne des Wortes, aber diese haben sich auch nur die Weißen vorbehalten; die Schwarzen sind theils Eigenthum (Sklaven) oder werden nur als Halbmenschen betrachtet.“* Auf das Phänomen der Sklaverei geht Degenhard nicht weiter ein, ansonsten gleicht der vertretene Standpunkt dem aus Rottecks *Weltgeschichte*. Doch im Gegensatz zu dessen positiver Darstellung des Amerikaners lässt Degenhard sich ganz in der Tradition europäischer Überheblichkeit über das Wesen des *„Nordamerikaners“* aus, um anschließend auf die Rolle der Deutschen in den USA einzugehen:

„Der Nordamerikaner selbst ist durchgehend ein stolzer, dumm-eingebildetes Wesen, der nur sich und sein Land schätzt und alles andere größtenteils verachtet, gewiss aber nur, weil er nichts anderes kennt, denn von fremden Ländern besitzen sie gewöhnlich einseitige und wenige Kenntnisse. In seinem Dünkel hält er die Ausländer für Menschen niederen Grades; und dieses trifft hauptsächlich die Deutschen, den man hier nur Dutchman, selten aber German nennt und vielleicht in noch größerem Grade die Irländer. Dass die Deutschen hier so eine untergeordnete Rolle spielen, haben offenbar die früheren Einwanderer verschuldet, die sich zu allem hergaben und mit den Schwarzen folglich auf gleicher, vielleicht gar niedrigerer Stufe standen, und die fast nur aus Leuten der ungebildetsten und untersten Klasse von Menschen in Deutschland herstammten. Die Masse der Menschen, die hierher kam, begründete ein Vorurtheil, das auf ganz Deutschland ausgedehnt wurde.“

Die religiösen Beweggründe der frühen Auswanderer, auf die Degenhard mit den „*Dutchman*“ Bezug nimmt, berücksichtigt er in seiner Darstellung nicht.²³⁷ Die unreflektierte Relativierung der Sklaverei, indem er die schwarzen Sklaven auf einer sozialen Stufe oder gar höher ansiedelt als die deutschen Einwanderer, findet man auch bei Rotteck, der die teils zwangsrekrutierten Soldaten der Subsidentruppen deutscher Fürsten für den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg als „*weiße Sklaven*“ bezeichnet, die „*unglücklicher als die schwarzen*“ seien, da sie „*ihrer Menschenrechte bewußt und zu schrecklicherem Dienst verurtheilt*“ seien als diese.²³⁸

Richtig ist, dass sich viele finanziell schwache Auswanderer die Überfahrt bis ins frühe 19. Jahrhundert nur über das System der *indentured servitude* leisten konnten und sich damit zunächst in ein persönliches Abhängigkeitsverhältnis begaben. Dabei fungierten die Kapitäne als Mittelsmänner, die nach vertraglich fixierter Einwilligung des Ausreisewilligen die Kosten für die Schiffspassage übernahmen und die Auswanderer in den USA an Privatpersonen weitervermittelten. Der Auswanderer verpflichtete sich, über einen festgelegten Zeitraum für den Dienstherrn zu arbeiten, der die Reisekosten verrechnete und in der Regel Geld akkumulierte, das dem Auswanderer nach Erfüllung des Kontrakts ausgezahlt wurde. Nicht alle *indentured servants* konnten sich aus der Abhängigkeit befreien; vielen derer, die es schafften, gelang der soziale Aufstieg nicht. Erschwerend kam hinzu, dass eine Indentur oft keine Schulbildung vorsah.²³⁹ Auch wenn der Zenit dieser vertraglich geregelten Auswanderung zur Zeit von Degenhards Überfahrt bereits überschritten war, habe seiner Ansicht nach die „*Auswanderung neuerer Zeit, die größtenteils aus gebildeten Deutschen bestand, [...] dieses Vorurteil nur sehr wenig schwächen können.*“

Degenhard behilft sich nun, indem er das Verhältnis umdreht und die Deutschen in der sozialen Hierarchie höher platziert als die Amerikaner. Anhaltspunkt ist für ihn die künstliche Stratifikation der amerikanischen Gesellschaft unter Maßgabe rassistischer Konnotationen:

²³⁷ „Dutch“ bezeichnete zu dieser Zeit nicht exklusiv Holländer, wie es heute üblich ist. Vielmehr leitete es sich von „deutsch“ ab und bezeichnete übergreifend deutschsprachige Einwanderer, vgl. Artikel „Dutch“ im Oxford English Dictionary, 2. Auflage, 1989, Abs. A1: „*Of or relating to the people of Germany; German. Obsolete except as a historical archaism, and in some parts of the U.S. [...]*“ und Abs. B3: „*the dutch* (plural) : *a. The Germans.* Obsolete“ (Hervorhebung wie im Original).

²³⁸ Rotteck, Geschichte (wie Anm. 225), S. 592.

²³⁹ Agnes Bretting: Mit Bibel, Pflug und Büchse. Deutsche Pioniere im kolonialen Amerika, in: Klaus J. Bade (Hrsg.): Deutsche im Ausland - Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart. 3. Aufl. München 1993, S. 135–148, hier: S. 137.

„Man hat sogar in neuster Zeit hier den Unterschied zwischen Dutchman, (weißer Deutscher) und black Dutchman (schwarzer Deutscher) gemacht, womit man allenfalls dem gebildeten ein Kompliment machen will, wie es nun jemanden zwischen solchen herz- und gefühllosen Menschen, deren einziger Grundsatz es ist: *make mony* (d.h. mache Geld) oder (werde reich) zu Muthe ist, der fühlt und denkt und weiß, dass der Mensch höhere Zwecke hat, als diesen einzigen der Amerikaner, (Ausnahmen sind hier, wie überall), kann man leicht denken. Man fühlt sich unbehaglich. Nur wer sich ganz verleugnen kann, der findet sich unter ihnen, und solcher Subjekte gibt's genug. Außerdem besitzt der Amerikaner noch eine Ungebundenheit und Zügellosigkeit, indem er sich manche gesetzwidrige Handlung erlaubt.“

Während *black dutchman* eigentlich die schwarzen Soldaten der holländischen Kolonialarmee in der Mitte des 19. Jahrhunderts meint, wurden in den USA tatsächlich immer wieder Deutsche als *black dutch* bezeichnet. Die Herkunft des Ethnonyms ist indes völlig nebulös und wird in einigen Erklärungsversuchen auf das dunklere äußere Erscheinungsbild süddeutscher im Vergleich zu norddeutschen Immigranten zurückgeführt, in anderen auf eine Verunglimpfung des Begriffs „Plattdeutsch“. In Bezug auf ungebildete und persönlich unfreie Deutsche taucht der Begriff in der historischen Fachliteratur nicht auf.²⁴⁰

Im Gegensatz zu seiner Wertschätzung der amerikanischen Verfassung ist Degenhards Bild der Amerikaner geprägt von gängigen Vorurteilen und wirft einen Schatten auf sein Freiheitsverständnis – er verwendet die ebenfalls von Wislicenus und Murhard benutzte Floskel des *make money* und konnotiert die bereits bekannten Begriffe „Ungebundenheit“ und „Zügellosigkeit“ durch die Verknüpfung mit rechtswidrigem Verhalten eindeutig negativ. Andererseits bestätigt dies sein Verständnis einer rechtsstaatlichen Grundordnung als optimaler Staatsform. Und er muss darüber hinaus anerkennen, dass, wer sich nicht „scheut [...] zu arbeiten [...] schon Geld verdienen“ könne. Und doch treffe man zwar „recht zufriedene aber doch wenig glückliche Deutsche hier“. Die Zufriedenheit resultiere unleugbar aus dem „ungestörten Besitz seines Eigenthums“ und dass man „niemanden zu fürchten“ habe. Dies kann als weiteres Indiz seiner Wertschätzung für die Rechtssicherheit in den USA und als kritische Abgrenzung von seiner preußischen Herkunft gelesen werden. Über die „unzufriedene[n] und recht unglückliche[n] Leute“ schreibt er gegen Ende des langen Abschnitts: „Die meisten aber behalten eine

²⁴⁰ James Pylant: In Search of the Black Dutch, in: American Genealogy Magazine 12 (1997) 1, S. 11–30, hier: S. 17f.; Wolfgang J. Helbich: „Amerika ist ein freies Land ...“ Auswanderer schreiben nach Deutschland. Darmstadt 1985, S. 162f.

Sehnsucht nach Hause und viele suchen sich ein Vermögen zu erwerben, um damit in die alte Heimat zurückgehen zu können.“

Ob hier seine eigenen Sehnsüchte aus den Zeilen sprechen, wird an den folgenden Briefen zu überprüfen sein.

Sinnsuche

Erst über eineinhalb Jahre später, am 6. Mai 1837, schrieb Degenhard wieder an seinen Vater. Dass er sich zwischenzeitlich nicht gemeldet hatte, belegt der Brief selbst. Er berichtet von seinen unruhigen Arbeitsverhältnissen als Drucker in St. Louis. Mehrfach sei er beinahe um seinen Verdienst gebracht worden, weil seine Arbeitgeber in die Zahlungsunfähigkeit geschlittert seien. Letztlich habe sich seine Situation aber stabilisiert und er warte nun noch auf ein paar ausstehende Gehälter, nicht zuletzt, um seine Schulden abzubezahlen. Er habe indes *„nie gemurrt“* oder sich *„kleinmütig gezeigt*. Doch war er *„oft böse über mich selbst, dass ich so dumm und schwach war, immer zu borgen, obgleich das Verlieren gewisser war, als das Erhalten. Indessen habe ich es doch manchmal bereut, dass ich nicht lieber den kaufmännischen Beruf ergriffen habe. Ich glaube, dass ich schon weiter wäre, wie ich jetzt bin, vielleicht wäre ich schon unabhängiger und selbstständiger.“*²⁴¹

Degenhard muss sich eingestehen, dass das *money making* seiner persönlichen Freiheit zuträglich ist und dass ihm die USA genug Gelegenheit dazu bieten würden. Die Internalisierung des amerikanischen Ethos des *Self-made man* deutet sich hier an, vom abhängigen Bittsteller möchte er sich nun als *„unabhängiger und selbstständiger“* Unternehmer lösen. Er werde *„unablässig daran arbeiten, mich zu verbessern. An diese Sehnsucht nach Verbesserungen knüpft sich dann immer auch die Erinnerung an Sie, an mein Vaterland.“*

Seine Heimat ist mit überaus positiven Gefühlen belegt und erscheint als mentaler Zufluchtsort in einer unsicheren und komplexen Umwelt. Das wird im weiteren Verlauf des Absatzes noch deutlicher – auffällig ist aber zunächst die umgehende Rechtfertigung seiner Emotionalität gegenüber seinem Vater:

„Ich weiß, Sie werden mir nicht böse, wenn ich mich zurücksehne [...] denn es ist kein kindliches Jammern, diese Sehnsucht. Ich habe seither über allerlei Pläne gebrütet, die mir eigentlich selbst noch nicht so recht klar sind, die vielleicht kindisch genannt

²⁴¹ Dieses Zitat und die folgenden: *Lorenz Degenhard*: Brief vom 6.5.1837. FBG, DABS, Benzler/Degenhard.

werden könnten und die ich Ihnen also noch nicht mitteilen kann; indessen sie laufen darauf hinaus, wie ich wieder mit Ihnen leben kann [...].“

Er plant langfristig die Rückkehr in seine Heimat, sieht die USA trotz der politischen – und neu entdeckten wirtschaftlichen – Vorzüge nicht als seinen Bestimmungsort und möchte in jedem Fall sicherstellen, nicht „*kindisch*“ zu wirken.²⁴² Im familiären Vereinigungsbestreben zeigt sich gleichzeitig der emotionale Ablösungsprozess, die Briefserie dokumentiert somit auch das *Coming of Age* des jungen Degenhard. Die Gründe für seine Auswanderung schimmern hingegen immer wieder durch die Zeilen. Er hofft für seinen Vater, „*dass sie im Schoß des stillen häuslichen Friedens, im Aufblühen freundlicher Enkel Ihren Kummer etwas vergessen und den Ärger über äußere drückende Verhältnisse, die mit schwerer Hand auf allen Deutschen ruhen, ablegen.*“ Er kontrastiert die Situation in Preußen mit der Metapher des Schoßes als Ort der Geborgenheit, Sicherheit und auch Kindheit, und wiederholt damit seine Darstellung Preußens als Januskopf aus politischer Despotie und heimatlichem Sehnsuchtsort.

Eine interessante Anekdote ist eine Auseinandersetzung zwischen Degenhard und seinem in Baltimore lebenden Onkel. Anscheinend hatte Degenhard von diesem Geld gefordert – ob zurück oder als Leihgabe ist nicht klar –, woraufhin dieser Degenhard „*der Härte gegen ihn*“ bezichtigte, verschiedene Beschuldigungen – welche, bleiben unklar – aussprach und diese auch in einen Brief an Degenhards Vater aufnahm. Degenhard schreibt dieses Verhalten „*der Täuschung seiner [des Onkels, D. M.] Erwartungen*“ und „*seiner unglücklichen Lage*“ zu, „*wofür denn das in dieser Beziehung unschuldige Amerika und ich leiden müssen.*“ Dieses überraschende Bekenntnis zur amerikanischen Gesellschaftsordnung wird nochmals im letzten Abschnitt des Briefs deutlich, in dem Degenhard erneut die Verhältnisse in Preußen thematisiert: „*Unsere übrigen Landsleute hier, leben durchgehend zufrieden und wohl auch glücklich. Sie verdienen gutes Geld und einige erwerben sich Vermögen. Plackereien von oben, Zurücksetzungen von groben übermüthigen Beamten und dergleichen dummes unempörendes Zeug, was wie ein alter unheilbarer Krebschaden am alten lieben Vaterlande fristet haben wir hier nicht zu erdulden.*“ Indes kann auch Degenhard die *Panic of 1837* nicht ignorieren und berichtet vom Bankrott der „*größten Handelshäuser der großen Seestädte*“, von Arbeitslosigkeit und Teuerung.

Am 20. April 1838 folgte der nächste Brief an seinen Vater. Degenhard äußert sich erneut sehr emotional zu seiner zurückgelassenen Heimat und drückt seine Erleichterung

²⁴² George L. Mosse: Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit. Frankfurt am Main 1997, S. 27f.; Connel, Der gemachte Mann, Wiesbaden 2015, S. 248ff.; Wolfgang Schmale: Geschichte der Männlichkeit. Wien/Köln/Weimar 2003, S. 195f.

darüber aus, „*dass mein vergangenes Leben mir nicht den Zorn zugezogen, sondern auch sogar ein Trost, der mich sanft darauf hinwies, mein hiesiges Verhältnis dem meiner unglücklichen in Deutschland zurückgebliebenen Jugendgenossen vorzuziehen.*“²⁴³ Letztlich scheint das Leben in den USA den Verlust der Heimat doch aufgewogen zu haben und die erteilte Amnestie durch seinen Vater erleichterte ihm die emotionale Bindung an seine neue Heimat. Dass er das Heimweh doch noch nicht vollständig überwunden hatte, geht aus dem weiteren Verlauf des Briefs hervor – er stehe „*einsam und verlassen [...] in der weiten Welt*“, was auch „*der Grund meiner heißen Sehnsucht nach meiner Heimath, nach dem häuslichen Kreis aller meiner Lieben*“ sei. Dabei hatte er sich mittlerweile eingerichtet, hatte auch die letzte Druckerei verlassen und arbeitete nunmehr auf dem Postamt von St. Louis. Mit einem Einkommen von 400 Dollar im Jahr konnte er sich eine sichere, kleine Existenz aufbauen, macht aber klar:

„Mein Streben kann natürlich hier nicht stehen bleiben. Ich muss unabhängig und selbstständig werden. Aber wie? Das ist die Hauptfrage. Sie werden sich vielleicht wundern, dass ich nicht schon wenigstens den Grund zu meinem künftigen Reichtum im Lande des Reichtums gelegt habe. Aber die Zeiten, wo ein Abenteurer die Heimat heimlich verließ und in ferne Weltteile ging und nach einigen Jahren als ein vornehmer, reicher Herr plötzlich zurückkam, sind hier wenigstens vorüber.“

Degenhards Freiheitsvorstellungen korrespondierten scheinbar nicht mit Lohnarbeit, wengleich er kein Konzept vorlegt, womit er „*unabhängig und selbstständig*“ hätte leben können. Die Auswirkungen der Krise von 1837 seien auch noch immer spürbar, doch die vielen Klagen der Auswanderer, mit denen er in Kontakt stand, weist er entschieden zurück:

„[...] es scheint mir, dass sehr viele Leute hierher kommen, in der Meinung, durch Nichtstun oder leichte Arbeit reich werden zu wollen. Das geht hier zu Lande nicht. Wer was verdient, hat sich dafür auch gehörig zu quälen, Vetter Josef von Callenhardt schrieb ebenso jämmerlich. Er hatte sich in Amerika getäuscht; hätte freilich Arbeit, würde aber nicht bezahlt. Da war Amerika schuld. Freilich ist die schlechte Zeit in gegenwärtigem Augenblick an der Arbeitslosigkeit so vieler Tausender schuld und namentlich trifft er die Neuankommenden am härtesten; aber man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und geduldig abwarten, bis es besser wird. Ich kann den lieben Leuten nicht helfen.“

²⁴³ Dieses Zitat und die folgenden: Lorenz Degenhard: Brief vom 20.4.1838. FBG, DABS, Benzler/Degenhard.

Die Internalisierung amerikanischer Werte schritt voran: Arbeitseifer und ein erstarrender Egoismus sprechen aus diesen Zeilen. Es wäre erkenntnisreich, Näheres über Degenhards Auswanderung und deren Rückwirkung auf seinen Familien- und Bekanntenkreis zu erfahren; möglicherweise hatte er für eine Auswanderung geworben. Jedenfalls scheint er sich finanziell soweit konsolidiert gehabt zu haben, dass man ihn um Rat oder gar um finanzielle Unterstützung bat. Er selbst transzendiert, trotz fehlenden Konzepts, sein gegenwärtiges Leben hin zu einer großen Vision seines zukünftigen Selbst: *„Ich kann dies alles freilich auch hier haben; aber es kostet alles sehr viel Geld. Ich werde, wenn ich mal nach Jahren als reicher Onkel nach Hause zurückkomme, dafür zu danken wissen.“* Und am Ende des Briefs unterstreicht er seinen Optimismus noch einmal: *„Haben Sie indessen für mein Fortkommen hier keine zu große Sorgen, es wird hoffentlich mit mir jedes Jahr besser werden, wenn ich nur gesund bleibe.“*

Es muss jedoch immer bedacht werden, dass Degenhard im Austausch mit seinem Vater stand und dass damit – es sei an die sozialkonstruktivistisch untermauerte Brieftheorie erinnert – ein bestimmtes Bild verbunden ist, dass Degenhard von sich selbst entwerfen wollte. Gerade vor dem Hintergrund der vorherigen Rechtfertigungen für das kindische Jammern und Klagen ist davon auszugehen, dass er für seine Erzählung gerade die erfolgreichen Episoden betonte und, um väterliche Sorgen zu zerstreuen, die Zukunft eher in rosigen Farben malte.

Ein Jahr später, am 1. Juli 1839, schrieb Degenhard wieder an seinen Vater und besänftigt ihn, da sein *„Vaterherz um einen verlorenen Sohn schwer geblutet“* haben müsse.²⁴⁴ Die Zeit werde ihre beruhigende Wirkung auf ihn ausüben. *„Zudem“* glaube er, dass *„die Schuld weniger auf mich, als auf die fällt, die mich zur freiwilligen Flucht zwangen; denn wer gibt diesen Gewaltherrn das Recht, die persönliche Freiheit der Menschen so zu beschränken und den menschlichen Geist, der seinem Beruf folgend, immer vorwärts will, so in Fesseln zu schlagen.“* Immer wieder rekurriert er auf seine leidenschaftliche Verteidigungshaltung menschlicher Freiheit und bindet nun auch die geistige Freiheit ein, der er eine anthropologische Veranlagung zum Fortschritt einschreibt.

Ein interessanter Kontrast ist die lutherisch anmutende Bezogenheit auf den Beruf. Da Religion bis zu dieser Stelle keine Rolle gespielt hat, kann das zunächst als Hintergedanke festgehalten und eher unter die Kategorie Schicksal eingeordnet werden. Jedenfalls scheint Degenhard an etwas – und zunehmend an sich – geglaubt zu haben. Beruflich war er noch immer bei der Post angestellt und verdiente mittlerweile 600 Dollar im Jahr – mit Aussicht auf eine erneute

²⁴⁴ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom 1.7.1839.

Gehaltserhöhung. Zuletzt erfährt man noch, dass sein Vater anscheinend selbst eine Auswanderung anstrebte, was Degenhard nicht wertend kommentiert, aber seinen Vater ausdrücklich auffordert, ihm umgehend mehr über seine Pläne mitzuteilen, da von *„der Ausführung des Planes [...] das Wohl und Wehe einer Familie abhängt [...]“*.

Der nächste Brief folgte eineinhalb Jahre später, am Heiligabend 1840. Degenhard erklärt, dass das viele Briefschreiben seinem Charakter widerstrebe. Die optimistische Zukunftsvision des letzten Briefs ist wieder nachdenklichen Tönen gewichen. Er lässt sich ausführlich über seine Lebenslage aus:

„Aber warum ich nicht glücklich bin? Diese Frage zu beantworten, wird mir schwer. - Ich bin hier eine fremde Pflanze auf fremden Boden verpflanzt, vegetiere in ungewohnter Erde und doch habe ich mich viel leichter, als hundert von Anderen, unter gleichen Verhältnissen, in die hiesigen Verhältnisse gefunden, habe mich besser gewöhnt und - glaube, ich spreche auch die Landessprache besser. Ich bin zu allein, herausgerissen aus allen Banden, die einem das Leben wert machen, in einer Beschäftigung die mir nicht zusagt und geistig befriedigt.“²⁴⁵

Das bisschen Zuversicht, das unter der Klage über den Verlust des Vaterlands hindurch schimmert, schwindet im weiteren Verlauf des Briefes:

„Sie werden mir entgegnen, dasselbe hätte alles auch in Deutschland eintreten können. Aber ich bin nicht mehr bei meinem Volke, in meinem Vaterlande. Ich bin jetzt freilich Bürger der vereinigten Staaten, gehöre somit zu einem Volke und habe somit auch ein Vaterland; aber ich ziehe Deutschland vor. Doch hierüber zu klagen, ist unmännlich; meine Entfernung aus Deutschland habe ich zudem mir selbst zuzurechnen. Aber glauben Sie nicht, dass die Ursache mich gereut; im Gegenteil, bin ich hier erst recht innig geworden, was Deutschland Not tue, bin in meinen Ansichten über Freiheit und Recht bestärkt worden, die mir niemand rauben wird. Aber auch Schmach, mit welcher Deutschland durch seine Regierung behaftet ist, hat sich bei mir hier erst deutlich ins Licht gestellt, man weiß im Ausland wenig von dem großen Volke, das sich Deutsche nennt. Und vielleicht ist es dies, was mich am meisten fühlen lässt, dass ich vom alten Mutterland entfernt bin. Vielleicht könnte ich dort etwas nützen. Das lautet wie Heimweh, und der Mann soll solche Gefühle bekämpfen. Das tue ich auch und bin

²⁴⁵ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom 24.12.1840.

am ende froh, dass ich zu leben habe. Aber ist es nicht eine traurige Existenz, bloß für seinen Mund sorgen zu müssen? Such dir eine bessere, du hast was gelernt, werden Sie entgegen. Ich habe mir denn auch schon lange den Kopf darüber zerbrochen, wie dies anzufangen; und dies bleibt denn auch gegenwärtig mein Hauptstreben.“

Das Männlichkeitsideal beschäftigt Degenhard immer wieder, sein Streben, den väterlichen Erwartungen zu entsprechen, ist nicht zu übersehen. Jedoch erfüllt der Brief auch die Funktion eines emotionalen Ventils, und so sieht sich Degenhard zerrissen zwischen väterlicher Aspiration und emotionaler Ausgeglichenheit. Im Zentrum des Absatzes steht jedoch ganz explizit sein Beweggrund für die Inkaufnahme all dieser schmerzlichen Verluste: ein Leben in Freiheit zu führen – eine durch das Recht gesicherte, staatlich institutionalisierte Freiheit.

Dass diese 1840 in Preußen für einen kurzen Augenblick durchschimmerte, erwähnt Degenhard nicht. Dabei war die Informationslage über die deutschen Staaten, gerade in von deutschen Einwanderern geprägten Metropolen wie St. Louis, durchaus dicht. Nach Aufsehen erregenden Rückschlägen, wie der Entlassung und Ausweisung der *Göttinger Sieben* im Jahr 1837 und der Ratifizierung der neuen, die liberalen Errungenschaften von 1833 zurückdrängenden Verfassung im Königreich Hannover im Jahr 1840, verhieß die Inthronisierung des preußischen Königs und „*Romantikers auf dem Thron*“ Friedrich Wilhelm IV. im selben Jahr zunächst Hoffnung für die Freunde der Freiheit. Er verhalf den Brüdern Grimm zu einer Stelle an der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften, entließ den „*Turnvater*“ Friedrich Ludwig Jahn aus der Haft, hob das Turnverbot auf und amnestierte sämtliche „*politischen Verbrecher*“.²⁴⁶ Auch wenn Friedrich Wilhelm keinen politischen Aufbruch anstrebte und keine Anbiederung an den zusehends erstarkenden Liberalismus beabsichtigte, konnten diese Zeichen Optimismus schüren. Bei Degenhard ist davon weder die Rede noch etwas zu spüren. Er war zerrissen zwischen der Sehnsucht nach Heimat, Familie und Geborgenheit auf der einen sowie der Sicherheit vor politischer und geistiger Unterdrückung auf der anderen Seite.

Jedenfalls unterstreicht die Tatsache, dass es Degenhard nicht gelang, Fremdwänge zu verinnerlichen und sich dem Leben in Preußen anzupassen, um bei seiner Familie zu bleiben oder zu dieser zurückzukehren, sein signifikantes Verlangen nach und Bewusstsein für persönliche Freiheit. Jedoch habe auch das Leben in den USA seinen Preis, denn das gute Gehalt könne nicht über die unbefriedigende Arbeit hinwegtäuschen. Zumindest musste er sich um seine Existenzsicherung nicht sorgen: er arbeite noch immer auf dem Postamt und verdiene

²⁴⁶ Vgl. *Mieck*, Preußen (wie Anm. 171), S. 200ff.

nunmehr 800 Dollar im Jahr. Außerdem sei er gesund und habe „*einstweilen keine weiteren Lebenssorgen*“.

Auf der Stelle treten

In verhältnismäßig kurzem Abstand folgte im Februar 1841 der nächste Brief. Degenhard räumt ein, mit dem letzten Brief „*keinen günstigen Eindruck*“ gemacht zu haben, „*Stimmung und Lage aber haben sich seitdem nicht geändert [...]*“. ²⁴⁷ Es sei eine „*Unruhe, aus der ich bis jetzt noch keine Aussicht habe, zu kommen.*“ Er bekräftigt erneut, dass er eine sichere Existenz habe, dann folgt jedoch eine ausschweifende Einlassung über den Sinn des Lebens, Lebensentwürfe und wirtschaftliche Zukunftsperspektiven.

„Wie gesagt: ich leide keine Noth, ich habe zu leben. Aber ich glaube, das ist es nicht allein, worauf sich der Mensch beschränken soll. Was aber tun, um die Schranken, die mich wirklich, oder vielleicht nur eingebildeter Maßen umgeben, zu überspringen, um mich frei und unabhängig zu machen? Aber wer ist frei und unabhängig? Ich weiß das und ich trachte auch nicht nach einer absoluten Freiheit und Unabhängigkeit; Dinge, die nicht zu erreichen sind.“

Wo genau der Unterschied zwischen Freiheit und absoluter Freiheit liegt, ist schwierig, aus den Gedanken Degenhards abzuleiten. Jedoch macht er im Folgenden deutlich, dass es bei den „*Schranken*“ auch – oder vielleicht gerade – um wirtschaftliche Komponenten geht – aber nicht um Geld allein:

„Amerika ist meine neue Heimat geworden und ich muss mir hier eine eigene Existenz gründen. Eigentlich bin ich schon lange genug hier um diese gegründet haben zu können. Indessen ist es nicht die Zeit allein, die dazu erfordert wird. Es gibt der Wege und Mittel so viele, als es einzelne Menschen gibt; und es scheint, dass diese Mittel und Wege mir gefehlt haben, mir diese eigene unabhängige Existenz zu verschaffen. Arbeit habe ich auch nicht gescheut. Und Arbeit ist es auch wohl nicht allein, was uns zu dem gewünschten Ziele führt. Was aber könnte mich dahin führen? Wie sich meine Verhältnisse bis jetzt gestaltet haben, so sehe ich keine Aussicht vor mir, auf diesem Wege je etwas anderes zu sein, als der Diener anderer Menschen. Mein Einkommen lässt

²⁴⁷ Dieses Zitat und die folgenden: Lorenz Degenhard: Brief vom 17.2.1845. FBG, DABS, Benzler/Degenhard.

mich wenig oder gar nichts erübrigen, um mit diesen Ersparnissen den Grund zu etwas besserem legen zu können.“

Existenz und Unabhängigkeit waren für Degenhard eng verwoben. Eine unabhängige Existenz bestand für ihn darin, sein Geld zu verdienen, ohne auf einen Arbeitgeber angewiesen zu sein. Dabei spielten weniger „klassische“ Existenzängste eine Rolle, als vielmehr seine Mentalität, nicht „dienen“ zu wollen. Er gewährt hier einen direkten Einblick in sein Gefühl von Freiheit, da die objektiven Umstände finanzieller Sicherheit die subjektive Existenzkrise nicht allein erklären können. Anschließend eröffnet er seinem Vater die Idee, dass dieser „*totes Kapital*“ in seiner Umgebung nutzen und für seinen Sohn eine Anleihe machen solle, die beiden „*guten Gewinn abwerfen*“ könne. Sein Freund Metten sei informiert und werde persönlich an seinen Vater herantreten. Was er sich genau vorstellt, geht aus dem Brief, den er kurz darauf schließt, nicht hervor. Sein neu entfacht wirtschaftliches Interesse ist jedoch nicht zu übersehen.

Im Brief vom 21. März 1844 teilt Degenhard seinem Vater mit, dass ihm der Sinn nach einer Reise stehe und die Geschäfte in den USA langsam wieder anliefen – auch die letzten Auswirkungen der Krise von 1837 scheinen überstanden gewesen zu sein. Ganz zaghaft – aber begrifflich explizit – äußert sich wieder der anfängliche Optimismus in der für die Philosophie des Freiheitsgefühls zentralen Form der Zukunftsoffenheit: „*es öffnet sich wieder eine frohe, reiche Zukunft; vielleicht auch für mich.*“²⁴⁸ Er spricht von der Zukunft wie von einer Kulisse, die sich, je nach Szene, verschiebt, ohne selbst groß darauf einwirken, sondern allenfalls auf sie zusteuern zu können.

Ein knappes Jahr später, am 17. Februar 1845, schrieb er den nächsten Brief, diesmal an seinen Bruder Carl. „*[S]eit Jahr und Tag warte*“ er, „*habe bisher [...] nur Briefe mit Gelegenheit bekommen*“ und appelliert: „*warte nicht auf Gelegenheit, sondern schreibe mir mit der Post.*“²⁴⁹ Es habe sich an seiner Lage aber nichts geändert. Im Juli schrieb er erneut an Carl, um diesem mitzuteilen, dass 600 preußische Taler auf dem Weg nach Deutschland seien. Das entsprach fast einem ganzen Jahresgehalt Degenhards und war angeblich beinahe sein gesamtes erspartes Vermögen. Das Geld wurde benötigt, um einen nicht näher erläuterten, aber wohl sehr langwierigen „*leidigen Prozess*“ mit ihrem gemeinsamen „*Schwager Leibe*“ aus der Welt zu schaffen.²⁵⁰ Im nächsten Brief an seinen Vater, geschrieben am 30. August 1846, erfährt man, dass Degenhard es „*nicht allein ein großes Vergnügen bereitet*“ habe, sondern „*es auch für*

²⁴⁸ Ders.: Brief vom 21.3.1844.

²⁴⁹ Ders.: Brief vom 17.2.1845.

²⁵⁰ Ders.: Brief vom 18.7.1845.

eine große Pflicht“ gegenüber der Familie empfunden habe, finanzielle Hilfe zu leisten. Es waren offenbar noch weitere 700 Taler offen, und auch diese bot Degenhard an zu beschaffen. Dabei sticht auch ein Freiheitsmotiv ins Auge: *„ich will sehen, ob ich das Geld ganz oder wenigstens zum Teil aufreiben kann; damit sie nicht mehr von fremden Leuten abhängig zu sein brauchen.“*²⁵¹ Es macht nicht nur den Anschein, als versuche er Schuldgefühle wegen seiner Auswanderung durch materielle Hilfeleistung ausgleichen zu wollen. Er versuchte vielmehr, seinem Vater ein Stück seiner eigenen persönlich gewonnenen Freiheit zu gewähren, ihn aus der Abhängigkeit von anderen Personen zu befreien – eine Schuldkompensation auf einer zweiten Ebene.

Sogleich wartet er mit der Idee auf, in ein bis zwei Jahren nach Preußen zurückzukehren, weil er der Familie dort *„von mehr nutzen sein könnte“*. Er müsse sich nur *„versichert halten können, dass ich frei und ungehindert nach Preußen zurückgehen könnte, dass ich der Militärpflicht überhoben wäre und dass ich später auf keine Weise von der Polizei molestiert werden würde.“* Möglicherweise hatte er doch die Hoffnungen auf eine gesellschaftliche Liberalisierung nach der Inthronisierung Friedrich Wilhelms IV. im Hinterkopf, doch davon konnte 1846 längst nicht mehr die Rede sein und so schätzt Degenhard seine Chancen realistisch ein: *„Ich kenne die Schwierigkeiten der Lage recht gut und habe kaum Hoffnung, dass mir die preußische Regierung vergeben wird.“* Und doch gerät er ins Träumen: *„Ich würde als Geschäftsmann leben, frei und von Niemanden abhängig, wenn das möglich.“* Das Gefühl der Freiheit ergibt sich hier aus dem Bewusstsein von Möglichkeiten – oder Unmöglichkeiten, denn Degenhard holt sich beinahe brutal aus seinem Traum zurück: der Satz ist syntaktisch dysfunktional, das Verb, die Handlungsebene, fehlt, der starke Begriff *„möglich“* ist hervorgehoben. Als hätte ihn das Bewusstsein seiner Möglichkeiten sprichwörtlich erschlagen. Unterdessen stellte sich, neben den politischen Implikationen, noch eine weitere existenzielle Frage: wenn Degenhard nicht genügend Kapital hatte, um sich in den USA selbstständig zu machen, und seine engsten Familienmitglieder in Deutschland verschuldet waren – woher sollte die finanzielle Grundlage für ein Geschäft kommen? Er räumt ein: *„Wäre ich reich, unabhängig, ließe es sich leicht tun, so aber muss ich darauf sehen, mich in einer Stelle zu halten, der ich meinen täglichen Unterhalt verdanke und die nicht genug abwirft, um in wenigen Jahren sich unabhängig betrachten zu können.“*

Trotz des *(Un-)Möglichkeitsbewusstseins* wird Degenhard immer wieder geblendet von seiner Sehnsucht nach Heimat und Familie, sein rationaler Sinn vom Gefühlsleben vernebelt. Das zeigt sich auch daran, dass er mit Ersparnissen im Wert von 600 preußischen Talern

²⁵¹ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom 30.8.1846.

sehr gut ein Geschäft hätte gründen können. Nur dann wäre er den entscheidenden Schritt der Integration in die amerikanische Gesellschaft gegangen. Doch dieser Schritt wäre zugleich ein Schritt weg von der Rückreise gewesen, da neben den unternehmerischen Verpflichtungen und Risiken auch das Reisekapital aufgebraucht worden wäre. Es scheint ihm beinahe sehr entgegengekommen zu sein, dass es nicht in die Verlegenheit geraten ist, die 600 Taler in den USA zu investieren, sondern der Familie zugute kommen zu lassen – als eine emotionale Zukunftsinvestition, die hinsichtlich seiner wirtschaftlichen Konsolidierung in den USA als unvernünftig einzustufen ist.

Letzten Endes scheint er seine Freiheit aus Gewissensgründen nicht voll ausgekostet zu haben. Er haderte, teilte, litt. Und verlor dadurch neben seiner Familie auch die angestrebte – mehr als einfach nur wirtschaftliche – Unabhängigkeit in den USA. Wie aufgewühlt er innerlich war, kann man der Einleitung des letzten Absatzes entnehmen: *„Ich mache der Pläne und Luftschlösser viele“*.

Auf gepackten Koffern

Im Brief vom 8. April 1847 an seinen Bruder Carl erfährt man, dass Degenhard noch immer *„Luftschlösser“* in Deutschland baute, wo er seine Wünsche einzig verwirklichen zu können glaubte.²⁵² Und einen Monat später, am 16. Mai, fügte er im nächsten Brief an seinen Bruder hinzu: *„Ich habe eine innere Unruhe, die mich, wie ich voraussehe, nicht eher verlassen wird, als bis ich wieder bei den Meinigen sein werde, ich kann es hier nicht länger aushalten, ich muss zu Euch zurück.“*²⁵³ Auch wenn er *„daheim keine Reichtümer aufhäufen kann“*, könne er nicht *„allein und verlassen“* in den USA bleiben. Er bat seinen Bruder, mit dem Landrat Friedrich Hubert Boese in Meschede über eine Rückkehr zu verhandeln. Der war Mitglied des Corps Guestphalia in Bonn gewesen, weshalb er für Degenhards früheres burschenschaftliches Engagement wohl wenig Verständnis gehabt haben dürfte. Darüber hinaus stand Boese als ehemals persönlicher regionaler Reisebegleiter des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem mittlerweile herrschenden König Friedrich Wilhelm IV., zumindest in losem Kontakt zur Krone.²⁵⁴ Ob Degenhard das wusste und ob sein Bruder überhaupt in einer Position war, einen solchen Wunsch vorzubringen, ist weder der Briefserie noch weiteren Quellen zu entnehmen. Degenhard schließt den Brief mit der Frage nach den Verhältnissen in Deutschland nach der

²⁵² Ders.: Brief vom 8.4.1847.

²⁵³ Ders.: Brief vom 16.5.1847.

²⁵⁴ Vgl. Padberg, Sauerland (wie Anm. 216), S. 78; Fritz Ernst: Fritz Hubert Boese und der Kronprinz, in: De Suerländer. Heimatkalender für das Kurkölnische Sauerland (1952), S. 152–155; Dietrich Wegmann: Die leitenden staatlichen Verwaltungsbeamten der Provinz Westfalen 1815–1918. Münster 1969, S. 249f.

Hungersnot von 1847 – „*er habe so viel traurige Berichte davon aus allen Gegenden Deutschlands gelesen.*“

Am 19. Mai ergänzte er den Brief und redet sich über die Verhältnisse in der Heimat und in der Familie in Rage:

„Ihr werdet noch immer in der alten sauerländischen Dreck bis tief an die Ohren, wie die Leute dort sagen, stecken. Dass Ihr, kein Geld gehabt, um aus den Dreck zu kommen und dass ichs meiste verbraucht hätte, werdet Ihr mir einwerfen. Aber um Verbesserungen zu machen, dazu ist nicht immer Geld das Unerlässliche. Habt Ihr auf Euren reisen gar nichts gesehen, dass Ihr Nachahmen, in Euern Geschäft zur Verbesserung verwenden könntet?“

Ob das Geld, das er „*verbraucht*“ habe, in sein Studium oder auch in seine Auswanderung investiert worden war, ist nicht nachvollziehbar – die 600 Taler, die er seinem Vater geschickt hatte, könnten also auch eine Rückzahlung gewesen sein, auch wenn er es eher als Spende darstellte. Jedenfalls würde er in Eversberg ein Geschäft gründen und „*diese Zwitterwirtschaft [...] in Eversberg [...] aufgeben.*“ Man müsse sich nur trauen: „*Lernt nur von dem Althergebrachten Euch zu entwöhnen, es ist leichter wie Ihr glaubt. Durch den Handel allein könnt Ihr ebenso wie hier und überall in der Welt, Euch eine bessere Existenz verschaffen. Man kann das ohne großes Kapital.*“ Und wieder stellt sich die Frage, wieso er nicht in den USA gründete, wenn es doch so problemlos ablief, wie von ihm geschildert. Nicht zu überhören ist sein selbstgerechter Unterton, wenn er nicht ohne eine gewisse Arroganz versuchte, kluge Ratschläge zu geben.

Ein halbes Jahr später, am 23.11.1847 folgte der nächste Brief der überlieferten Serie an seinen Bruder. Man erwarte ihn wohl, schreibt er, doch er werde es noch nicht schaffen, nach Deutschland zurückzukehren. Die Gründe seien verschiedene, doch er nennt keinen. Es ist ihm jedoch wichtig mitzuteilen, dass man sich um ihn „*nicht zu ängstigen*“ brauche. Er sei in den USA „*sicher vor Chikanen von Seiten der Polizei und sonstigen preußischen Institutionen frei.*“²⁵⁵ Wann er komme – oder ob überhaupt, könne er noch nicht sagen. Man erfährt, dass Degenhard zum Zeitpunkt des letzten Briefs arbeitslos war. Nun sei er aber wieder in Beschäftigung und deshalb seien seine „*Aussichten in die Zukunft erfreulicher.*“ Anscheinend hatte man sich Sorgen um die Situation in den USA gemacht, denn Degenhard entgegnet seinem Bruder:

²⁵⁵ Dieses Zitat und die folgenden: Lorenz Degenhard: Brief vom 23.11.1847. FBG, DABS, Benzler/Degenhard.

„Deine Befürchtung aber und die Ursache [...] waren unrichtig und falsch. Sie beruhen wahrscheinlich auf einer unrichtigen Vorstellung über unsere hiesigen Verhältnisse. Aufruhr und Verschwörung sind hier zu Lande unmöglich. Es hat niemand Grund dazu. Alles geschieht hier offen; wenn Verbesserungen im Staate notwendig werden, geschieht es mit zu Rateziehung der Regierung selbst, die vom Volke gewählt wird. Mit Waffengewalt wird so etwas nicht zu Wege gebracht. Es ist das Werk öffentlicher Beratung. Die Beamten aber und alle, die im öffentlichen Dienste stehen, haben eine ganz andere Stellung wie die preußischen Beamten. Sie werden entweder direkt vom Volke für eine gewisse, meistens nur kurze Zeit gewählt; oder vom Präsidenten der Vereinigte Staaten oder den Gouverneuren der einzelnen Staaten ernannt; auch nur für eine kürzere, bestimmte Zeit. Der Präsident wird immer nur für vier Jahre vom Volke gewählt; dieser hat dann das Recht, neue Beamten zu ernennen, oder auch die schon angestellten im Amte zu lassen. Infolge solchen Regierungswechsels verlor ich meine Stellung im hiesigen Postbüro. [...] Dieses ist die ganze Verschwörungsgeschichte, an der ich, wie Leißer und Pape erfahren hatte, teilgenommen. Dies wird hoffentlich hinreichen, um Euch über diesen Punkt zu beruhigen. Ich habe mich seit dem der Advokatur, oder doch etwas ähnlichem gewidmet; bin Notar geworden und hoffe, damit so lange mein Leben zu fristen; bis ich etwas besseres finde.“

Es ist naheliegend, dass der Brief, auf den sich Degenhard hier bezieht, in der Serie fehlt. Bemerkenswert ist jedoch, wie gefasst Degenhard diesen Schicksalsschlag in der Rückschau schildert – ein Vergleich mit einem unmittelbarerem Zeugnis wäre sehr aufschlussreich hinsichtlich seiner politischen Bewusstwerdung: War es eine Konstruktion ex post oder hatte er zum Zeitpunkt seiner Arbeitslosigkeit ebenso argumentiert? Jedenfalls beabsichtigte er, den Eindruck zu erzeugen, sich dem persönlichen Schicksal in einer demokratischen Gesellschaft zu beugen und auch Rückschläge rational zu verarbeiten.

Der nächste Brief an seinen Bruder war zur Zeit der 48er Revolution entstanden, beginnt aber mit Degenhards Verarbeitung des Todes seines Vaters. Dieser habe ihn „*hart berührt*“, trotzdem rationalisiert er das Ereignis sogleich: „*Doch dieser Vorfall gehört zu denjenigen Ereignissen, die in der Natur begründet und also notwendig sind. Ich traure darüber und habe heiße Tränen bei der Nachricht vergossen, aber darüber kindlich zu klagen, wäre ungerrecht gegen die Vorsehung.*“²⁵⁶ Religion spielte in Degenhards Briefen bislang keine Rolle, nun

²⁵⁶ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom 5.9.1848.

begreift er das Trauern als nicht vereinbar mit der *göttlichen Vorsehung*. Diese meint die fürsorgliche göttliche Führung, vor allem im Sinne einer individuellen Kontingenzbewältigung im Alltag. Als *providence* gehörte die Vorsehung aber auch zu den zentralen Elementen des amerikanischen Christentums und wurde zur kollektiven Legitimation nationaler Expansion beschworen.²⁵⁷ Ob diese Anwendung einmalig und durch den Tod seines Vaters bedingt war oder eine noch nicht erkannte Facette von Degenhards Weltanschauung darstellt, gilt es bis zum Schluss der Serie zu verfolgen. Ein erfreulicher Effekt des Todes seines Vaters war die Versöhnung der beiden Brüder mit ihrer Halbschwester und deren Mann. Das sei vor allem hinsichtlich der momentanen Lage in Deutschland wichtig: *„Allen Anzeichen nach, wird ein furchtbarer Sturm über Deutschland und ganz Europa losbrechen und an wen sollte man sich in solchen Zeiten näher anschließen, als an seine nächsten Verwandte und Geschwister.“* Auf die Bedeutung dieser Ereignisse kommt er sodann zu sprechen und liefert auch gleich die Gründe für seine nicht erfolgte Rückwanderung mit:

„Um die Zeit als ich wirklich die Absicht hatte nach Deutschland zurückzugehen, kamen uns die beunruhigendsten Nachrichten über reaktionäre Maßregeln der Regierung und namentlich Preußens und häufige Verfolgung und Einkerkierungen von liberalen Männern Deutschland zu, die es für jeden, der je als Verdächtig von der Regierung betrachtet worden war, gefährlich machte, sich unter die heillose Polizeiwirtschaft Preußens zu begeben. Ich hätte unter den alten Verhältnissen meines Lebens nicht froh werden können, selbst auch, wenn ich persönlich unangetastet geblieben wäre, was aber sehr zweifelhaft war, selbst meine Stellung als amerikanischer Bürger hätte mich kaum schützen können. [...] Nicht lange vorher war ein alter Studienfreund hierher gekommen, der sich hier anzusiedeln gedachte. Er war von Hause aus reich und beabsichtigte, sein ganzes Vermögen herüber zu ziehen und hier anzulegen. Er hatte mir in Aussicht gestellt, dass ich einen Teil des Vermögens benutzen könnte, um damit ein Geschäft anzufangen, wozu ich bereitwillig war. Ich dachte auf diese Weise noch eine sichere und vielleicht glänzende Zukunft zu gewinnen; ich dachte dabei auch an Euch. Ich glaube dieser zweite Grund war auch gut meine früheren Pläne zu ändern. Durch die Vorgänge in Deutschland aber ist ein großer Teil seines disponiblen Kapitals wenn auch nicht verloren, aber doch unbenutzbar geworden. Seine Bank hat Zahlungen eingestellt und er kann folglich seine Gelder nicht bekommen. Er muss bessere Zeiten abwarten. Hiermit fiel für mich ein Hauptgrund weg, in Amerika zu

²⁵⁷ Vgl. John F. Berens: Providence and Patriotism in Early America, 1640-1850. Charlottesville 1978.

bleiben. Der erste Grund ist durch dieselben Ereignisse in Europa beseitigt und somit wäre ich frei und könnte ohne Gefahr zurückkehren. Das werde ich denn auch und sehr bald. Ich werde meine Angelegenheiten hier in Ordnung bringen und dann aufpacken, Ihr könnt mich daher, wenn sonst kein Hindernisse eintreten, bald in Euerer Mitte sehen.“

Gerade als Degenhard beabsichtigt hatte, sich in den USA verbindlich zu installieren, zeigten sich die wirtschaftlichen Implikationen der politischen Unruhen in Deutschland. Und wie die Ironie so will: wo diese einerseits Hindernis waren, ermöglichten sie andererseits – so scheint es zumindest für diesen kurzen Augenblick der deutschen Geschichte – die lang ersehnte Rückkehr durch Aufhebung politischer Repression. Und so gibt sich Degenhard auch entschlossen optimistisch, denn er *„glaube, dass dies der letzte Brief ist, den Du von mir aus Amerika erhalten wirst.“*

Überraschenderweise kam der nächste Brief dann doch wieder aus St. Louis und zwar erst im Jahr 1854. Degenhard entschuldigt sich für sein *„langes Schweigen“*, man erfährt allerdings nicht, wie lange er tatsächlich nicht geschrieben hatte. Er erwähnt nur, dass durch die *„Hirschberger“* wohl alle über ihn informiert hätten sein sollen. Er hätte nicht gewusst, *„was ich schreiben sollte.“*²⁵⁸ Und so schreibt er auch nichts über sich, außer, dass er 100 Thaler über einen Bankier in Köln geschickt hat. Der nüchterne Ton macht den Eindruck, als sei Degenhard geläutert und habe die Hoffnung auf ein Wiedersehen aufgegeben.

Es folgt, ein halbes Jahr später, am 3. Januar 1855 der letzte Brief der Serie. Degenhard beklagt, noch nichts von seinem Bruder gehört zu haben und erkundigt sich nach dem Verbleib des nach Deutschland übersandten Geldes. Er hoffe, durch sein Schweigen habe man sich nicht entfremdet und um dem entgegenzuwirken, wolle er kurz von sich schreiben. Er lässt durchblicken, dass er noch Schulden bei seinem Bruder hatte, die er bald begleichen wolle. Er vermutet bei seiner Familie kein großes Interesse an den Verhältnissen in den USA und fasst nur kurz zusammen, dass sich in der amerikanischen Gesellschaft massive Widerstände gegen Einwanderer formieren würden – wie auch schon in anderen Briefserien zuvor, meint er die Naturalisationsbewegungen, namentlich vor allem die Partei der *Know Nothings*.²⁵⁹ Trotzdem möchte er niemandem ausreden, in die USA auszuwandern, und schließt mit einem guten Ratschlag: *„Jeder muss es versuchen; aber die Leute müssen es Amerika nicht schuld geben, wenn es ihnen*

²⁵⁸ Lorenz Degenhard: Brief vom 14.7.1854. FBG, DABS, Benzler/Degenhard; Hirschberg war eine Ansiedlung in der Nähe von Eversberg, deren Bewohner zum Teil emigriert waren; vgl. *Padberg*, Sauerland (wie Anm. 216).

²⁵⁹ *McPherson*, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 135.

*hier schlecht geht; oder wenn sie nicht reich werden, was die meisten doch wohl glauben, oder wenn sie die Verhältnisse hier anders finden, wie sie sichs gedacht, oder in Büchern darüber gelesen haben.*²⁶⁰

Degenhard, der sich nun mit der amerikanischen Gesellschaft arrangiert hatte, verstarb am 5. Februar 1859 nach langer Krankheit mit nur 47 Jahren an der Rückenmarksschwindsucht.²⁶¹

3.3 Das Freiheitskonzept Lorenz Degenhards

Degenhards Briefserie streift viele Aspekte der deutschen Amerikaauswanderung und zeigt noch einmal das Spektrum der Freiheitsbegriffe und Erfahrungen auf. Seine leidenschaftliche Verteidigung persönlicher Freiheit erhält seine Konturen vor dem Entwurf des janusköpfigen Preußens als einerseits Ort der Geborgenheit und heimatlich-familiärer Sehnsucht, andererseits Inbegriff politischer Repression und Illiberalität. Demgegenüber steht das fortschrittliche Amerika mit Verfassung und bürgerlichen Freiheiten.

Besonders deutlich kann man am Wandel von Degenhards Freiheitsbegriff seinen Integrationsprozess nachverfolgen. Hegt er trotz politischer Affinität zu den USA anfänglich noch starke Vorbehalte gegen den ausgeprägten Individualismus und die kaufmännische Mentalität der Amerikaner, lernt er nach einigen Jahren die Vorzüge von Gewerbefreiheit und Marktwirtschaft kennen – zumindest in der Theorie. Im Dilemma, sich zwischen einer Existenzgründung und der Unterstützung seiner in Deutschland gebliebenen Familie zu entscheiden, handelt er emotional und zeigt seine Zerrissenheit zwischen wirtschaftlichem Kalkül und familiärer Sehnsucht. In den trotzigen letzten Briefen vor der langen Schreibpause scheint er seinem Frust Luft machen zu wollen und verstummt danach bis zu seinem Tod nahezu vollkommen.

Im Gegensatz zu Gerstein schreibt Degenhard der amerikanischen Gesellschaft keine Schuld für sein Schicksal zu. Er trägt seine Rückschläge mit Fassung, flüchtet sich allerdings immer wieder in „*Luftschlösser*“, auf deren Verwirklichung er – soweit man das bis zum Schluss nachvollziehen kann – nicht konsequent genug hinarbeitet und so das amerikanische Ethos des *Self-made man* zwar internalisiert und auch nach außen hin vehement vertritt, jedoch nicht praktisch umsetzt. Diese Asymmetrien in Erfahrung und Begriffsbildung erscheinen beachtlich: ohne nennenswert in der freien Marktwirtschaft reüssiert zu haben, löst Degenhard das Verdikt der „*zügellosen*“ und „*ungebundenen*“ Freiheit gegen das *Help yourself*-Ethos ein. Überhaupt ist sein Freiheitskonzept vorrangig wirtschaftlicher Art – das Begriffspaar

²⁶⁰ Lorenz Degenhard: Brief vom 3.1.1855. FBG, DABS, Benzler/Degenhard.

²⁶¹ Ders.: Brief vom 7.5.1859.

„*Unabhängigkeit und Selbstständigkeit*“ durchzieht seine Briefserie über eine weite Strecke. Bemerkenswert sind die Parallelen zu den in der Philosophie diskutierten Modellen eines Gefühls der Freiheit. Wie Henriette Bruns empfindet Lorenz Degenhard in den USA eine Zukunftsoffenheit, die sich in beiden Fällen aus wirtschaftlichen Möglichkeiten speist. Bei Degenhard kommt noch eine weitere emotionale Dimension hinzu, als er bekennt, nicht „dienen“ zu wollen.

3.4 Forschungsprozess

An den Biographien Gersteins und Degenhards kann man gut erkennen, wie fatal die Entscheidung über den Ort, an dem man sich niederließ, das Leben in den USA beeinflussen konnte. Ihre Migrationserfahrung zeigte völlig konträre Freiheitserfahrungen und bestätigte deren emotionale Aufladung; Facetten des in der Einleitung erläuterten in der Philosophie diskutierten *Freiheitsgefühls* waren ebenso auszumachen. Gerstein und Degenhard gingen ohne Erwartungen und ohne nennenswerte Lebenserfahrung in die USA, weshalb nun ein älterer Auswanderer zu Wort kommen soll. Die Wahl des Ortes soll von nun an verstärkt berücksichtigt werden – vor allem die Unterschiede zwischen dem Leben in einer Stadt und auf dem Land.

4. Johann Hermann Spannagel

4.1 Biographie

Zum im Jahr 1800 im westfälischen Sauerland geborenen Johann Hermann Spannagel sind nur bruchstückhafte Informationen überliefert. Über die Adressaten und den erwähnten Personenkreis seiner Briefe war es aber möglich, seine geographische Herkunft recht genau und damit auch seine familiäre Abstammung zumindest grob zu bestimmen.

Der erste direkte Ortsbezug ist mit dem Nachnamen „Plate“ verknüpft, einem Bekannten Spannagels, der aus Kierspe (in Westfalen) kam. Das impliziert, dass Kierspe entweder nahegelegen, aber nicht Spannagels Heimat war – sonst würde er den Wohnort Plates nicht betonen; oder es einen weiteren Plate in seinem Umfeld gab, der nicht aus Kierspe stammte. Ein weiterer direkter, aber nicht so klar zuweisbarer Ortsbezug ist der Wohnort des Schwiegervaters seines Cousins und Schreibpartners W. Engstfeld, H. Berghaus zu Berkermühle. Berkermühle liegt heute ebenfalls in Kierspe. Auch ein Bruder Johann Hermann Spannagels wohnte in Kierspe, sein Wohnort ist mit Immelscheidt angegeben. Da im Stadtarchiv Kierspe keine Informationen zu einer Familie Spannagel vorliegen, es wegen Plate naheliegt, dass Spannagel selbst nicht aus Kierspe stammte, und sein Bruder nahe der Grenze zu Halver und Lüdenscheid wohnte, bot sich eine Suche in den Nachbarstädten an.

Während auch in Halver keine Quellen aufzufinden sind, können in Lüdenscheid seit dem 16. Jahrhundert Spannagels nachgewiesen werden, die als Freigutbesitzer im 18. Jahrhundert durch Metallverarbeitung, dem sogenannten Osemund, zu Wohlstand kamen.²⁶² In den im Stadtarchiv Lüdenscheid gesichteten Stammbäumen, Ahnentafeln, genealogischen Studien und sonstigen Archivalien taucht allerdings kein Johann Hermann auf.²⁶³ Im heute von der Versetalsperre überfluteten Dorf Clame gab es mehrere Grundstücke im Besitz der Familie, wie Liegenschaftskarten aus dem späten 19. Jahrhundert zeigen.²⁶⁴ Geographisch würde das zu den bereits vorhandenen Informationen passen, da das Versetal zwischen Lüdenscheid und Kierspe liegt.

Erwähnenswert ist weiterhin, dass eine Familie Plate in Lüdenscheid im 19. Jahrhundert eine bis heute erfolgreiche Stahlfabrik gründete, deren langjähriger Inhaber, Robert Plate,

²⁶² Diverse Einträge zu „Spannagel“, in: Biographisches Lexikon, Bestand des Stadtarchivs Lüdenscheid, ohne Signatur und Seitenangabe; *Dietrich Woeste*: Die Osemundhämmer an der Rahmede, in: *Der Reidemeister* 84 (1982), S. 661–667; *Dietrich Woeste*: Osemundhämmer und Osemundreidemeister. Betrachtungen zu den Quotisationsplänen, in: *Der Märker* 32 (1983), S. 82–84; *Richard Graewe*: Freie, Freigut, Freistuhl in den ehemaligen Liegenschaften Hülscheid und Lüdenscheid. Lüdenscheid 1927, S. 63f., 79f., 91, 142, 148, 174.

²⁶³ Gesammelt in: Biographisches Lexikon, Bestand des Stadtarchivs Lüdenscheid, ohne Signatur und Seitenangabe.

²⁶⁴ Stadtarchiv Lüdenscheid A1941, Akte zum Bau der Versetalsperre.

im frühen 20. Jahrhundert als Vorsitzender des Vereins zum Bau der Versetalsperre fungierte und in dieser Rolle auch in schriftlichem Austausch mit einem Peter Spannagel stand, der im Versetal ein Ausflugslokal mit Fischteichen betrieben hatte.²⁶⁵ Weitere Querverweise fanden sich durch die Verbindungen der Familien Spannagel und Woeste, die man den erwähnten Ahnentafeln und Stammbäumen entnehmen kann. Denn Spannagel erwähnt in seinen Briefen einen Vetter namens Woeste.²⁶⁶

Einen konkreten stichhaltigen Hinweis zur familiären Herkunft Spannagels sucht man jedoch vergebens. Bezüglich seines Berufs ist sein Einreisedokument aus dem Jahr 1837 aufschlussreich, das allerdings unter Joh. Th. Spannagel abgelegt wurde und erst durch die Verbindung zur Stadt Lüdenscheid ausfindig gemacht werden konnte. Es bestätigt dann auch im Umkehrschluss die Ableitung seiner Heimatstadt aus den anderen Quellen und weist ihn als „Dreher“ aus. Das ist ein weiterer entscheidender Hinweis auf das metallverarbeitende Gewerbe, sagt jedoch noch immer nichts über die Situation seiner Eltern aus.²⁶⁷

Verfolgt man das Szenario des kleinen Eisenproduzenten weiter, stellt man fest, dass durch die zunehmende Konkurrenz des nahegelegenen Ruhrgebiets viele der Osemundhämmer um die Wende zum 19. Jahrhundert wirtschaftlich abgehängt wurden. Qualität und Preis der Großunternehmen wurden durch Innovationen, wie dem Bessemerverfahren, und industrieller Massenproduktion für das Kleingewerbe nicht mehr einholbar. Nur in Einzelfällen sind die Osemundhämmer noch weit bis ins 19. Jahrhundert aktiv gewesen, zumeist wurden die Höfe jedoch auf ein neues Gewerbe hin ausgerichtet.²⁶⁸

Da Spannagel, wie ebenfalls aus dem Einreisedokument hervorgeht, im Jahr 1800 geboren wurde, mag seine Familie wirtschaftliche Turbulenzen erlebt – oder aber den Übergang in ein anderes Gewerbe gemeistert haben. Sein Vermögen von 800 preußischen Talern, mit denen er ausgewandert ist, deutet zunächst darauf hin, dass er sich bis zu seinem 37. Lebensjahr – dem Jahr der Auswanderung – ein gutes Startkapital zusammengespart oder geerbt hatte. Das würde in beiden Fällen zumindest bedeuten, dass er nicht aus verarmten Verhältnissen stammte. Jedoch erwähnt Spannagel auch, dass er „*St. Petri*“ – vermutlich einer Kirche, die aber im aus den Quellen erschlossenen Umkreis nicht lokalisierbar ist – noch Geld schulde – um wieviel Geld es sich handelt und zu welchem Zweck er es erhalten hatte, wird aber nicht geschildert.

²⁶⁵ *Ebd.*

²⁶⁶ Biographisches Lexikon, Bestand des Stadtarchivs Lüdenscheid, ohne Signatur und Seitenangabe.

²⁶⁷ National Archives, USA, Manifest Nummer: 25075. New York Passenger Lists, 1820-1957, Microfilm Serial: M237, 1820-1897. Microfilm Roll: Roll 034. Line: 20. List Number: 624. Page Number: 3.

²⁶⁸ *Rolf Sommer*: Die Industrie im mittleren Lennetal, in: Spieker. Landeskundliche Beiträge und Berichte 7 (1956), S. 23–70, hier: S. 48; vgl. die Aktenlage zum Fall Peter Spannagels, der über Jahrzehnte hinweg Anträge zur baulichen Änderung und gewerblichen Umnutzung seines Hofes in Clame gestellt hat: Stadtarchiv Lüdenscheid A97, A115, A121, A134, B125.

Jedenfalls weisen seine durchweg wohlartikulierte Sprache und Orthographie auf eine gute Bildung hin.

In den USA angekommen, ließ er sich zunächst in St. Louis nieder, wo er mit Eisenwaren handelte. Die 800 Taler tauschte er in 573 Dollar um und kaufte sich 205 Morgen Land, vermutlich im Jahr 1839. 1841 schrieb er den ersten Brief aus der Nähe von Washington, Illinois und berichtet von seinem Leben als Farmer. 1842 heiratete er seine Lebensgefährtin. Die Briefe sind oft sehr politisch, doch leider weist die Korrespondenz eine Lücke zwischen Dezember 1848 und September 1859 auf. Die vorliegende Serie mit der Signatur *Engstfeld/Spannagel* aus der *DABS* in der Forschungsbibliothek Gotha umfasst dreizehn Briefe, geschrieben zwischen 1838 und 1859, zwölf gerichtet an Vetter Wilhelm Engstfeld, einer an seine Nichte. Zwei Briefe wurden vor der Ausreise, auf dem Weg nach Bremen geschrieben.

4.2 Analyse

Vor der Ausreise

Den ersten überlieferten Brief schrieb Spannagel am 15. April 1837 in Münster an seinen Vetter Wilhelm Engstfeld: „*schmerzhaft empfinde ich noch die Trennung von Euch*“ beginnt er den Brief und berichtet vom beschwerlichen Weg durch den Schnee und seine Tagesetappen nach Lüdenscheid, Iserlohn und Arnsberg, dem Sitz der Bezirksregierung, wo er seinen „*Auswanderungs-Consens*“ entgegen nahm, aber – „*[g]etäuscht indeß in der Hoffnung daß dieser zugleich als Paß dienen könnte*“, noch einen Tag auf ebendiesen warten musste.²⁶⁹ Am vierten Tag wanderte er von Arnsberg über Hamm nach Münster. Dort sei „*der Landtag [...] jetzt zusammen*“, weshalb sein Bruder beschäftigt sei. Über seinen Bruder erfährt man weiter nichts, es wäre zumindest aufschlussreich gewesen zu erfahren, für welche Kurie er im Landtag saß – Stadt oder Land.²⁷⁰ Spannagel richtet noch Abschiedsgrüße aus, die er einigen Bekannten und Freunden schuldig geblieben zu sein scheint und berichtet, dass er von seinem „*Landtags-Depuierten [...] Böhmer*“ erfahren habe, „*daß H. Kraft, Schwager des H. Scheffen in Lüd. auch in St. Louis seye [...]*.“ Die Destination scheint also entweder festzustehen oder St. Louis war bereits Gesprächsthema. Er scheint sich jedenfalls mit H. Bergerhoff aus Radevormwald und Th. Asbeck zur Auswanderung verabredet zu haben, jedoch fand sich nur

²⁶⁹ Dieses Zitat und die folgenden: *Johann Hermann Spannagel*: Brief vom 15.4.1837. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

²⁷⁰ *Wilhelm Ribhegge*: Preußen im Westen. Kampf um den Parlamentarismus in Rheinland und Westfalen 1789-1947. Münster 2008, S. 69f.

Bergerhoff in Münster ein. Man werde am nächsten Tag abreisen und er wolle sich noch einmal aus Bremen melden, womit auch der Abfahrtsort bekannt ist.

Der versprochene Brief an seinen Vetter kam am 4. Mai 1837, und Spannagel klärt auf, dass Asbeck noch am Tage seines Schreibens eingetroffen und man in den folgenden vier Tagen nach Bremen gewandert sei. Dort habe man unterdessen ausharren müssen, da „*durch den anhaltenden Nord- und Ostwind*“ die Schiffe nicht rechtzeitig zurückgewesen seien.²⁷¹ Nach dem tagelangen Warten sei es dann aber immer noch nicht problemlos auf die Reise gegangen, es habe Probleme mit der Auswanderungsgenehmigung gegeben: „*Mein Auswanderungs-Consens ist auch ganz überflüssig; man scheint es uns darauf angelegt zu haben die Auswanderer zu belästigen und zu prellen, wozu man auch hier noch sein mögliches beiträgt, so daß man sich Glück wünschen muss wenn man endlich einmal auf dem Meere schwimmt.*“ Es folgt eine überraschende Erinnerung: „*Übrigens bin ich aber doch weit entfernt mich im geringsten über dergleichen zu ärgern, worauf ich ohnedem schon gefaßt sondern bin im Gegenteil wider meiner eigenen Erwartung wieder ganz derselbe der ich bei meiner ersten Wanderung vor 16 Jahren war, denn an die Gefahr der bevorstehenden Reise so wie an die Zukunft denke ich gar nicht einmal, sondern fühle mich ordentlich wohl mich wieder einmal frei in der Welt, ich möchte sagen: in meinem Elemente, bewegen zu können.*“ Spannagel scheint bereits in den 1820er Jahren – genau 1821 – in die USA gereist zu sein, Quellen gibt es dazu allerdings nicht.

Das Reisen ist für Spannagel mit positiven Gefühlen verbunden und freiheitlich konnotiert – es liest sich bis hierhin nicht nach einer zwangsweisen Auswanderung. Er teilt mit, dass das Schiff *Vesta* unter Kapitän Cattermole am 8. Mai nach New York abgehen solle.

Aufschlussreich ist ein Brief seines Bruders, Landrat Fr. Spannagel, der Wilhelm berichtet, dass Johann „*die Trennung von Euch schmerzte!*“²⁷² Auch für ihn sei es „*sehr hart, einem Bruder, dem ich so innig anhänge, und der erst vor wenigen Jahren nach langer Abwesenheit in die Heimat zurückgekehrt, den Welt nach einem fremden Welttheile einschlagen zu sehen! Und doch kann ich seinen Vorsatz nicht tadeln; sein bisheriger Wirkungskreis war für seinen unternehmenden Geist u. seine Kenntnisse zu klein.*“ Ein gewöhnlicher Handwerker scheint er nicht gewesen zu sein und die Stellung seines Bruders als Landrat weist auch deutlich über eine reine Handwerkerfamilie hinaus.

²⁷¹ Dieses Zitat und die folgenden: *Johann Hermann Spannagel*: Brief vom 4.5.1837. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

²⁷² *Fr. Spannagel*: Brief vom 11.5.1837. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

Ankunft in St. Louis

Die ersten vorliegenden Briefe aus den USA wurden am 16. September 1837 verfasst und geben Einblicke in das Auswandererernetzwerk. Im Brief an seinen Vetter Wilhelm erwähnt Spannagel die Herren Meisterhagen und Kraft, die in der Umgebung lebten und kommentiert die Rückkehr von „*Hoeinghaus aus Hagen*“ spitz: „*Versoffene Müßiggänger können hier nicht weit kommen.*“²⁷³ Er zählt weitere ausgewanderte Bekannte auf und lässt Grüße ausrichten. Aus der Abschiedsformel lässt sich das Verhältnis zu seinem Vetter erschließen: „*Dein Dich innig liebender Vetter und Freund*“.

An seinen Bruder schreibt er zeitgleich, dass er aus New York schon einmal an seinen Vetter geschrieben habe, der Brief liegt allerdings nicht vor.²⁷⁴ Dann berichtet er über seine Reise durch die USA. Von New York aus sei er über Flüsse durch die Städte Philadelphia, Pittsburg und Cincinnati nach St. Louis gereist. Er berichtet von den Arbeitern in der Stadt, die 15.000 Einwohner habe. Wiederum als Beleg für seine handwerkliche Herkunft ist seine Feststellung, dass er „*mit Dampfmaschinen, u. garnicht an der Drehbank sowie am Schraubstock*“ arbeite.

Am 4. Dezember 1837 schrieb Spannagel an seinen Vetter und gibt Auskunft über die „*anhaltend schlechten Zeiten*“, vermutlich die Auswirkungen der *Panic of 1837*, und einen weiteren Einblick in sein Berufsleben.²⁷⁵ Er habe für acht Dollar in der Woche nur „*mäßiger Arbeit*“ nachgehen müssen und erfreue sich zusätzlich „*guter Kost und Logis*“. Ohnehin mit „*geringen Hoffnungen*“ in die USA gekommen, „*habe ich mich freilich für den Anfang, der fast einem jeden Ausländer ohne Ausnahme hier eine wahre Prüfungsschule ist, durchaus nicht zu beklagen.*“ Finanziell war Spannagel in Deutschland scheinbar gut aufgestellt, insgesamt fordert er, vermittelt durch seinen Vetter, 785 Taler von seinem Bruder „*J. P. Spannagel zu Immelscheidt*“ zurück. Er schließt den Brief mit einer kurzen Bemerkung zu den USA: „*Die besagten schlechten Zeiten so wie die Kürze meines Hierseins erlauben mir eigentlich nicht über dieses wahrhaft sonderbare Land noch ein allgemein richtiges Urtheil zu fällen.*“

Im Brief vom 4. April 1838 muss er die „*Mittheilung meiner Ansichten und Erfahrungen über Amerika [...] noch einmal verschieben. Die Zeiten sind aber auch noch fortwährend so schlecht daß man unmöglich jetzt eine richtige Idee davon fassen kann.*“²⁷⁶ Es entsteht der Eindruck, als wollte Spannagel kein schlechtes Bild von den USA zeichnen, möglicherweise

²⁷³ Dieses Zitat und die folgenden: *Johann Hermann Spannagel*: Brief vom 16.9.1837. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

²⁷⁴ *Ders.*: Brief vom 16.9.1837.

²⁷⁵ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom 4.12.1837.

²⁷⁶ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom 4.4.1838.

auch, weil er mit einem Nachzug der Familie rechnete. Derweil schien Wilhelm in Sorge um Spannagels bisher unerwähnten Bruder Carl. Doch Spannagel war „für sein Fortkommen unbesorgt“ und es würde ihn „nicht wundern“ würde, „wenn wir uns bald einmal irgend unter einem Freiheitsbaume Columbiens die Hand reichen.“ Ob er hier auf die von Simon Bolivar angeführten Freiheitskämpfe der südamerikanischen Kolonien anspielt oder auf den Entdecker der USA, ist nicht klar. Dass er und Carl der Idee der Freiheit zugetan waren, geht aus dem Satz hingegen deutlich hervor.

Im nächsten Brief, geschrieben am 8. Mai 1838, regelt Spannagel zunächst die Transaktion des von seinem Bruder erwarteten Geldes über einen „Herrn Müller“ der „schon lange hier in St. Louis“ lebe und „ein ehrbarer Mann und mein Freund“ sei.²⁷⁷ Der Grund für die eilige Transaktion liegt auf der Hand: es sei „hier bis jetzt anstatt besser noch immer schlechter geworden“, weshalb er noch „keine große Zuneigung für Amerika“ habe entwickeln können.

Drei Monate später, im Brief vom 30. August 1838, äußert sich Spannagel erstmals inhaltlich zu einem politischen Thema. Er schreibt, dass er über die „Affaire des Königs mit dem Erzbischoff“ bereits über die deutschen Zeitungen in St. Louis erfahren habe und man „hier u. dort gleicher Meinung“ sei.²⁷⁸ Er nimmt damit auf den Konflikt zwischen dem preußischen Staat und der katholischen Kirche Bezug, genauer die Inhaftierung des Erzbischofs von Köln, Clemens August von Droste-Vischering, durch Friedrich Wilhelm IV., die auch schon im Kapitel zu Henriette Bruns thematisiert wurde. Im Kern ging es um die Auseinandersetzung zwischen kirchlicher und staatlicher Gewalt und Souveränität. Von Droste-Vischering war ein Anhänger des Ultramontanismus und stellte die päpstliche Autorität über die des preußischen Staats. Dieser Konflikt, der gerne als Anfang des Kulturkampfes zwischen katholischer Kirche und preußischem Staat interpretiert wird, führte zur Inhaftierung von Droste-Vischering und löste einen publizistischen Donnerhall gegen die Beschneidung der Religionsfreiheit aus. Ob sich Spannagel auf eben diese Kritik bezieht, macht er jedoch nicht explizit deutlich.²⁷⁹

Nach einigen Ausführungen über den Verbleib von Bekannten in den USA erfährt man, dass Spannagel mittlerweile auf dem Land lebe: „Du weißt zwar, daß ich das Landleben liebe, so wie auch schwere Arbeit; aber wirst mir dennoch glauben wenn ich Dir sage daß meine dadurch gemachten Erfahrungen mich erst vollend zu dem Entschluß gebracht haben, Farmer (Bauer) zu werden? – und doch ist es so. Ich habe schon 205 Akre Land gekauft, u. z.

²⁷⁷ Ders.: Brief vom 8.5.1838.

²⁷⁸ Dieses Zitat und die folgenden: Ders.: Brief vom 30.8.1838.

²⁷⁹ Kurz: Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Band 2. Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815 - 1845/49. 2. Aufl. München 1989, S. 472f.; ausführlich und unter Berücksichtigung der Eingliederung des katholisch dominierten Münsterlandes in das protestantische Preußen: Ribhegge, Preußen (wie Anm. 270), S. 89f.

Congreß-Land zu 1 ¼ Doll. pr. Acre [...].“ Wüsste man mehr über die Familiensituation, könnte man den Landerwerb in den USA auch mit den Besitzverhältnissen in seiner Heimat vergleichen. Wenige Zeilen später äußert er sich zu seinem neuen Leben als Farmer und verweist auf seinen eigentlichen Beruf:

„Es wird dich auch wundern, daß ich, da ich doch eine Profession u. andere Aussichten auf Broderwerb habe, mich einer ungewohnten, harten Arbeit unterziehe; und es ist wahr, daß es harte Arbeit u. sogar Entbehrungen kostet, eine Farm von neuem einzurichten, auch daß Ackerbau nachher immer noch kein Spiel ist, allein das Angenehme, fast alles mit eigener Hand geschaffen zu haben u. der Vortheil, belohnen euch reichlich dafür. Und welche Vortheile hat hier nicht im Ganzen ein Bauer gegen bey Euch.“

Diese Passage hilft zur weiteren Rekonstruktion des sozialen Milieus, aus dem Spannagel stammte. Er habe eine Profession, und diese „*harte Arbeit*“ als Farmer sei für ihn ungewohnt – ob er das relativ sah und die spezifische Arbeit auf der Farm härter war, als das, was er vorher ausgeübt hatte, oder er absolut gesehen noch nie „*hart*“ gearbeitete hatte, wird daraus nicht ersichtlich. Zieht man die einflussreiche Stellung seines Bruders in Betracht, verdichten sich die Hinweise auf eine bürgerliche Herkunft, die vermutlich auf einem Betrieb in der Metallverarbeitung beruhte. Landwirtschaft kann jedenfalls eindeutig, Lohnarbeit vorsichtig ausgeschlossen werden. Seinen Beruf als Dreher hätte er in diesem Fall im Familienbetrieb erlernt und ausgeübt gehabt, doch darüber erfährt man nichts. Vermutlich hatte er in Deutschland aber auf eine sichere Existenz hoffen können, denn er rechnet mit Unverständnis und schiebt eine Rechtfertigung nach: *„Kannst Du unter diesen Umständen, und wo Du überzeugt bist, daß ich nicht um Reichthum zu erwerben nach Amerika gegangen, mich tadeln, daß ich dem Beispiele so vieler vernünftiger u. gebildeter Leute, davon gar mancher nie Handarbeit irgend einer Art, geschweige denn noch solche, gethan haben, und sich darauf glücklich fühlen, folge?“* Auch das spricht für sein bürgerliches Zugehörigkeitsgefühl. In der Tat fallen die gewählte – zum Teil arg komplizierte – Ausdrucksweise Spannagels und die vergleichsweise korrekte Orthographie auf.

Auffällig ist auch die säkularisierte Sprache – wie bei Degenhard finden sich beinahe keine religiösen Sprachbilder. Die Quintessenz seiner bisherigen Erzählung ist die einer Erfüllung oder auch einer Befreiung – wenngleich bislang keine mit der Auswanderung verbundenen Freiheitssemantiken aufgefallen sind.

Der nächste überlieferte Brief datiert auf den 28. Juni 1839 und war wieder an Spannagels Vetter gerichtet. Zunächst betrauert er den Tod eines weiteren Veters und Bruders des Schreibpartners und erwähnt in dem Zusammenhang auch den – wohl überraschenden – Tod seines eigenen Bruders Carl, an dem er nicht nur er „*einen Freund*“ sondern auch „*der ganze Staat verloren*“ habe.²⁸⁰ Worauf Spannagel anspielt konnte nicht rekonstruiert werden, die Familie schien jedoch einflussreich gewesen zu sein.

Derweil scheint die oben erwähnte finanzielle Transaktion nicht nach Spannagels Vorstellungen abgelaufen zu sein. Mit antisemitischen Anklängen schreibt er über H. Müller, der den Wechsel durchführen sollte. Dieser werde in den USA „*nicht für einen Kaufmanns-Juden sondern für einen sehr reellen Mann*“ gehalten. Allerdings habe Spannagel keine guten Erfahrungen mit Müller gemacht, da dieser ihm beim Devisentausch mit einem schlechten Wechsel „*über den Löffel barbiren*“ habe wollen. Nach einem Briefwechsel habe man sich aber auf einen guten Kurs einigen können.

Das Geld – hier ist zunächst nur die Rede von 800 Talern, für die er letztlich 573 Dollar bekommen habe – investierte Spannagel in eine Farm. Da er bereits etwa 250 Dollar für das Land bezahlt hatte, blieben ihm mindestens 323 Dollar für weitere Anschaffungen. Statistiken über den Preis von Tierbestand liegen erst für die Zeit nach dem Bürgerkrieg vor, Milchkühe hat man zu dieser Zeit im Durchschnitt für weniger als 30 Dollar erstehen können, Pferde und Esel ab 50 bzw. 60 Dollar und Schweine schon ab vier Dollar. Es ist schwer abzuschätzen, wieviel Material- und evtl. Handwerkerkosten für den Hausbau zu veranschlagen waren. Über verschiedene Statistiken kommt man für die Zeit nach dem Bürgerkrieg für einen Hausbau durchschnittlich auf ca. 2.000 Dollar (inflationbereinigt). Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass der Bau in Spannagels Fall deutlich günstiger ausgefallen sein dürfte, da der nationale Durchschnitt auch die aufwändigeren und teureren Stadthäuser einbezieht. Zumal gerade an der *frontier* auf vorhandene Rohstoffe zurückgegriffen und in der Regel anfänglich mit einer kleinen Holzhütte oder gar einem Zelt *gesquattet* wurde.²⁸¹ Man kann allerdings auch festhalten, dass Spannagel mit einer guten finanziellen Grundlage in die USA eingewandert ist. Zum Vergleich: Dietrich Gerstein kam erst später und hatte nur 250 Taler zur Disposition.

²⁸⁰ Dieses Zitat und die folgenden: *Johann Hermann Spannagel*: Brief vom 28.6.1839. FBG, DABS, Engstfeld/Spinnagel.

²⁸¹ *U.S. Bureau of Census* (Hrsg.): *Historical statistics of the United States, colonial times to 1970*. Vol. 1. Washington 1975, S. 520, 523; *U.S. Bureau of Census* (Hrsg.): *Historical statistics of the United States, colonial times to 1970*. Vol. 2. Washington 1975, S. 623; *McCandless*, Missouri (wie Anm. 78), S. 44; *Stratton*, *Pioneer Women* (wie Anm. 53), S. 49; *Oscar Handlin/Lilian Handlin*: *Liberty in Expansion: 1760-1850*. New York 1989, S. 13.

Trotz aller Vorzüge der USA habe er, so Spannagel, noch Pläne für die Zukunft, denn der „*Wunsch, meine späteren Jahre, wenn ich ein gehöriges Alter erreiche, in Neapel zu beschließen, scheint nicht erkalten zu wollen; allein nach Deutschland sehne ich mich, um dort zu leben, gar nicht wieder zurück, so wie auch sehr wenig thun die es einmal hier gewohnt sind.*“ Welchen Bezug Spannagel zu Neapel hatte, bleibt unklar. Es ist aber ein weiterer Mosaikstein, um sein Sozialmilieu zu bestimmen. Denn um ein Bild von Neapel zu haben und auch die realistische Zukunftsperspektive, dort leben zu können, bedurfte es eines gewissen Bildungsgrads und Planungshorizonts, der unterbürgerlichen Schichten eher fern war. Ausgehend von der Annahme, Spannagel sei bürgerlicher Herkunft, wäre eine Hypothese, dass er Goethes üppige Beschreibung Neapels in dessen *Italienischer Reise* gelesen hatte. Goethe kündigt die Stadt unter anderem mit den Worten an, er „*hoffe, in jener paradisischen Natur wieder neue Freiheit und Lust zu gewinnen.*“ Und tradierte die Übersetzung des Sprichworts „*Vedi Napoli e poi muori! [...] Siehe Neapel und stirb!*“ Spannagel mag diese Zeilen verinnerlicht haben, um eine Utopie für seinen Lebensabend zu entwerfen.

Es spielt noch mithinein, dass Zukunft eine bestimmende Größe in den Gedanken der Auswanderer war. Wie in der Einleitung in Anlehnung an Koselleck dargelegt und bei Mathilde Anneke bereits erfahrungsgeschichtlich beobachtet werden konnte, kam es in der Zeit zwischen Aufklärung und Moderne zu einem Bedeutungszuwachs der *Erwartung* für das Individuum, mithin wurde Zukunft überhaupt erst denkbar.²⁸² So verknüpfen sich in diesem Brief eindrucklich Elemente von Aufklärung und Romantik und belegen die Bedeutung von Zukunftsentwürfen in der alltäglichen Lebenswelt bürgerlicher Schichten im frühen 19. Jahrhundert. Für eine bürgerliche Herkunft Spannagels spricht auch, dass sein Bruder „*Fr.*“, der wie sein anderer, vermutlich verstorbener Bruder, in Münster lebte, einen Dokortitel trug – das geht aus einem Briefwechsel zwischen Bruder und Vetter Johann Hermann Spannagels hervor.²⁸³

Am 2. Mai 1841 schrieb Spannagel aus der „*Okan-Prairie*“.²⁸⁴ Ein Ort dieser Bezeichnung existiert nicht (mehr), in einem späteren Brief ist hinzugefügt „*Wsh. Cty. Ill.*“. Washington, Illinois liegt etwa 250 km nördlich von St. Louis, 200 km süd-westlich von Chicago und zehn Kilometer östlich des Illinois River. Die 1825 gegründete Siedlung zählte beim Zensus 1850 712 Einwohner.²⁸⁵

²⁸² Vgl. Reinhart Koselleck: „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ - zwei historische Kategorien, in: Ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1992, S. 349–375.

²⁸³ *Fr. Spannagel*: Brief vom 29.5.1840. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

²⁸⁴ Dieses Zitat und die folgenden: *Johann Hermann Spannagel*: Brief vom 2.5.1841. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

²⁸⁵ Francis A. Walker (Hrsg.): *Ninth Census. Vol. 1: The Statistics of the Population of the United States*. Washington 1872, S. 23.

Spannagel äußert sich nochmals zur geplanten Eröffnung einer Dampfschiffahrtlinie zwischen Bremerhaven und den USA: „*Hierdurch wird der Graben der uns trennt bedeutend schmaler, so daß wir dann künftig unsere gegenseitigen Gedanken u. dgl. Erfahren können ehe sie eiskalt sind.*“ Sehnsucht nach der Heimat, wie in vorangegangenen Briefserien, kommt in diesem Kontext nicht zum Ausdruck, eine Reise nach Deutschland wird nicht thematisiert.

Nach einer längeren Passage über die Ackerwirtschaft und die Bestände seines Hofes gibt Spannagel zu: „*Du glaubst daß meine farm schon bedeutend im Werthe gestiegen, darin irrst Du indeß.*“ Das sei nicht zuletzt auf die schlechte wirtschaftliche Lage in den USA zurückzuführen, „*denn die vielen schlechten Banken nebst den daraus entsprungenen Schwindeleien und Speculationen haben alles [...] zerrüttet [...].*“ Aber er sei ja „*nicht hieher gegangen um mit Gewalt Geld zu machen. Mein Hauptwunsch war, auf dem Lande zu leben, im Freien zu arbeiten (denn mir war es leid den ganzen Tag zwischen 4 Mauern zu stecken) u. – ungenirt zu sein. Dies alles habe ich, bin in einem freien Lande, an guten Speisen fehlt es nicht, und sie schmecken mir; was will ich mehr? Anfangs ist es mir freilich ein wenig hart vorgekommen den Lustbarkeiten und geselligen Vergnügungen fast ganz zu entsagen; doch der Katzenjammer hat auch sein unangenehmes, und ich trinke meinen Schluck zu Hause.*“

Erneut kommt er auf die Nachwirkungen der *Panic of 1837* zu sprechen. Er stellt der Suche nach Reichtum jedoch einen anders konnotierten Topos des „*freien Landes*“ USA entgegen und verknüpft diese Freiheit mit dem bereits erwähnten Narrativ der Arbeit im Freien. Trotz des Sprichwortcharakters wird das Befreiungsmotiv deutlich, und nach über drei Jahren war ihm das freie Leben in den USA die Entsagungen, die er dafür in Kauf nehmen musste, immer noch wert. Denkt man an Henriette Bruns, erscheint das keinesfalls als selbstverständlich. Und doch ähneln ihre Narrative sich stark: Die Verbindung von Natur, Arbeit und Freiheit ist auch bei Spannagel präsent.

Der Begriff „*ungenirt*“ bietet darüber hinaus noch weiteren Interpretationsspielraum, gerade in seiner Verknüpfung mit dem Freiheitsbegriff. Laut dem *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm bedeutet der Begriff *ungeniert* zwanglos, ungezwungen. Beachtenswert ist ein Verweis auf den Begriff *geniert*, der sich erst aus seinem Gegenbegriff *ungeniert* entwickelt habe und Verlegenheit bedeute.²⁸⁶ Aus dieser semantischen Konstellation kann man nun ableiten, dass Spannagel es scheinbar genoss, nicht mehr an die Sitten und Gebräuche seiner ehemaligen Umwelt geknüpft zu sein, sich aus sozialen Zwängen gelöst zu haben – die individuelle, psychische Freiheit hatte eine tiefe Bedeutung für ihn.

²⁸⁶ Artikel „Ungeniert“, in: *Jacob Grimm/Wilhelm Grimm* (Hrsg.): *Deutsches Wörterbuch*. Bd. XI, III. Leipzig 1936, Sp. 786-787.

Der Brief vom 4. September 1842 enthält eine Redewendung aus dem semantischen Feld der Freiheit und greift die Zukunftsgestaltung wieder auf, als er von seiner Heirat mit einer „*theuern Lebensgefährtin*“ erzählt: „*Also, wirst Du denken, hat er doch noch seinen alten steifen Naken unter das Joch der heiligen Ehe gebeugt und Neapel auf immer Lebewohl gesagt! – Und so ist es.*“²⁸⁷ Diese Darstellung der Ehe als Verlust von Freiheit erinnert an Dietrich Gerstein, wenngleich er wesentlich drastischer darüber schreibt. Spannagel setzt seiner verworfenen Zukunftsvision hier keinen positiven Gestaltungswillen entgegen, die Familie bleibt zunächst Nebensache. Er merkt lapidar an: „*Zeit u. Umstände verändern gar zu oft eine Sache.*“ Damit enthebt er die Ehe der Gefühlsebene und reduziert sie auf ein von außen gesteuertes Schicksal, das zu seinem Lebensweg als störrischer Individualist mit „*steife[m] Naken*“ quer verläuft.

Er wechselt auch sogleich das Thema und setzt äußert sich kritisch zur Geldpolitik in den USA. Der Papiergelddiskurs war ein tragendes Thema seiner Zeit und obwohl Spannagel konstruktiv denkt und sich Gedanken zu einer Lösung der aktuellen Krise macht, beispielsweise durch Investitionen in „*Fabriken und Manufacturen*“, hat er wenig Hoffnung für die Zukunft der USA:

„*Der unstäte leichtsinnige Character des Amerikaners, vollends verwöhnt durch die früheren ‚so genannten‘ guten Jahre, eignet sich dazu durchaus nicht u. zieht überhaupt das gewagte schnelle reich werden dem sichern langsamen bey weitem vor, u. wer da bedenkt, wie schwer es fällt auch nur einen Menschen von einem solchen Schwindelwege auf einen vernünftigen zu bringen, der mag wohl mit mir für Amerika’s künftiges Wohl u. Freiheit zittern [...].*“

Spannagel bevorzugt einen gemäßigten Weg zum Einkommen und steht dem ungezügeln Kapitalismus kritisch gegenüber. Letztlich fürchtet er um die Freiheit und verknüpft diese auch mit dem grundsätzlichen Wohlergehen der Nation: der Topos der USA als Land der Freiheit wird erneut bedient.

Im Brief vom 1. November 1843 beschreibt Spannagel die Lage im Land als „*ungefähr wie bei einem Kranken, der mit der Schwindsucht kämpft*“, doch „*die Hoffnungen der Meisten*“ seien „*auf die Präsidentenwahl des k. Jahres gerichtet*“.²⁸⁸ Spannagel spielt hier auf die noch immer spürbaren Folgen der Krise von 1837 an, die sich wirtschaftlich bis in die

²⁸⁷ Dieses Zitat und die folgenden: *Johann Hermann Spannagel*: Brief vom 4.9.1842. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

²⁸⁸ *Ders.*: Brief vom 1.11.1843.

1840er Jahre hineinzogen. Ob er auch die Sklavereiproblematik, die mit dem sich anbahnenden Bruch der noch jungen Whig-Partei politisch hochkochte, einbezieht, ist nicht ganz klar. Es fällt jedoch auf, dass er in keinem der Briefe das Thema Sklaverei aufgreift, es also wahrscheinlicher scheint, dass er in obigem Zitat auf die wirtschaftliche Lage der USA anspielt.²⁸⁹

Vier Jahre später berichtet Spannagel erstmals ausführlich von seiner Familie. Er habe Johanne Schrader aus Münden (heute Hannoversch Münden) geheiratet. Ihr Vater sei „*Börder-schiffer*“ gewesen – „*vornehme u. auch wohlhabende Leute*“.²⁹⁰ In den USA konnten sie sich wohl nicht behaupten. Bis auf seine Frau und zwei Brüder sei die übrige Familie wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Sein Sohn Gustav sei mittlerweile vier Jahre alt, seine Tochter Leontine 21 Monate. Eine weitere Tochter sei bereits kurz nach der Geburt verstorben.

Im nächsten überlieferten Brief thematisiert Spannagel die 48er Revolution ausführlich und zieht einige aufschlussreiche Vergleiche zur USA. Man sei durch die deutschen Zeitungen überaus gut unterrichtet, und es stehe außer Frage, dass „*eine gute Regierung für jedes Land gut*“ sei „*u. die Republikanische ist nicht allein eine gute, sondern unstrittig die besten von Allen, besonders für ein aufgeklärtes Volk wie die Deutschen.*“²⁹¹ Hier wäre es aufschlussreich zu erfahren, ob Spannagel bereits vor seiner Auswanderung mit republikanischen Ideen in Kontakt gekommen war oder ob seine politische Einstellung die Konsequenz des mittlerweile über zehn Jahre andauernden Amerikaaufenthalts war. Zumindest hatte er ein positives Bild der Deutschen, wenngleich er neben dem Partikularismus auch die Gefahr sieht, „*daß fast die meisten Leute keinen Begriff von einer Republik haben.*“ Er mutmaßt, dass viele den Republikanismus mit Anarchie gleichsetzen würden – ein, wie in der Einleitung aufgezeigt werden konnte, gängiges Ressentiment im Vormärz. Eine Republik sei aber gerade das Gegenteil von Anarchie, denn dort „*herrscht weder Willkür noch Gesetzlosigkeit, sondern blos die Gesetze regieren [...]*“.

Den Bezug zur Freiheit macht Spannagel umgehend deutlich, „*denn in einem freien Lande, d. heißt in einer republikanischen Regierung zu leben*“. Und obwohl der nächste Satz zum größten Teil unleserlich ist, wird auch bei Spannagel die Kausalität zwischen Freiheit und Glück hergestellt: „*Du fragst ,Ob wir Amerikaner uns wohl glücklich [-----] Dir einen vollständigen Überblick über unsere ganze Regierungs [---] zu geben, doch kann ich Dir schon mit wenigen Punkten zeigen daß ich Recht habe.*“ Es folgen sodann Ausführungen über den Aufbau des politischen Systems der USA. Es gebe nur eine

²⁸⁹ Jürgen Heideking/Christof Mauch: Geschichte der USA. 6. Aufl. Tübingen 2008, S. 119.

²⁹⁰ Dieses Zitat und die folgenden: Johann Hermann Spannagel: Brief vom 12.10.1847. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

²⁹¹ Dieses Zitat und die folgenden: Ders.: Brief vom 27.12.1848.

kleine, gering besoldete Bürokratie sowie ein kleines stehendes Heer von 10.000 Soldaten. Und schließlich müsse man keine „*von Gottes Gnaden*“ und „*Speichellecker [...] ernähren*“. Das seien die Hauptpunkte aber nicht alle Vorteile einer Republik. Denn auch Bürgerrechte wie Pressefreiheit, Versammlungsrecht, Petitionsrecht, „*Gleichheit des Geschlechts, [...] öffentliche Gerichtsbarkeit und Geschworenen=Gerichte, zu denen alle Bürger zulässig sind*“ und schließlich „*Wahlfähigkeit und Wählbarkeit aller Bürger zu allen öffentlichen Ämtern*“. Freiheit im Sinne klassischer Bürgerrechte ordnet Spannagel in seiner Aufzählung den fiskalischen Aspekten nach – freilich nicht ohne Seitenhieb auf den in Deutschland noch immer einflussreichen Adel.²⁹²

Hier werden nun verschiedene mögliche Gründe für Spannagels Auswanderung sichtbar. Erstens sind ihm Bürgerrechte und republikanische Verfassung ein Anliegen, weshalb man ihn den 30ern, also den politischen Auswanderern des Vormärz, zurechnen könnte – was auch mit seiner ätzenden Kritik an preußischem Staat und Adel korrespondieren würde. Zum anderen weist er auf die finanziellen Zwangslagen der unteren Schichten in Deutschland hin – eine Auswanderung aus wirtschaftlichen Gründen ist also ebenfalls denkbar.

In Anbetracht seiner abschließenden Gedanken zur Freiheit verschiebt sich der Akzent allerdings deutlich in Richtung Auswanderung aus politischen Gründen, Spannagel offenbart eine geradezu kämpferische Art. Er greift den Gedanken der Menschenwürde noch einmal auf und berichtet, dass es in den USA keine Unterschiede zwischen den Ständen oder Klassen gebe – es käme durchaus vor, „*daß der Senator, der heute vom Congress zurückgekehrt, morgen vielleicht schon wieder den Pflug führt, u. dadurch entsteht die große Wohlthat, daß Arbeit, sie sei welche sie wolle, keine Schande ist.*“ Überhaupt würde man einfache Arbeit in den USA wertschätzen, wohingegen sich in Deutschland „*mancher [...] sogar das Leben genommen*“ habe, weil er selbst mit harter Arbeit seinen Lebensunterhalt nicht mehr sichern konnte. Am Modell des Beamten legt er dar, dass weniger „*Vornehmen (auch diesen Ausdruck haben wir hier garnicht)*“ in Deutschland oftmals der Zugang zu Bereichen der Gesellschaft verwehrt sei. Für diese sei es doch eine „*grobe Lüge daß ,der Mensch frey geboren ist u. von der Natur das Recht habe frei zu sein, u. daß alle Menschen gleiche Rechte haben*““. Dass in den USA „*alle Eingewanderte sich hier zufrieden fühlen*“ liege nun „*im Gefühl unter einer guten Regierung zu wohnen*“ begründet: „*es ist das Gefühl frei zu sein u. als Mensch unter Menschen zu wohnen.*“ Er schließt den Absatz, indem er sich empathisch zeigt und seinen Schreibpartner indirekt

²⁹² Ribhegge, Preußen (wie Anm. 270), S. 157, 189; Lothar Gall: Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft. München 1993, S. 35f.; Jürgen Kocka: Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft. 10. Aufl. Stuttgart 2004, S. 122.

anklagt: *„Ich wiederhole was ich Dir schon früher gesagt Du kennst den Druck nicht der in so vielen Gegenden Deutschlands auf dem Armen lastet.“*

Er verbindet Freiheit mit Gerechtigkeit im Sinne umfassender Chancengleichheit und gesellschaftlicher Durchlässigkeit. Dazu rekurriert er auf das Naturrecht und baut einen starken Kontrast zwischen Deutschland und den USA auf. Interessant erscheint der Gedanke, dass die wirtschaftliche Entwicklung der Lüdenscheider Osemundproduktion unter dem Einfluss der Industrialisierung im Ruhrgebiet seine Familie selbst in die Armut gestürzt haben könnte. Das würde seine Empathie für Menschen in Armut erklären. Dass diese Betroffenheit allerdings auch politisch beeinflusst gewesen sein kann, legt der letzte Teil des Briefes nahe, der suggeriert, dass Spannagel zu den Radikaldemokraten gehört haben könnte:

„Du scheinst vor der Crisis wo Deutschland die Republik erklärt, zu fürchten, und doch, glaub mir's, geht Frankreich auf freier Bahn ruhig als Beispiel, so ist die Stunde nicht mehr sehr fern; denn das Volk hat einmal seine Unterdrücker zittern sehen u. das vergossene Bürgerblut schreit um Rache. Blut wird es freilich noch kosten, aber die Freiheit so vieler Millionen ist auch noch einigen Blutes werth.“

Mit diesem enthusiastischen Bezug auf die Märzrevolution tritt in der Überlieferung der Briefserie ein langes Schweigen ein. Es steht außer Frage, dass Freiheit ein zentrales Ideal für Spannagel war und auch mit dem Äußersten verteidigt werden musste. Der Zusammenhang von Freiheit und Einheit – durch die Republik – wird ebenfalls deutlich. Im letzten Brief vom September 1859 geht er darauf nicht mehr ein, bestätigt aber die weiter oben formulierte Annahme, er wolle seine Familie zur Auswanderung ermuntern: *„Du weißt ja aber daß es Absicht war daß die ganze Familie hierher kommen sollte“* schreibt er an seinen Vetter.²⁹³ Und er könne den Kindern der verstorbenen Frau Zimmermann, deren Ehemann mit einem Sohn in den USA lebe, nur raten, herüber zu kommen. Zwar seien die Zeiten noch schlechter als 1837, doch *„junge Leute sind hier geborgen.“* Mit diesem Aufruf, den er noch konkretisiert, endet die Briefserie Spannagels. Er legte einen Brief für die Schwester Wilhelms bei – mit dem Vermerk: *„Sollte es die gütige Vorsehung wollen daß Deine Schwester noch unter den Lebenden und auf der Besserung sich befände“*, möge er den Brief zustellen. Wie schon bei Degenhard überrascht dieses plötzliche religiöse Motiv, das auch hier angesichts des Todes einer nahestehenden

²⁹³ Dieses Zitat und die folgenden: *Johann Hermann Spannagel*: Brief vom 12.9.1859. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

Person Verwendung findet. Da es bei diesem Konzept um das Verhältnis von Freiheit und Schicksal geht, sollte es in der weiteren Analyse berücksichtigt werden.

Zwischen dem 29. November und dem 1. Dezember 1859 starb Johann Hermann Spannagel. Laut seinem in St. Louis lebenden Vetter Gustav Spannagel sei er am 1. Dezember morgens zu seinem Büro gefahren, das eine halbe Stunde von seiner Wohnung weg gelegen habe. Als er dort ankam „*sank er [...] vor der Treppe des Hauses nieder und das sonst so rege Leben war auf einmal aus seinem Körper verschwunden.*“ Es sei „*wirklich ein harter Verlust [...], denn selten ist vielleicht hier einer gestorben, der sich so viele Freunde erworben, und dem so viele Thränen des Dankes nachgeweint wurden. Er hatte immer ein theilnehmendes Herz für das Leid anderer und hatte namentlich in letzter Zeit seine ganze Thätigkeit darauf verwandt, seinen deutschen Landleuten behülflich zu sein.*“²⁹⁴

Das bestätigt das Bild des engagierten und einfühlsamen Verfassers der letzten Briefe, es sollte jedoch nicht vergessen werden, dass eine Todesmeldung aus Gründen der Pietät mit der Würdigung eines Verstorbenen einherging. Erst ein halbes Jahr später schrieb Spannagels Frau Johanne an Wilhelm Engstfeld. Der Tod sei so „*herzzerreißend*“ gewesen, dass sie nicht habe schreiben können.²⁹⁵ Sie nennt allerdings den 29. November als Todesdatum – Spannagel sei um halb acht aus dem Haus gegangen und wurde ihr zwei Stunden später „*ohne alle Vorbereitung als Leiche ins Haus gebracht [...].*“ Es scheint tatsächlich, als sei Spannagel mitten aus dem Leben gerissen worden. Seine Frau schreibt:

„Er fühlte sich jetzt so zufrieden mit seiner Lage wir lebten recht glücklich, er hatte recht seine Freude an unsern Gustav und dachte sich ein recht zufriedenes glückliches Alter. Er hatte sonst eine so dauerhafte Gesundheit und so unermüdet fleißig, und so ganz zu den Posten als Agent der Deutschen Gesellschaft wie geboren, wo er so recht seinen guten Character zeigen konnte [...].“

4.3 Das Freiheitskonzept Johann Hermann Spannagels

Bei Spannagel offenbart sich die Verbindung innerer, gefühlter Freiheit und äußerer, negativer Freiheit. In den USA genießt er das „*Gefühl frei zu sein*“ als „*Gefühl unter einer guten Regierung zu wohnen*“ und als „*Mensch unter Menschen*“ ganz „*ungenirt*“ frei von sozialen Zwängen zu leben. Er kontrastiert das stark mit den Verhältnissen in Deutschland, wie

²⁹⁴ Gustav Spannagel: Brief vom 4.12.1859. FBG, DABS, Engstfeld/Spinnagel.

²⁹⁵ Dieses Zitat und die folgenden: Johanne Spannagel: Brief vom 30.6.1860. FBG, DABS, Engstfeld/Spinnagel.

man es schon bei den anderen Auswanderern beobachten konnte und gibt sich als militanter Kämpfer für die Freiheit. Auch wenn er als Farmer keine Erfolgsgeschichte zu erzählen hat, verbittert er nicht und hält an seiner Freiheit fest. Doch er weist immer wieder auf die gefährliche Finanzpolitik der USA hin und sieht durch diese die Freiheit in Gefahr. Spannagel scheint einen ausgeprägten Hang zum Individualismus gehabt zu haben. Er genießt es, sich „*frei in der Welt bewegen*“ zu können, ist scheinbar mit 37 Jahren noch nie verheiratet gewesen und begreift die Eheschließung als Einschnitt in seine Freiheit.

4.4 Forschungsprozess

Mit Spannagel und Henriette Bruns sind zwei Auswanderer zu Wort gekommen, die nicht explizit aus politischen, sondern vornehmlich aus wirtschaftlichen Gründen ausgewandert sind. Da beide politisch liberale bis radikale Ansichten vertraten, sollen nun tendenziell konservativere oder „unpolitische“ Auswanderer, die man über das Kriterium der Wirtschaftswanderung erfassen kann, in das Sample aufgenommen werden. Darüber hinaus wurde gelegentlich die Rolle der Religion gestreift. In Anbetracht der Bedeutung der Religionsfreiheit in der Geschichte der Amerikaauswanderung sollen auch Auswanderer herangezogen werden, deren Lebenswelt deutlich religiöser geprägt war, als bei den bisher behandelten. Zudem soll, als dritter (temporaler) Varianzfaktor, noch auf die Auswanderung in den 1850er Jahren geschaut werden. Diese Kriterien erfüllen zwei letzte Briefserien: zunächst die eines Auswanderers aus Brandenburg, wie Gerstein protestantischer Herkunft, aber kein Atheist, der 1856 aus wirtschaftlichen Gründen ausgewandert war; abschließend die Briefe eines armen katholischen Handwerker Sohns aus der Moselregion, der aus wirtschaftlichen Gründen und wegen der Umgehung des preußischen Militärdienstes 1857 ausgewandert war und von den herangezogenen Briefserien die deutlichsten Bezüge zur Religion herstellt.

5. Christian Sydow

5.1 Biographie

Christian Sydow stammte aus der Nähe von Templin und war im Mai 1856 mit 22 Jahren in die USA ausgewandert.²⁹⁶ Dort ist sein Leben später recht gut dokumentiert. Bis zum Bürgerkrieg war der junge Mann recht umtriebig, arbeitete mal hier, mal dort und reiste nebenbei quer durch Nord- und Südstaaten. Höhepunkt war seine Teilnahme an zwei Handelskarawanen, die ihn 1858 und 1859 über Kansas, Nebraska, Neu-Mexiko und Texas nach Utah führten, um dort ein Lager der amerikanischen Armee mit Gütern zu versorgen. Bei dieser Gelegenheit machte er auch einen Abstecher nach Mexiko. Dorthin kehrte er 1860 zurück, weil er sich dort mehr Erfolg beim Graben nach Gold versprach als in den Rocky Mountains, wo er es vorher versucht hatte. Im Bürgerkrieg stieg er in der Armee bis zum Rang eines Lieutenant auf, was ihm ein gutes Gehalt einbrachte.²⁹⁷ Da er sich mit dem „*Bummlerleben*“ eines Offiziers in Friedenszeiten nicht identifizieren konnte, ließ er sich nach dem Bürgerkrieg mit seiner frisch angetrauten Ehefrau, der gebürtigen Französin Mary Ann Klein, in Conover, Iowa nieder, wo er zunächst ein Ladengeschäft betrieb, zum Landassessor gewählt wurde, in den folgenden Jahrzehnten als Getreide- sowie Holzhändler tätig war und sich eine Erdbeerplantage aufbaute.²⁹⁸ Das Ehepaar Sydow bekam drei Töchter, von denen nur die jüngste, Hedwig, Christian Sydow überlebte. Er selbst starb im Dezember 1902 im Alter von 69 Jahren.²⁹⁹

Die überlieferte Serie liegt unter der Signatur *Birkner/Sydow* in der *DABS* der Forschungsbibliothek Gotha und besteht aus 16 Briefen und zwei Fragmenten zwischen 1857 und 1899 mit einer großen Lücke zwischen 1870 und 1899. Sie sind an seine Brüder Otto, Carl, Wilhelm (nicht immer eindeutig zuweisbar) und an seine Eltern adressiert.

²⁹⁶ *Ancestry.com Operations* (Hrsg.): Indizes der Einbürgerungsregister der USA, 1791-1992. Duncan/Provo 2010.

²⁹⁷ National Park Service, Civil War Soldiers and Sailors System, M541 ROLL 26. Online auf den Seiten des National Park Service. [<http://www.itd.nps.gov/cwss>; zuletzt abgerufen am: 12.12.2019].

²⁹⁸ Zur Ehefrau: 1870 U.S. census, population schedules, NARA microfilm publication M593, in der National Archives and Records Administration, Washington, D.C.; Zu Sydows Rolle als Landassessor: Record of Appointment of Postmasters, 1832-1971, NARA Microfilm Publication, M841, Records of the Post Office Department, Record Group Number 28, in den National Archives, Washington D.C.; Iowa State Gazetteer and Business Directory for 1884-5. Vol. 3: Chicago, Detroit, St. Louis, St. Paul. Southfield 1884; *Christian Sydow*: Brief vom 11.12.1899. FBG, DABS, Birkner/Sydow.

²⁹⁹ Card Records of Headstones Provided for Deceased Union Civil War Veterans, ca. 1879-ca. 1903, NAI-Nummer: 616171 in den National Archives, Washington, D.C.

5.2 Analyse

Rastlose Anfänge

Sydow berichtet im ersten überlieferten Brief vom November 1857, dass er gerade auf dem Weg in die Südstaaten auf Zwischenstation in St. Louis sei und mit dem Dampfschiff wohl in 8-10 Tagen in New Orleans ankommen werde. Im Juni habe er seine Beschäftigung in Milwaukee und Mitte des aktuellen Monats seine Arbeit in Chicago aufgegeben. Er werde von seinem Freund Adolph Buhse begleitet und schreibt, sein Arzt habe ihm das Südstaaten-Klima empfohlen, nachdem er ihn im „*vorigen Jahre vom Tode errettet*“ habe.³⁰⁰ Trotz der Begleitung seines Bekannten, plagt ihn die Einsamkeit. Auch sei die aktuelle wirtschaftliche Situation in den USA angespannt:

„Millionen von Arbeitern sind ohne Arbeit und sehen mit bangen Herzen den schweren Winter entgegen, deshalb rathe jetzt Niemanden nach Amerika zu kommen. Auch eben ihnen liebe Eltern will ich nicht zureden, wenn Sie dort nur unter Müh und Sorgen ihr bischen Brod haben, so möchte ich Ihnen doch zurufen, da Sie bereits Alt und schwach sind: Bleibet in Lande und ernähret euch so gut als möglich! Leute aber die da gesund und allein dastehen und Muth haben in ein fremdes Land ihr Glück zu ersuchen, die möchte ich rathen hieher zu kommen [...]. Tausende machen in Amerika ihr Glück, aber ebensoviel kommen und bringen es im Leben zu nichts.“

Sydow spielt hier auf die im Kapitel über Henriette und Bernhard Bruns bereits erläuterte *Panic of 1857* an. Nichtsdestotrotz ist die Einschätzung seiner Selbstverwirklichungsmöglichkeiten recht realistisch, und es fällt sofort auf, dass auch hier die Begriffe *Glück* und *Mut* als Voraussetzung für den *American Dream* genannt werden. Interessant ist, dass Sydow jetzt, „*da ich nun einmal in Amerika bin, [...] auch ganz Amerika sehen*“ möchte. Feste Pläne hatte er jedoch nicht – „*wo mich das Schicksal hinführen wird, weiß der Himmel.*“

Das hindert ihn nicht, sich über die deutschen Verhältnisse zu informieren. Man schreibe „*hier viel in den Zeitungen [...] über den preußischen König (Champagner Fritzen) [...] daß er krank und jetzt ganz verrückt geworden sein soll.*“ Es geht um Friedrich Wilhelm IV., der seit 1840 auf dem preußischen Thron saß und durch eine Erkrankung des Gehirns regierungsunfähig geworden und von seinen Zeitgenossen für geisteskrank befunden worden

³⁰⁰ Dieses Zitat und die folgenden: *Christian Sydow*: Brief vom 25.11.1857. FBG, DABS, Birkner/Sydow.

war.³⁰¹ Sydow übt sich jedoch wenig in Anteilnahme, sondern gibt zu bedenken: „*Die Pfaffen sollen ja sehr über seine Genesung in der Kirche gesprochen (gebetet haben) wer bittet für uns sagen die hiesigen Zeitungen wenn wir krank sind?*“ Hier kann man bereits eine kritische Haltung gegenüber preußischem Staat und Kirche herauslesen.

Der nächste überlieferte Brief vom 18. Januar 1858 kommt aus Mobile, Alabama, einer großen Hafenstadt mit seinerzeit 40.000 Einwohnern, gelegen am Golf von Mexiko, rund 200 Kilometer östlich von New Orleans.³⁰²

Sydow beklagt seine Einsamkeit und dass man ihm nicht schreibe – „*erwäge ich dies, fühle ich mich ganz verlassen von der Welt und falle oft in tiefe, wehmütige Gedanken.*“ Er tröstet sich damit, dass die Briefe wohl verloren gegangen seien. Diese Einschätzung ist in der Tat nicht unrealistisch, gerade wenn man Sydows Mobilität berücksichtigt. Er werde seine Reise nämlich nach Florida fortsetzen, da er „*keinen geeigneten Platz bisher gefunden habe.*“ Doch er erhebt seine Umtriebigkeit nun zum „*Prinzip [...] America ganz zu sehen, denn bisher hat es mir keinen Nachtheil gemacht, sondern gewiß habe ich dabei meine Erfahrungen und Lebensanschauungen verreichert [...].*“ Wie bereits Henriette Bruns nutzte Sydow die Freizügigkeit und Weitläufigkeit des Landes, um ausgiebig zu reisen, und auch hier fällt auf, dass er sich gegenüber seiner Familie erklären muss, was zeigt, dass derart lange Reisedistanzen in Deutschland zu dieser Zeit für die wenigsten Menschen vorstellbar waren.³⁰³ Er muss aber zugeben, dass, wäre er in Milwaukee oder Chicago geblieben, er nun sein eigenes Geschäft hätte haben können und dass das gute Klima im Süden nicht über die geringeren Berufschancen hinwegtäuschen könne. Er würde daher allen raten, die darüber nachdenken, in die USA auszuwandern, nicht in den Südstaaten zu siedeln, „*sondern Staat Wisconsin oder Illinois zu seinem Wohnort aufschlagen, dort kann ein deutscher Einwanderer noch sein Glück machen – wenn er es findet – das Glück ist aber in Amerika sehr wandelbar [...].*“ Nach dieser Relativierung der Glücksverheißung wiederholt Sydow die Warnung aus dem ersten Brief, dass nur „*junge Leute die nichts zu verlieren haben*“ nach Amerika kommen sollten. Auf der Rückseite des Briefs befindet sich noch ein Nachtrag vom 21. Januar, der besagt, dass Sydow von nun an ohne seinen Freund Adolph Buhse weiterreise.

Im nächsten Brief vom 21. März 1858 wiederholt Sydow in etwa die Inhalte des vorhergegangenen Briefs. Er äußert sich aber deutlicher zur Sklaverei, die er wohl bei einer Reise

³⁰¹ Vgl. *Nipperdey*, Bürgerwelt (wie Anm. 21), S. 697.

³⁰² Dieses Zitat und die folgenden: *Christian Sydow*: Brief vom 18.1.1858. FBG, DABS, Birkner/Sydow; vgl. *J. de Bow* (Hrsg.): *The Seventh Census of the United States. 1850.* Washington 1853, S. 421; *Joseph C. G. Kennedy*: *Population of the United States in 1860. Compiled from the Original Returns of the Eighth Census.* Washington 1864, S. 8.

³⁰³ *Nipperdey*, Machtstaat (wie Anm. 205), S. 139f.

durch die Südstaaten selbst beobachten konnte: *„Die Behandlung dieser Sklaven ist herzerreißend.“*³⁰⁴ Außerdem kann er mit einer Anstellung aufwarten. Er arbeite nun als Buchhalter in einem Hotel und verdiene 25 Dollar im Monat. Doch wegen seiner Gesundheit werde er nicht mehr lange bleiben.

Am 2. Mai 1858 schrieb Sydow aus der Kleinstadt Leavenworth in Kansas an seinen Bruder. Dieser hatte Sydow scheinbar aufgefordert, das Reisen zu unterlassen. Er kontert das mit einer überraschenden Antwort: *„[W]ie kann ich es ändern? – Ich finde zwar kein großes Vergnügen an dem vielen Reisen, aber ich kann es auch nicht gut lassen – meine Aufgabe war, und ist Amerika ganz zu sehen [...]“*³⁰⁵ Aus dem Prinzip war mittlerweile eine feste Aufgabe geworden und so schildert er seinem Bruder auch von seinen letzten Reisen nach Alabama und Missouri. Seinen Schilderungen zufolge legte er allein auf dieser Etappe rund 2.500 Kilometer, vornehmlich auf Wasserwegen, zurück. Das entspricht in etwa der Distanz zwischen Berlin und Athen.

Bereits zuvor war er zwischen Chicago und Milwaukee unterwegs gewesen und war dann aus der Region um den Lake Michigan nach St. Louis gereist – eine Strecke von immerhin gut 450 Kilometern, nimmt man Chicago als Ausgangspunkt. Vergessen darf man nicht, dass er danach nach Mobile hinab gefahren war, bevor er wieder in Richtung Kansas aufbrach – also auch schon 1.500 Kilometer zurückgelegt hatte. Diese Dimensionen allein waren für die heimgebliebenen Bekannten vermutlich kaum begreiflich, ganz zu schweigen von der Durchlässigkeit des Landes. Grenzübertritte gab es zwischen den Bundesstaaten nicht – die einzige real erfahrbare Grenze, neben den politischen zu Mexiko und Kanada, war die noch nicht besiedelte Wildnis. Hier entsteht ein schöner Kontrast in Sydows Erzählung, wenn er einerseits von der Beherrschung der Natur profitiert und reisen kann, andererseits aber die natürlich gesetzten Grenzen als Einschränkung seines freien Willens begreift, wie er in einem späteren Brief anmerkt.³⁰⁶

An Kansas preist er die Fruchtbarkeit des Landes, erwähnt aber auch die Konflikte zwischen Siedlern und Ureinwohnern. Letztere seien *„fast durchweg feindlich gegen die weißen Ansiedler gesinnt, und verrichten [...] große blutige Schandthaten, hoffentlich werden sie aber doch in Balde von den weißen Ansiedlern ins Weite getrieben werden.“* Freilich ging die Freizügigkeit der Siedler auf Kosten der Ureinwohner, was Sydow allerdings nicht reflektiert – angesichts solch gravierender Unterschiede zwischen den Lebenswelten war er zu einer

³⁰⁴ Christian Sydow: Brief vom 21.3.1858. FBG, DABS, Birkner/Sydow.

³⁰⁵ Dieses Zitat und die folgenden: Ders.: Brief vom 2.5.1858.

³⁰⁶ Ders.: undatiertes Brief, Ende 1858.

empathischen Reaktion scheinbar nicht im Stande und gestand den „*wilden Indianern*“ ihre Freiheit nicht zu.

Nach Schilderungen der Prärielandschaft und einer Beschreibung der Büffel geht Sydow auf seine Arbeit ein, die er „*bisher immer anständig und sehr lohnend gefunden*“ habe. „*[N]icht gefunden*“ habe er allerdings, was er „*in Amerika suche; – ich bin immer noch nicht – – reich geworden.*“ Als primärer Auswanderungsgrund wird nun also ein wirtschaftlicher genannt. Ob dies eine Konstruktion ex post war oder ob er aus wirtschaftlichen Gründen ausgewandert war und in den USA die Ambition entwickelt hatte, zu Wohlstand zu kommen, sollte mitbedacht, kann an dieser Stelle jedoch nicht hinreichend belegt werden. Neben dem nicht ausreichenden Einkommen schildert er jedoch noch ein weitaus größeres Manko seiner bisherigen Beschäftigungsverhältnisse und gibt seinem Freiheitsverständnis erste Konturen: „*Meine Gesundheit habe ich durch vieles Stubensitzen ganz verweichlicht und stehe im Begriff jetzt im freien – im Walde meine Natur abzuhärten, und denn als Farmer oder Landmann mein Leben zu machen. Denn das Farmerleben ist das unabhängige Leben von der Welt in Amerika.*“³⁰⁷

Auch Sydow verknüpft die freie Natur mit einem unabhängigen Leben und konnotiert dies ganze noch mit dem Raubbau am Körper durch Arbeiten in geschlossenen Räumen – explizit dem „*Stubensitzen*“. Damit geht er, wie auch schon Degenhard und Spannagel, von einem schädlichen Einfluss von Büroarbeit aus. Natur war für Sydow also nicht nur Motor für eine freiheitliche Entwicklung, sondern auch Mittel zu einer gesunden Lebensführung.

Um den vier Wänden zu entkommen, entschloss er sich zu einem gewagten Schritt, der in der Heimat für Fassungslosigkeit gesorgt haben dürfte:

„Ich habe nämlich hier ein Engagement bei einer Karawane die nach Utah geht angenommen. [...] Wir gehen, wie viel an der Zahl weiß ich noch nicht ein jeder fährt einen Wagen [...] in das Lager der Amerikanischen Armee zwischen den Rockomanen-Gebirgen von Utah und Californien. Der Zug geht über die Pläns von Kansas, Nebraska, New-Mexico, Texas und Californien s.w. Wir werden zwar viel von Indianern und Büffelochsen, Bären und Wölfen uns zu stehen haben aber dafür giebt es ja Pulver und Blei genug.“

Mit diesem Schritt verliert seine Aussage, er hätte eigentlich wenig Lust zu reisen, einiges an Glaubwürdigkeit. Er stürzt sich bewusst in ein Abenteuer und zeichnet dies in den Farben typischer Wildwest-Literatur:

³⁰⁷ Der Brief war nicht im Original einsehbar, die Bedeutung „unabhängigste“ ist jedoch offensichtlich.

„Ich will Dir die Kleidung oder das Aussehen eines Karawanenführers beschreiben. Tuchhose und dito Oberhemd bildet den Wams, dann einen breiten Gurt um den Leib und einen Filzhut und Mantel. Bewaffnet ist ein Jeder mit zwei sechsläufige Pistolen (Revolver genannt) einen Dolch und eine leichte Doppelflinte. [...] Das Bett besteht in einer Büffelhaut und dito Decke. Die Reise dauert wenn alles gut geht 6 = 7 Monat, der monatliche Lohn ist gut. Wenn mir der liebe Gott gesund läßt so denke ich, nach meiner Rückkunft hier eine Farm zu kaufen.“

Sydow nutzte den Synergieeffekt aus Landerkundung und Kapitalerwerb, um sich später eine Existenz als Farmer aufzubauen.

Es folgt das Fragment eines Briefs, der Ende 1858 geschrieben worden sein muss, da Sydow im Post Scriptum ein gutes Jahr 1859 wünscht.³⁰⁸ Auf die erwähnte Karawane nimmt Sydow nicht explizit Bezug. Stattdessen lässt dieser Brief einen weiteren Blick auf sein Freiheitskonzept zu. Nachdem er sein Verständnis dafür äußert, dass seine ehemalige Lebensgefährtin nicht länger auf ein Wiedersehen wartete, er aber auf eine Zusammenkunft mit seiner Familie hoffe, gesteht er, dass *„ich über meinen Wille in dieser Wildniß nicht verfügen“* könne und sein *„Leben an einem seidenen Faden“* hänge – doch *„mit Gottes hülfe komme ich durch alle Hinternisse und Schicksaale meines Lebens.“* Diesen Gedanken formulierte auch Henriette Bruns und weist auf die Bedeutung des Raums bei der Erfahrung von Freiheit hin, gerade hinsichtlich der Freiheitsdimension des Landerwerbs. Bei Gerstein sind die damit verbundenen Hürden und Gefahren besonders deutlich geworden und schlugen sich nicht zuletzt in seiner Dekonstruktion der amerikanischen Freiheitsidee nieder.

Aus dem Brief geht hervor, dass Sydow inzwischen weitergereist war – ob mit oder ohne Karawane – und nun aus einem nicht näher benannten *„Thal“* schrieb. Seine nächste Station solle allerdings Kalifornien sein.

Erst etwa eineinhalb Jahre später wurde die Korrespondenz fortgesetzt, die Einleitung des Briefs lässt die Vermutung zu, dass zwischen dem letzten Fragment und diesem Brief kein weiterer geschrieben wurde. *„Ein langer Zeitraum ist verstrichen“*, beginnt Sydow den Brief und gibt sich tiefgründig: *„[I]ch weiß, - die Schuld ruht auf mich – indessen es giebt im menschlichen Leben so viele Warums, die sich aber niemals beantworten lassen – und so auch mit meines Dasein – wüßtet Ihr, was ich bis hir durch gemacht habe, wo mir Alles, ja alles, selbst denken nach der Heimath untersagt war, so würden Euch diese meine Worte gerechtfertigt und*

³⁰⁸ Ders.: undatiertes Brief, Ende 1858.

klar in die Augen fallen.“³⁰⁹ Er lässt die Leser aber im Dunkeln darüber, welche Umstände ihm ein Denkverbot auferlegt hatten. Die Gründe für die Aussage zu erschließen wäre ein großer Erkenntnisgewinn für die Einschätzung seines Freiheitsverständnisses. Ein weiterer Hinweis auf die lange Schreibpause ist die Frage an seinen Bruder, ob dieser noch unter seiner Adresse erreichbar sei.

Anschließend skizziert Sydow seinen beruflichen Werdegang in den USA seit Anfang 1858. Er habe auf den Plains „in verschiedenen Branchen“ gearbeitet, sei „auch in Utah und Mexico herumgepilgert“ und habe „unter wilden Indianern gelebt.“ Seit August 1859 sei er nun zurück in den USA, wo er in Leavenworth „einen alten Landsman Herman Rieck von Templin traf“. Er habe diesen instruiert, seinen Eltern von dem Treffen zu berichten, was – wie in der Einleitung erwähnt – nahelegt, dass Sydow aus Templin oder der unmittelbaren Umgebung stammte. Beachtlich ist sein Umschwung im Sozialverhalten. Nachdem er anfänglich wiederholt seine Einsamkeit beklagte, sagt er über seine Rückkehr in die Zivilisation, er „fühlte [...] zu unheimlich nach so langer Entfernung auf menschlicher Gesellschaft“ und hätte sich daher für einen erneuten Anschluss an eine „Fracht=Karawane nach den öden Steppen des nord westlichen Amerikas [...]“ entschieden. Während dieser Expedition habe er von neuen Goldgruben in den Rocky Mountains gehört und sei nun dem Ruf des Goldes gefolgt. Er schreibt aus „Tarry=All=Gold=Diggins Park County Kansas“. Diese Ortsbezeichnung ist kryptisch, doch vor dem Hintergrund, dass das Kansas Territory weit in das heutige Colorado hinein- und damit bis an die Rocky Mountains heranreichte, stößt man auf das Goldgräberstädtchen Tarryall, in dem 1859 Gold gefunden wurde: die *Tarryall Diggings*.³¹⁰

Sydow arbeite dort seit Dezember 1859 zusammen mit vier Amerikanern selbstständig auf einem 100 Quadratfuß großen Stück Land (das entspricht in etwa 30m²), um sein „Glück auf diese Weise zu versuchen [...]“. Doch trotz eines täglichen Gewinns von 10-15 Dollar verkauften sie das Land letztlich wieder, „den es war zu Lebens gefeulich zu arbeiten wir mußten 75 Fuß in der (unter der) Erde gehen bevor wir Gold finden konnten.“ Das Arbeiten mit provisorischer Ausrüstung in einer Tiefe von über zwanzig Metern hatte nachweislich schon viele Zeitgenossen Sydows das Leben gekostet, und so zog er es vor, nach Süd-Mexiko weiter zu ziehen, wo es bessere Goldgruben gegeben habe.³¹¹

Er erkundigt sich anschließend noch nach dem Wohlbefinden der übrigen Familienmitglieder und übermittelt seine Pläne, im nächsten Jahr nach Deutschland reisen zu wollen.

³⁰⁹ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom 20.5.1860.

³¹⁰ Die Gründung ist festgehalten im Artikel „Editor News“, in: *Rocky Mountain News*, 17.9.1859, S. 2.

³¹¹ Vgl. zur Bedeutung Mexikos für amerikanische Goldsucher: *Robert Ryal Miller: Mexico: A History*. Norman 1985, S. 268f.

Sydow schließt mit einer Bekundung von Sehnsucht „nach der süßen Heimat“ und fügt ein paar lyrische Zeilen an:

*„Was mir fehlt, fehlt ja alles
Bin so ganz verlassen Hier
Iß zwar schön in fremden Landen
Doch zur Heimath wird es nie“*

Ob er seine Heimat im folgenden Jahr besuchte, ist nicht überliefert.

Karriere im Bürgerkrieg

Die nächsten erhaltenen Briefe stammen aus dem letzten Jahr des Bürgerkriegs, an dem er zunächst als Soldat, dann als Lieutenant teilnahm. Am 2. August 1864 berichtet er sehr kritisch vom Feldzug durch Louisiana und Texas und nimmt Bezug auf Äußerungen seines Bruders über die Situation in Deutschland:

„Ja lieber Bruder ihr sprecht wohl von üblen Zeiten, draußen aber Zeiten, wie wir sie hier jetzt in dem sonnigen Amerika haben, könnt ihr doch nicht von mitreden, ihr habt doch Ruhe und Gesetz im Lande, wenn auch [--- ---] Unruhe mit Daenemark, was aber gewiß bald entschieden werden wird. Dieser elende Krieg hier in Amerika wo ich leider so persönlich mit einbegriffen bin ist ein ganz anderer, es handelt sich hier um die Stimme des Volkes Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ob dieses jedoch durch das hinmetzeln von Millionen von Menschenleben geschehen kann, darüber schwebt noch ein sehr dunkler Schleier.“³¹²

Sydow weist dem Amerikanischen Bürgerkrieg eine höhere Bedeutung zu, als dem deutsch-dänischen, da es um nichts weniger gehe, als dem Verlangen der Bevölkerung gerecht zu werden. Die Rolle der Sklaverei blendet er hingegen aus.

Seine Einschätzung des Ausmaßes des Bürgerkriegs und seiner Auswirkungen auf die Bevölkerung wurde mittlerweile von geschichtswissenschaftlichen Vergleichsstudien bestätigt. Während der Krieg zwischen Preußen und Dänemark für den Großteil der Bevölkerung zwar eine symbolische Bedeutung hatte, waren die persönliche Verwicklung in das Kriegsgeschehen

³¹² Dieses Zitat und die folgenden: *Christian Sydow*: Brief vom 2.8.1864. FBG, DABS, Birkner/Sydow.

und die Folgen für den Alltag äußerst gering. Der Amerikanische Bürgerkrieg hingegen wurde bereits mehrfach als Archetyp des totalen Kriegs oder auch als erster moderner Krieg deklariert. Dabei lag gerade in der Verknüpfung aus zentralistischer Steuerung durch Lincoln, der als Oberbefehlshaber in Washington saß und per Telegraph kommandierte, modernisierter Waffentechnik und Rekrutierung der gesamten Bevölkerung bei überholter Truppenführung das besondere Merkmal und gleichzeitig der Grund für die verheerende Brutalität des Amerikanischen Bürgerkriegs.³¹³ Insofern lag Sydow mit seiner Vermutung ganz richtig, dass sein Bruder sich das Kriegsgeschehen in den USA nicht vorstellen könne.

Das konnte auch nicht durch das gute Einkommen der Truppen wettgemacht werden, zumal die massive Inflation die Besoldung wieder relativierte. Letztlich war für Sydow jedoch an alltägliche Zerstreung ohnehin nicht zu denken, da er *„in mehrere verschiedene blutige Schlachten gewesen“* sei und nicht damit gerechnet habe, *„daß ich würde mit dem Leben davon kommen.“* Als Infanterist des 27. Regiments aus Iowa (diese Information lässt sich aus einem späteren Brief gewinnen) hatte er an der *Schlacht bei Pleasant Hill* in Louisiana am 14. und 15. Juli 1864 teilgenommen. Diese gilt als eine der blutigsten im Amerikanischen Bürgerkrieg, es seien 18 Mann aus seiner Kompanie und 91 aus dem ganzen Regiment gefallen. Sydow berichtet, *„es waren Momente wo die Leute an meiner linken und rechten Seite so niedergeschossen wurden, daß man auf mehreren Plätzen sie 4-5 Mann hoch liegen sah.“* Bei der zweiten Schlacht beziffert er die Opfer insgesamt auf *„über 3 Tausend todte und Verwundete [...] denn die Kugel kamen so dicht wie Hagelregen.“* Diese Eindrücke verarbeitet Sydow im folgenden Abschnitt des Briefs mit poetischen und emotionalen Anwandlungen:

„Allein ich denke, wenn die Noth am größten ist, so ist Gottes hülfe am nächsten. Ich ging am Abend über ein theil des Schlachtfeldes, es war Mondschein und ich konnte alles ziemlich deutlich sehen, glaube lieber Bruder es war jammer erregend zu sehen wie die armen Leute verstümmelt halb tod darlagen, ich wünschte nie wieder einen solchen Anblick zu sehen. Diese Schmerzenstöne, die man in diesem Kriege in den unzähligen Schlachten fast täglich hört gehen nicht ohne Aufregung vor meiner Seele vorüber; und doch kann man dem Ziel nicht näher kommen – daß dieser Krieg ein Ende nimmt – du kannst dir denken lieber Bruder, daß man bei all solchen Grausamkeiten fast das Gefühl gegen die Menschheit verlieren müßte. Oftmals denke ich wenn man tod und vergessen wäre, man wäre viel besser ab, und doch ist das Leben, wenn

³¹³ Vgl. Michael Hochgeschwender: Der amerikanische Bürgerkrieg. 2. Aufl. München 2013, S. 7ff.; Wolfgang J. Helbig (Hrsg.): Deutsche im Amerikanischen Bürgerkrieg. Briefe von Front und Farm 1861 - 1865. Paderborn 2002, S. 269f.

auch mit Müh' verbunden, doch so süß - ! Oftmals denk ich zurück nach der süßen friedlichen Heimath wie alle meine Brüder, so in der Nähe ihr Brod essen können, wenn auch nicht goldene Berge dort zu erobern sind, so kann man doch immer noch nach gethanner Arbeit seinen ermüdeten Körper ruhig ausruhen [...].“

Diese Grausamkeiten versetzten ihn in die Vergangenheit in seiner wohlbehüteten Heimat zurück. Das Ziel des Kriegs, das wahre Bestreben der Unionstruppen, das, wofür Sydow kämpfte, bleibt indessen unerwähnt. Das ändert sich allerdings in den nächsten Briefen. Am Rande erfährt man allerdings noch, dass er am *„20th August 1862 [...] unter die Soldaten ging [...].“*

Gut sechs Wochen später, am 12. September 1864, vertieft Sydow seine Ansichten über den Bürgerkrieg, zeigt sich bewegt von der Veränderung Amerikas durch den Krieg:

„Wo man Freudentöne hören konnte schallen jetzt Kriegsgeschrei aus dem Munde jedes Sterblichen. [...] es scheint, als wäre dieser elende Krieg eine Fügung höherer Macht. [...] Es scheint jedoch, je länger ich bei den Soldaten bin, je besser liebe ich die Beschäftigung, dazu kömmt aber die Gesinnung, daß ich dazu hinstrebe die Sklaverei hier in Amerika ausgerottet zu sehen.“³¹⁴

Für Sydow erschienen die USA, die er kennengelernt hatte, im Begriff, sich aufzulösen. Da es ihn offensichtlich überforderte, in den Grausamkeiten des Kriegsgeschehens einen Sinn zu finden, begriff er den Bürgerkrieg als schicksalhaftes Ereignis, was mit den religiösen Anklängen des letzten Briefs korrespondiert. Dadurch gelang es ihm, sich in seine Rolle des Sklavenbefreiers zu fügen und dem Krieg eine Bedeutung auf der Handlungsebene einzuschreiben. In diesem Sinne legte er schließlich sein Examen zum Lieutenant ab, auch als *„Sicherung meiner Zukunft“*: er *„erhalte jetzt als Officier 105½ Dollar den Monat“*, ein außerordentlich gutes Gehalt.

Am 24. März 1865 schrieb Sydow wieder aus Mobile, Alabama. Er gesteht, wie viel Trost es spende, sich an seine Familie wenden zu können, wenn *„man allein in einer fremden, ja bösen Welt dasteht“*.³¹⁵ Dabei spricht er voller Stolz davon, *„dieses große Land gegen einen erz Feind frei schlagen zu helfen.“* Wiederholt bekennt sich Sydow zur Abschaffung der Sklaverei, die erst seit Neujahr 1863 erklärtes Kriegsziel der Union war und die er nun erstmalig als

³¹⁴ Dieses und das folgende Zitat: *Christian Sydow*: Brief vom 12.9.1864. FBG, DABS, Birkner/Sydow.

³¹⁵ Dieses und das folgende Zitat: *Ders.*: Brief vom 24.3.1865.

Befreiungskampf konnotiert. Dabei hatte er allerdings nicht die Sklaven als Individuen im Blick, sondern die Befreiung Amerikas von einem schweren Makel. Er bedient eher einen ethischen Patriotismus als einen empathischen und solidarischen Emanzipationskampf. Nicht das Individuum, der betroffene Andere steht im Mittelpunkt seiner Motivation, sondern das Bild der Nation, mit der er sich identifiziert.

Das bestätigt er, als er kurz nach Ende des Kriegs, am 23. Juni 1865, aus Montgomery, Alabama schreibt, „*man kann jetzt mit Recht sagen Amerika ist jetzt ein freies Land geworden, Sklaverei ist abgeschafft. Der Handel mit Menschenfleisch ist glücklicherweise außer mode gekommen.*“³¹⁶ Die Schicksale der Schwarzen streift er nicht mehr wie noch in den anfänglichen Briefen, sondern assoziiert die Freiheit einzig als national-kulturelles Gut. Seinen Beitrag dazu habe er noch bis zum 9. April an vorderster Front geleistet, wie er in seinem Bericht über das Kriegsende schreibt:

„Der eigentliche Kampf dauerte nicht lange, die elenden Subjecte mußten sich ergeben, und das Beste wir hatten ihnen die Flucht abgeschnitten und mußten sich daher alle gefangen geben. Der Verlust an Todte und Verwundete war an beiden Seiten ziemlich groß – dies war ein köstlicher Moment. Worte kann ich nicht finden, dir diesen Augenblick zu schildern [...]; allein Sieger zu werden, war unser Ziel und Gott sei gedank wir sind es geworden. Diese am 9th April bei Ft. Blakely geschlagene Schlacht ist anerkannt die letzte Schlacht in dieser blutigen Revolution gewesen.“

Tatsächlich fand die *Schlacht von Fort Blakely* Stunden nach der Kapitulation Robert E. Lees und seiner Truppen in Appomattox statt und wird oft als letztes großes Gefecht des Bürgerkriegs eingeordnet. Die Verluste auf Seiten der Konföderierten waren immens, schätzungsweise 2.900 von 4.000 konföderierten Soldaten wurden verwundet oder starben.³¹⁷ Sydows süffisanter Kommentar erscheint vor diesem Hintergrund pietätlos, und auch die Entkopplung des Siegs von den Kriegszielen irritiert zunächst. Doch bringt beides letztlich seine große Erleichterung auf den Punkt, diesen brutalen Krieg überlebt zu haben. Nun sei es aber an der Zeit „*wieder das Zivilleben [zu] versuchen*“, der gute Verdienst könne nicht über die körperliche Überanstrengung hinwegtäuschen und außerdem sei ein Offiziersleben in Friedenszeiten „*ein zu glänzendes Bummlerleben*“. Die Freiheiten, die er gewonnen hätte, passten anscheinend nicht in sein Weltbild, und so suchte er sich neue Arbeit.

³¹⁶ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom 23.6.1865.

³¹⁷ *Mike Bunn*: Artikel „Battle of Fort Blakely“, in: Encyclopedia of Alabama online. [<http://www.encyclopediaofalabama.org/article/h-3718>; zuletzt abgerufen am: 12.12.2019].

Sesshaftigkeit und Lebensabend

Nach seinem Austritt aus der Armee im September 1865 habe er in Counover, Iowa ein zweistöckiges Haus mit Ladengeschäft errichten lassen und betreibe nun seit November einen Kaufmannsladen.³¹⁸ Kurz darauf, am 1. Januar 1866, heiratete Sydow eine junge Französin und gesteht, er „*fühle, als hätte ich eine heimath.*“ Die Auswanderung, sein rastloses Leben in den ersten Jahren auf amerikanischem Boden, gefolgt vom Bürgerkrieg, hatten ein Heimatgefühl scheinbar lange nicht aufkommen lassen. Und so bestätigt Sydow die Annahme, dass Heimat nicht rein geographisch oder politisch verstanden werden kann, sondern auch über soziale Bindung und damit emotional definiert wird. Die Besonderheit dieser Verbindung war Sydow durchaus bewusst: „*Meine Frau und ich haben schon oftmals darüber gelacht wie einig ein Preuße und ein Franzose werden können, über alle solche nationale Verschiedenheiten denkt man hier in Amerika nicht so ernstlich nach.*“ Während sich in Europa der Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland verschärfte, nationale Töne eher auf Abgrenzung denn auf Annäherung setzten, statuierte Sydow in den USA ein Exempel, das durchaus auf einer größeren Handlungsfreiheit gründete.³¹⁹ Im Einwandererland lösten sich sukzessive die engen – geographischen und kulturellen – Grenzen auf, und Menschen aus verschiedensten Ländern kamen sich näher. Ganz so selbstverständlich, wie Sydow es ausdrückt, war es unterdessen nicht. Man erinnere sich nur an die Konflikte zwischen Protestanten und Katholiken im Falle einer interkonfessionellen Hochzeit, wie sie bei Henriette Bruns angeklungen waren. Und doch war die Möglichkeit gegeben, als Preuße eine Französin zu heiraten, ohne dafür geschmäht oder gar geächtet zu werden – ein deutlicher Zugewinn persönlicher Freiheit.

Im nächsten Brief vom 30. August 1867 betont er nochmal, dass er nun „*mehr eine Heimath*“ habe und ihm Amerika, als er „*herum irrte*“, nicht gefallen habe.³²⁰ Er habe allerdings „*verschiedene große Verluste im Geschäfte*“ hinnehmen müssen, man habe aber nun „*Gott sei gedank [...] auch soweit unser bischen Brod.*“ Er handele nun mit Getreide, was für einen Ausflug nach Europa jedoch momentan nicht genug Ertrag bringe – er fügt sich aber fromm seinem Schicksal: „*allein der Mensch denkt und Gott lenkt.*“ Dieser aus dem Alten Testament abgewandelte Spruch klingt für einen „freiheitsgeprüften“ jungen Mann recht fatalistisch, sollte angesichts der starken religiösen Durchdringung der Gesellschaft und des Sprichwortcharakters aber nicht zu hoch bewertet werden.³²¹

³¹⁸ Vgl. *Christian Sydow*: Brief vom 16.9.1866. FBG, DABS, Birkner/Sydow.

³¹⁹ Vgl. *Michael Jeismann*: Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918. Stuttgart 1992.

³²⁰ Dieses Zitat und die folgenden: *Christian Sydow*: Brief vom 30.8.1867. FBG, DABS, Birkner/Sydow.

³²¹ Sprüche 16, 9: „Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg; aber der HERR allein lenkt seinen

Erfreulich ist hingegen, dass das junge Paar am 9. November 1866 eine Tochter bekam, die zweite Tochter hingegen starb nach wenigen Stunden, wie Sydow im folgenden Brief vom 28. Juni 1868 berichtet.³²² In diesem Schreiben ermutigt er seinen jüngeren Bruder Wilhelm, auch nach Amerika zu kommen. Er würde einen guten Landwirt abgeben und müsse nicht so viel reisen und durchmachen, wie Sydow selbst es getan habe – *„es war [...] mein Wille die weite Welt zu sehen, mein Wille war fest und unerschütterlich und war bereit mein Schicksal mit guten Muth zu tragen. [...] ich kann sagen, ich war selber daran Schuld [...].“*

Kurz vor Ende des Briefs erwähnt er noch, dass er durch einen ehemaligen Geschäftspartner *„einen Verlußt von circa drei Tausend Dollars“* erlitten habe.

Drei Monate später, am 20. September 1868, sagt er darüber, *„daß ich fast alles verlor was ich auf der Welt hatte.“*³²³ Die Krise sei aber nun überwunden, und er habe *„keine saure Miene dazu gemacht.“* Im Übrigen geht auch aus diesem Brief hervor, dass seine Eltern wohl im Raum Templin wohnten.

Der nächste Brief datiert auf den 28. März 1869. Sydow erzählt, dass er im *District* seines Wohnorts Conover *„als Land=Assessor gewählt worden“* sei.³²⁴ Seine Aufgabe sei es nun, zwei Monate lang im District herumzureisen, *„Grundeigentum und Privatvermögen abzuschätzen, um darnach die Abgaben zu regulieren [...].“* Das vertrage sich zwar schlecht mit seinem Geschäft, *„doch was soll man machen! man muß sich in einer freien Republik auch dem Willen des Volkes ergeben.“* Es kommt wieder sein staatszentriertes, kollektivistisches Freiheitsverständnis zum Ausdruck. Der kollektive Wille schlägt ganz selbstverständlich den Willen des Einzelnen, womit Sydow auf ein zentrales Dilemma der liberalen Freiheitsidee verweist.

Sein Bruder Wilhelm scheint noch immer mit dem Gedanken gespielt zu haben, nach Amerika auszuwandern. Sydow möchte ihn nicht dazu ermuntern, *„weil es manchmal üble Folgen“* habe. Viele fühlten *„sich in der ersten Zeit nicht heimisch“*, weil sie oft *„mit überspannten Ideen herkommen“* würden. Es sei eben *„keine Vergnügungsreise“* und unter Umständen könnten *„auch lebensgefährliche Momente eintreten.“* Allerdings könne man auch nicht leugnen, *„daß die Aussichten nur namentlich für junge arbeitslustige Leute hier besser sind [...]. der Mensch kann sich hier in Amerika wenn er gesund ist leicht und schneller eine Heimath gründen wie draußen.“* Er folgt damit weitgehend dem Narrativ des *Self-made man*, das nicht zuletzt durch die Autobiographie Benjamin Franklins zu einem zentralen Ethos der

Schritt.“ Lutherbibel, 2017. [<https://www.bibleserver.com/bible/LUT>; zuletzt abgerufen am: 21.12.2019].

³²² Christian Sydow: Brief vom 28.6.1868. FBG, DABS, Birkner/Sydow.

³²³ Ders.: Brief vom 20.9.1868.

³²⁴ Dieses Zitat und die folgenden: Ders.: Brief vom 28.3.1869.

Amerikaner geworden war.³²⁵ Auch verknüpft er Heimat mit der Idee einer Existenzgründung, nicht primär mit der reinen Auswanderung oder, wie festgestellt, mit der Familiengründung.

Der letzte überlieferte Brief vor einer neunundzwanzig Jahre währenden Unterbrechung im Schriftverkehr stammt vom 1. Februar 1870 und Sydow berichtet, dass er „*hier in der neuen Heimath Familienvater geworden*“ sei.³²⁶ Seine Tochter Hedwig sei nun schon sechs Monate alt, und es gefalle ihm „*von Zeit zu Zeit immer besser*“, er lebe mit seiner „*lieben Frau [...] überaus glücklich u. zufrieden [...]*.“ Die enge Verknüpfung von Heimat und Familie wird getragen vom Glücksempfinden. Und doch könne er seinem Bruder nicht ohne weiteres zu einer Reise nach Amerika raten. Es sei „*am Besten, wenn ein Jeder nach seinem eigenen Willen handelt, [...] doch ich will die Hoffnung nicht aufgeben, dich oder alle meine Brüder noch hier im freien Amerika [...] die Hände reichen zu können, alles steht beim lieben Gott.*“ Er betont nun noch einmal den freien Willen, die Eigenverantwortlichkeit des Individuums auf der einen aber auch den freien Staat auf der anderen Seite. Über allem steht eine rudimentäre Religiosität, ein durch Gott gelenktes Schicksal. Diesen Widerspruch löst Sydow nicht auf.

Im weiteren Verlauf des Briefs geht Sydow noch einmal auf den Bürgerkrieg und die Sklaverei im Besonderen ein. „*[D]er Deutsche sowie jeder gefühlvolle Mensch*“ könne sich an die Tatsache, dass „*menschliche Wesen Gegenstand des Handels*“ waren, „*nie gewöhnen [...]*.“ Nun aber sei „*der Schwarze (Neger) [...] ein freier Mensch geworden [...]*“ weshalb nun auch mehr Europäer in die Südstaaten gehen würden. Hier zeigt sich Sydow nun doch wieder von seiner empfindsamen Seite und rückt das individuelle Schicksal der Afroamerikaner deutlicher in den Mittelpunkt als das Ansehen des Staates, mit dem er sich identifiziert.

Aus dem Jahr 1899 stammt der letzte Brief Christian Sydows.³²⁷ Am 11. Dezember schrieb er auf Briefpapier, dessen Kopf folgendes sagt:

C. Sydow

Dealer in Produce and Live Stock,

also

Proprietor of the „Alma Sydow Strawberry Plant.“

Es scheint, als habe er sich mit seiner Familie eine gute Existenz aufgebaut, beklagt aber seinen schweren Rheumatismus, der in den letzten zehn Jahren viel Leid gebracht und ihn ans Bett gefesselt habe. Er habe „*schon ein heiden Geld verdoctoret*“ und sei unter anderem

³²⁵ *Irvin G. Wylie: The Self-Made Man in America: The Myth of Rags to Riches. New Brunswick 1954.*

³²⁶ Dieses Zitat und die folgenden: *Christian Sydow: Brief vom 1.2.1870. FBG, DABS, Birkner/Sydow.*

³²⁷ Alle folgenden Auszüge: *Ders.: Brief vom 11.12.1899.*

für zwei Monate in Wisconsin gewesen, um Heilbäder zu nehmen. Das spricht für eine sichere Existenzgrundlage, die er sich zunächst als Holz- und Getreidehändler, später mit seiner Erdbeerplantage erwirtschaftet hatte.³²⁸ Jedoch überwiegen die schlechten Nachrichten. Er betrauert den Tod seiner Ehefrau, die am 8. Juli 1890 gestorben war, und seiner ältesten Tochter Bertha, gestorben am 12. November 1896. Der Brief unterstreicht damit allerdings, dass die Schreibabstände immens waren.

Das Bild des reiselustigen Abenteurers ist nun dem eines leidgeplagten, einsamen alten Mannes gewichen, und so endet die Briefserie ohne weitere Eindrücke von Freiheits- oder Glücksempfinden. Christian Sydow starb im Dezember 1902 im Alter von 69 Jahren.

5.3 Das Freiheitskonzept Christian Sydows

Sydows erste Jahre in den USA waren geprägt von einer Pioniermentalität und er nutzte die Freizügigkeit exzessiv aus. Gelegentliche Anflüge von Heimweh beschäftigten ihn mehr als seine prekäre Existenz. Auch er betont in seinen Briefen die negativen Auswirkungen der Arbeit in geschlossenen Räumen und bevorzugt die Unabhängigkeit des Farmerlebens, verknüpft mit dem Topos der Arbeit in der „*freien Natur*“.

Die Bürgerkriegszeit offenbart eine Identifikation mit der amerikanischen Nation, die er nicht mit Sklaverei belastet sehen möchte. Bereits vor dem Krieg hat ihn die „*herzerreißende*“ Behandlung der Sklaven berührt, und auch nach dem Krieg zeigt er sich einfühlsam.

Seine militärische Karriere bringt ihm genügend Kapital ein, um zunächst ein Geschäft und später eine Erdbeerplantage aufzubauen. Er profitiert im letzten Lebensabschnitt eindeutig von der gewerbefreundlichen Wirtschaftspolitik und dem steigenden Konsum exklusiver Lebensmittel.

Sydow schmückt seine Erzählungen immer wieder mit abenteuerlichen Episoden und blickt selten zurück. Vermutlich ist sein Alter signifikant, denn mit 22 Jahren gehört er zu den jüngsten Amerikauswanderern, die für diese Studie zur Auswahl standen. Er scheint sich den Risiken seines anfänglichen Lebensstils durchaus bewusst gewesen zu sein, denn er rät wiederholt nur jungen Menschen, „*die nichts zu verlieren haben*“ zu einer Auswanderung in die USA. Obwohl er den Eindruck vermittelt, in den Tag hinein zu leben, hat er Prinzipien, ist zukunftsorientiert und bedient nicht selten das Narrativ des *Self-made man*. Als dieser ist er sich seines Willens durchaus bewusst und erkennt die Grenzen, die ihm gesetzt werden. Mal ist es die göttliche Fügung, die dann einzutreten scheint, wenn Sydow mit dem Sinnstiftungsprozess

³²⁸ Iowa Business Directory (wie Anm. 298), S. 294.

überfordert ist – wie im Bürgerkrieg. Dann betrifft es in romantisch aufgeladener, aber durchaus auch materieller Hinsicht die Wildnis, die bereits in anderen Auswandererzählungen semantisch mit Freiheit verknüpft wurde. In ideeller Hinsicht ist es das Dilemma, für eine freiheitliche Gesellschaftsordnung auch Verpflichtungen eingehen zu müssen, wie seine Wahl zum Landassessor. Beachtenswert erscheint, dass er sich keinem politischen Lager, weder in Deutschland noch in den USA zuordnen lässt, was seinen individualistischen Charakter unterstreicht, den er in den USA voll ausleben kann.

5.4 Forschungsprozess

Das Sample der biographischen Einzelfallanalysen soll nun mit einem weiteren Auswanderer abgeschlossen werden, der in den späten 1850er Jahren in die USA aufgebrochen war. Um dem Übergewicht der politisch motivierten Auswanderer etwas entgegenzusetzen, soll auf Grundlage der Vorauswahl die Briefserie eines religiösen, vorrangig aus wirtschaftlichen Gründen ausgewanderten jungen Mannes aus der Moselregion untersucht werden. Als Grautöne zwischen negativer und positiver oder anders ausgedrückt zwischen quantitativer und qualitativer Freiheit sollen insbesondere die Erfahrung und Wahrnehmung der Religionsfreiheit und das Verhältnis von Schicksal bzw. *göttlicher Vorsehung* und Freiheit bzw. freiem Willen in den Fokus rücken.

6. Franz Joseph Löwen

6.1 Biographie

Franz Joseph Löwen entstammte der Familie eines Nagelschmieds aus Alf an der Mosel.³²⁹ Im 19. Jahrhundert kam es in der Moselregion zu erheblichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die nach den Weinbauern auch vielen Handwerkern die Lebensgrundlage entzogen.³³⁰ Dieser Gruppe der Wirtschaftsauswanderer kann man Löwen zuzählen. Über sein Leben in Deutschland und seine Familie ist nur wenig bekannt. Er war – angeblich heimlich – über Belgien ausgewandert, möglicherweise, um dem preußischen Militärdienst zu entgehen. Ob er also auch politische Motive für eine Auswanderung hatte, ist schwer zu sagen, aber nicht ausgeschlossen. Unbekannt ist, wann er exakt ausreiste. Da er am 20. Juni 1857 in New York eintraf, wird er wohl im Frühjahr von der Mosel aufgebrochen sein. Er ließ sich in der Nähe von Detroit nieder, arbeitete als Holzfäller und heiratete 1865 Elisabeth Tholl, die ursprünglich aus Trier stammte, und mit der er zwölf Kinder bekam. Mit der Familie zog er zunächst nach Detroit, doch als das Holzgeschäft nicht mehr genug abwarf, gingen sie aufs Land und bewirtschafteten mehrere Jahre eine Farm, bevor er sich in den 1880er Jahren als Bauunternehmer – zusammen mit seinem ältesten Sohn Peter – erneut in Detroit niederließ. Löwen war Zeit seines Lebens frommer Katholik und in der amerikanischen Gemeindegemeinschaft aktiv. 1891 reiste er nach Deutschland zurück, nahm an der Wallfahrt zur Ausstellung des Heiligen Rocks in Trier teil und besuchte seinen Heimatort. Seine Frau starb 1897, er selbst 1906.

Die neun überlieferten Briefe liegen in transkribierter Form unter der *Signatur Bauer/Löwen* in der Forschungsbibliothek Gotha vor und sind ebenfalls Teil der *DABS*. Die Empfänger der Briefe sind Eltern, Geschwister, Schwager und Schwägerinnen, die in unterschiedlichen Konstellationen gemeinsam adressiert werden.

³²⁹ Ein Teil der Briefe wurde in der von Wolfgang Helbich herausgegebenen Edition *Briefe aus Amerika* abgedruckt. Ich stütze mich auf dessen akkurate Recherche und ziehe darauf aufbauende lokalthistorische Forschungen sowie über das Genealogieportal Ancestry.de gefundene Quellen heran. Helbich, Briefe (wie Anm. 12), S. 179ff.; Rolf Peters: Eine heimliche Auswanderung. „Was hätte ich wohl in der Alf erreichen können, der wilde unbändige arme Nagelschmieds Sohn“, in: Landkreis Cochem-Zell: (Hrsg.): Jahrbuch für den Kreis Cochem-Zell 2008, S. 44–46; Ancestry.com Operations (Hrsg.): Michigan, Marriage Records, 1867–1952. Provo 2015; Ancestry.com Operations (Hrsg.): Föderale US-Volkszählung 1900. Provo 2004.

³³⁰ Vgl. Helbich, Briefe (wie Anm. 12), S. 197; Richard Theisen: Die Weinbaukrise an der Mosel als Vorzeichen der Revolution von 1848, in: Heimatbuch 2008. Mayen 2008, S. 107–111, hier S. 107ff.

6.2 Analyse

Die Anfänge

Im ersten überlieferten Brief, der vermutlich noch 1857 geschrieben wurde, beschreibt Löwen seine Reise.³³¹ Er sei über Prüm in der Eifel, wo er bei einem Verwandten, Nikolaus Löwen, übernachtete, nach einem Ort namens Blumenhofen weiter gereist, wo er bei einem Bekannten unterkommen konnte. Von dort aus ging es weiter nach Spa und schließlich nach Antwerpen, von wo aus er in die USA aufbrach. Am 20. Juni 1857 lief sein Schiff in New York ein. Mit dem Dampfboot sei er nach Albany, New York gefahren und habe dort die Eisenbahn nach Buffalo genommen. Den letzten Streckenabschnitt zu seinem Ziel Wyandotte legte er erneut mit einem Dampfboot zurück und traf dort seinen früher ausgewanderten Bruder Peter, der ihn zunächst nicht erkannt habe. Peter und auch die gemeinsame Schwester Katharina waren wahrscheinlich 1855 ausgewandert.³³² Löwen berichtet kurz von seiner Arbeitssituation und dass es ihm gut gefalle. Um der Familie den Nachzug zu ermöglichen, verspricht er, Geld zu schicken, *„denn wenn ihr hier seid braucht ihr nicht mehr so im Kummer zu leben wie in Deutschland.“* Das deutet auf eine Auswanderung aus wirtschaftlichen Gründen hin.

Der nächste überlieferte Brief entstand im Oktober 1860 und ist mit der Ortsangabe *„Portage Lacke“* versehen, was wohl Portage Lake meint, eine kleine Stadt im nördlichen Michigan, ca. 220 Meilen Luftlinie von Löwens letztem Aufenthaltsort Wyandotte entfernt. In diesem Brief finden sich Löwens erste Gedanken zur Freiheit. Bereits seine Auswanderung wäre keine freiwillige gewesen, wie er in einem seiner Schwester Margaretha gewidmeten Abschnitt schreibt:

*„Jedoch es steht nicht in jedem Menschen seinem Willen zu thun wie er will oder wie er es gern täte. Nein, er muß auch manchmal gegen seinen Willen handeln, in so fern es die Umstände mit sich bringen, oder in so fern er denkt es könne besser für ihn sein. So bin ich denn auch von meinen Geschwistern fort in der Hoffnung einen besseren Platz für mich sowohl als für die andern zu suchen, denn ich bin noch ledig, kann noch ohne Umstände von einem Platz zum andern kommen, und verstehe mich auch am besten mit der englischen Sprache.“*³³³

³³¹ Franz Joseph Löwen: undatierter Brief, vermutlich von 1857. FBG, DABS, Bauer/Löwen.

³³² Helbich, Briefe (wie Anm. 12), S. 179.

³³³ Dieses Zitat und die folgenden: Franz Joseph Löwen: Brief vom 7.10.1860. FBG, DABS, Bauer/Löwen.

Seine Auswanderung begreift er eindeutig als Konsequenz äußerer – wenngleich zunächst nicht näher definierter – Umstände. Er glaubt an den freien Willen, gibt jedoch zu bedenken, dass man diesem nicht immer folgen könne, sondern gegebenenfalls auch entgegen diesem handeln müsse. Das klingt nach materialistischer Philosophie, vor allem angesichts der folgenden wirtschaftlichen Begründung für die Auswanderung, sollte aber eher als Fähigkeit zur Reflexion gewertet werden, denn dass man es mit einem intelligenten jungen Mann zu tun hat, zeigt seine Ausdrucksweise und seine Selbsteinschätzung, gut Englisch sprechen zu können. Überraschend ist jedoch die Relativierung der Bedeutung von Freiheit, die nun folgt und stark nach Rechtfertigung klingt:

„Du hast wohl geglaubt ich wäre vielleicht wegen Streitigkeit oder wegen Erlangung mehrerer Freiheit fortgegangen. O nein Du hast Dich geirrt, ich ging von Deutschland wohlwissend was ich tat, was für eine Reise ich antrat und wohlwissend und überlegt was ich hinter mir ließ. [...] Mein einziger Endzweck war das Wohl unserer ganzen Familie und diese folgte mir noch bis auf diese Stunde. Auch ging ich nicht allein nach Amerika für mein Leben zu machen. Ich wollte auch was sehen, was erfahren oder was erlernen was mir vielleicht zum größeren Nutzen sein könnte. Auch bin ich verständig und erfahren genug um zu wissen was ich zu tun habe um als ordentlicher Mensch in der Welt forzukommen und um zu wissen was recht und unrecht ist.“

Wie der vermeintliche Vorwurf, „wegen Erlangung mehrerer Freiheit“ in die USA gegangen zu sein, in die Welt gekommen ist, kann ohne die Briefe der Gegenseite nicht rekonstruiert werden, doch auch politische Motive – wenngleich er sie verneint – sollte man nicht ausschließen. Ebenfalls ist die Befreiung vom Militärdienst durch eine Flucht denkbar, zumal man sich in der katholisch geprägten Rheinprovinz nicht gerne mit dem protestantisch-preußischen Regime arrangierte, wie man auch in anderen Briefserien lesen kann. Vor allem die zweite Hypothese wird im weiteren Verlauf des Briefs gestützt:

„[...] der Gedanke allein an preußische Obrichkeit erregt schon Zorn in mir. Wie sollt es gehn wenn ich müßt, das freie Leben in Amerika gewohnt, preußischer Soldat sein, mich von jedem kommandieren lassen, es würde gewiss das größte Unglück für mich sein, denn dabei bleiben würde ich nicht. Es ist einem jeden sein Los beschieden und was sein soll geschieht. Der Herr ist unser Führer und es fällt kein Haar aus Eurem Haupte ohne des Herrn Wille.“

Auch bei Löwen findet sich die Idee der *Sozialisation zur Freiheit*, er stellt die Bedeutung von erfahrungsbedingter Erwartung heraus: einmal in Freiheit gelebt, lässt der Anspruch an den gesellschaftlichen Referenzrahmen eine Rückkehr nicht mehr zu. Es ist durchaus beachtlich, dass sich dieser Gedanke durch das heterogene Sample zieht und er sollte als erster Aspekt der folgenden Globalanalyse vertiefend untersucht werden.

Neben der Ablehnung des preußischen Staates findet sich auch bei Löwen die Unterwerfung unter das gottgegebene Schicksal, das in anderen Briefserien bereits unter dem Begriff der *Vorsehung* als Strategie zur Schicksalsbewältigung ausgemacht werden konnte. Er demonstriert somit explizit das Zusammendenken von Schicksal und Freiheit, was für ihn keinen Widerspruch darstellt. Am Ende des Briefs kommt er noch einmal auf die schicksalhafte Trennung zu sprechen, in dem er sich an seine Eltern wendet und zugleich wichtige Einblicke in die Beziehung zu seinen Eltern und in seine Persönlichkeit gibt:

„In der Ferne habe ich erst Eure Liebe und Werth recht empfunden; O wie sehr reuet es Mich, Euch ofters beleidigt, Euch ofters hart behandelt zu haben, jedoch, Ihr werdet Eurem Sohne, der um Verzeihung aus der Ferne zu Euch flehet, auch gerne alles vergeben, was er aus Unwissenheit Unrecht zu Euch gethan hat. Weinet nicht über das Schicksal das uns getrennt hat, denn es war der Wille Gottes und ich liebe Euch ja umso mehr und der Gott der uns getrennt hat, wird uns dereinst wieder vereinen. Kränket Euch nicht um mich, denn wer auf Gott vertraut wird nicht zu Grunde gehn.“

Nun erscheint auch eine Auswanderung aus persönlichen Gründen plausibel. Die mögliche Konfliktlage muss unbedingt weiter berücksichtigt und, wenn möglich, aufgeschlüsselt werden. Dass er unter dieser Trennung gelitten hat, drückt er in einem Brief vom Januar 1862 aus. Der Gedanke an seine Familie sei, *„als ging ich in meinen Tod.“*³³⁴

Derweil habe er als Holzfäller trotz der wirtschaftlichen Rezession noch immer ein geregeltes Einkommen. Die Wirtschaftslage war kriegsbedingt, und was bei vielen Auswanderern Gegenstand umfangreicher Einlassungen war, beschäftigte Löwen nicht weiter: *„Was den Krieg anbelangt so wird hier weniger davon gesprochen und gefürchtet als in Europa.“* Das ist eine bemerkenswerte Feststellung, zumal er *„die Zeitungen immerfort“* gelesen habe und zumindest in Bezug auf den Bürgerkrieg *„ziemlich Bescheid“* wisse. Das klingt widersprüchlich und wirft die Frage auf, welche Zeitungen Löwen gelesen haben mag, denn der Bürgerkrieg

³³⁴ Dieses Zitat und die folgenden: *Ders.*: Brief vom 17.1.1862.

erzeugte eine bis dato unbekannte mediale Öffentlichkeit.³³⁵ Er unterstreicht sein Wissen damit, dass er oberflächlich gewissermaßen auf Randphänomene anspielt: „*So wie es hieß wollte auch England mit den Vereinigten Staaten Krieg.*“ Er meinte wohl die *Trent-Affäre*, bei der ein amerikanisches Schiff ein britisches auf offener See anhielt, um zwei Südstaatendiplomaten auf dem Weg nach Europa festzunehmen. London drohte mit Krieg und verhängte ein Embargo auf das dringend zur Kriegführung benötigte Salpeter, das zur Ausfuhr aus dem Königreich bereits im Hafen lag. Es folgte eine Entschuldigung und die Freilassung der beiden Diplomaten von Seiten der Union, um die Krise beizulegen.³³⁶

Über Löwens Position zur Sklaverei erfährt man nichts – vermutlich kann man ihn nicht den Abolitionisten zuzählen, die aus ihrer Einstellung zumeist keinen Hehl machten und sich – wie gezeigt werden konnte – mit missionarischem Eifer für die Befreiung der Sklaven einsetzten. Überhaupt schien sich Löwen recht wenig um die politischen Zustände zu kümmern und legte eine gewisse Skepsis gegenüber dem Pressewesen an den Tag: „*ich denke die europäischen Zeitungen verstehn das Lügen so gut wie die Amerikaner.*“

Dass er von den USA trotzdem ein positives Bild hatte, zeigt ein Brief aus dem Frühjahr 1868. Er kritisiert, dass seine Schwester Margarethe schlecht über die USA denke. Doch „*ihre schrecklichen Einbildungen würden ihr vergehen von Amerika, sie würde staunen und ausrufen, ein solchen Glauben und solche Andacht hätte ich mir nicht vorgestellt in Amerika zu finden.*“³³⁷ Die immer wieder durchscheinende Religiosität scheint ein Faktor für Löwens Wertschätzung der USA gewesen zu sein, die wirtschaftlichen Chancen ein weiterer. Daran hat auch seine zweimonatige Arbeitslosigkeit nichts geändert, er sei „*jetzt wieder gut beschäftigt und in 4 Wochen ist der Schaden wieder gut gemacht.*“ Übrigens erfährt man in dem Brief ganz nebenbei, dass Löwen „*Frau und Kind habe*“, was er aber nicht näher ausführt. Aus amerikanischen Heirats- und Sterberegistern kann man entnehmen, dass er im Oktober 1865 die aus Trier stammende, sieben Jahre jüngere Elisabeth Tholl geheiratet hatte, nachdem bereits im September 1865 ihre erste gemeinsame Tochter Katharina auf die Welt gekommen war.³³⁸

³³⁵ Vgl. dazu: The News Media and the Making of America, 1730-1865. News and the Civil War. [Online unter: <http://americanantiquarian.org/earlyamericannewsmedia/exhibits/show/news-and-the-civil-war>; zuletzt abgerufen am: 12.12.2019].

³³⁶ *McPherson*, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 389ff.

³³⁷ Dieses Zitat und die folgenden: *Franz Joseph Löwen*: Brief vom 4.3.1868. FBG, DABS, Bauer/Löwen.

³³⁸ *Ancestry.com Operations*, Marriage Records (wie Anm. 329).

Umzug aufs Land

Über Löwens Freiheitsvorstellungen erfährt man im nächsten überlieferten Brief aus dem Jahr 1877 Näheres. Zunächst weist er darauf hin, dass er Detroit nach 15 Jahren verlassen habe und nun eine Farm in Maple Grove, 105 Meilen von Detroit entfernt, betreibe. Es sei zwar momentan alles sehr teuer und im letzten Jahr seien auch die Geschäfte nicht sonderlich gut gegangen, trotzdem denke er, *„meine Geschwister hätten doch besser gethan wenn sie nach Amerika ausgewandert wären, allein vielleicht würde es Ihnen nicht einmal hier gefallen, denn es gibt auch hier Leute, welche wie die alten Juden immer noch bei vollen Fleischtöpfen wider Gott und dieses freie fruchtbare Land murren und klagen. Europa wäre schon öfters beinahe verhungert, wenn die vollen Fruchtkammern Amerikas sich nicht für sie öffnen würden. Was hätte ich wohl in der Alf erreichen können der wilde unbändige arme Nagelschmieds Sohn. In Deutschland gibt es ja nichts anderes als Menschenknechter und Sklaven.“*³³⁹

Nicht nur Löwens leidenschaftlicher Freiheitsdrang bricht sich hier Bahn, auch ein kleiner Einblick in seine soziale Herkunft als der *„arme Nagelschmieds Sohn“* wird gewährt. Seine Erwartungen an eine freie Gesellschaft scheinen sich erfüllt zu haben, doch es bleibt nebulös, ob er primär aus wirtschaftlichen oder doch auch aus politischen Gründen ausgewandert war – *„Menschenknechter und Sklaven“* kann sich auf viele Bereiche beziehen: wirtschaftliche Abhängigkeit, politische Unterdrückung, religiöse Bevormundung, familiäre Autorität. Sein Charaktermerkmal der Unbändigkeit weist jedenfalls auf die narrative Konstruktion einer um die persönliche Freiheit herum zentrierten Lebensgeschichte hin. Gewiss mag auch eine Spur Ironie in dem Begriff liegen, wenn man den hintergründig schwelenden Konflikt mit seinen Geschwistern und Eltern bedenkt.

Antijüdische Vourteile kann man aus der unglücklichen Bibelanspielung herauslesen. Im zweiten Buch Mose heißt es: *„Und die Israeliten sprachen: Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben durch des HERRN Hand, als wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten Brot die Fülle zu essen. Denn ihr habt uns dazu herausgeführt in diese Wüste, dass ihr diese ganze Gemeinde an Hunger sterben lasst.“*³⁴⁰ So wie Löwen es darstellt, vergleicht er die unzufriedenen Deutschen mit den in Ägypten gefangengehaltenen Juden und bedient das Stereotyp jüdischen Wohlstands.³⁴¹ Davon abgesehen, war die Situation tatsächlich völlig konträr. Die

³³⁹ Dieses Zitat und die folgenden: *Franz Joseph Löwen*: Brief vom 20.5.1877. FBG, DABS, Bauer/Löwen.

³⁴⁰ 2. Buch Mose, 16,3, Lutherbibel 2017 (wie Anm. 321).

³⁴¹ Artikel „Wirtschaftsantisemitismus“, in: *Wolfgang Benz* (Hrsg.): Handbuch des Antisemitismus.

Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 3: Begriffe, Theorien, Ideologien. Berlin 2010, S. 346–348.

Deutschen befanden sich mehr oder weniger freiwillig in den USA und beklagten sich zumeist darüber, dass es nicht zum Wohlstand reichte.

Politisch interessiert Löwen der Kulturkampf im Kaiserreich, der ihn als Katholiken, wenngleich als Auswanderer indirekt, auch persönlich betraf und stellt eine Beziehung zwischen dem Handeln Bismarcks und der göttlichen Vergeltung her. Dass er im Bilde war, belegt er damit – doch reichen ihm die Presseinformationen nicht: *„Seit langer Zeit melden die Zeitungen nichts Gutes mehr von Deutschland, drum möcht ich einmal wieder gerne etwas von Euch hören. Von ganzem Herzen wünsche ich, daß ihr alle treu bleibt der heiligen katholischen Kirche und fest steht im Kampfe gegen ihre Feinde.“*

Die katholische Kirche könnte, wie Löwen im Brief vom Neujahrstag 1879 zu bedenken gibt, das verbindende Element der Familie sein, denn man sei *„ein zerstreutes Geschlecht, [...] nicht wert beisammen zu wohnen.“*³⁴² Hier schimmert wieder der Zwist zwischen den Zeilen durch, wenngleich er nicht explizit thematisiert wird. Dass der Brief an seinen Schwager und seine Geschwister gerichtet ist, erschwert die Rekonstruktion.

Über Löwen erfährt man, dass er mittlerweile einige Kinder hatte. Die beiden ältesten, die zwölfjährige Katharina und der zehnjährigen Peter, würden schon gut zur Hand gehen, was auch erforderlich erscheint, denn *„es war dieses Jahr eine reiche Ernte im ganzen Lande. [...] Von 2 bin ich auf 5 Stück Rindvieh [...]. Schweine habe ich die schönsten im ganzen Kreis. [...] Hier rinnt mehr Fett auf dem Spülwasser, als in Deutschland auf der Suppe und doch gefällt's nicht jedem, denn wer hier von Anfang an nicht mit wenigem zufrieden ist, der wird's auch nicht weit bringen.“*

Das klingt nach Schlaraffenland und hinterlässt den Eindruck, dass Löwen seine in Deutschland gebliebenen Geschwister zur Auswanderung bewegen möchte, Thema ist das immer mal wieder. Doch seine Frau Elisabeth bringt in ihrem – den nicht namentlich genannten Schwägern und Schwägerinnen gewidmeten – Abschnitt zum Ausdruck, dass es auch Mängel gibt: *„Wir haben jetzt schon dreimal das neue Jahr auf unserm Landsitz gefeiert, bis jetzt kann es uns doch noch nicht heimatlich gefallen weil wir nicht immer ein Priester haben der uns jeden Sonntag die heilige Messe liest, das verursacht uns noch großen Schmerz. Wir bekommen bloß jeden Monat heilige Messe weil hier in Michigan so große Mangel an Priester ist [...].“* Die Kirchen hatten großen Anteil an der Beheimatung der Auswanderer und waren in der Regel das Zentrum einer jeden Gemeinde.³⁴³ Welche Bedeutung Religion für die Löwen hatte, geht auch aus dem nächsten überlieferten Brief vom Januar 1880 hervor:

³⁴² Dieses Zitat und die folgenden: *Franz Joseph Löwen*: Brief vom 1.1.1879. FBG, DABS, Bauer/Löwen.

³⁴³ *Christiane Harzig*: Familie, Arbeit und weibliche Öffentlichkeit in einer Einwanderungsstadt:

Deutschamerikanerinnen in Chicago um die Jahrhundertwende. St. Katharinen 1991, S. 164; *Walter D.*

„Die Zeitungen bringen fortwährend traurige Nachrichten von Deutschland und dem übrigen Europa überhaupt. [...] Der Cultur Kampf ist noch nicht beendet und wird auch noch nicht sobald beendet werden, ausgenommen ein neuer Krieg steht wieder vor der Thüre. Bismarck unterhandelt nur zum Schein mit [dem] Papste, damit im Falle eines Krieges ihm die Gelegenheit offen bleibt, Frieden mit den Katholiken zu schließen denn alsdann brauch er sie ja wieder zum Dreinschlagen. Sollte darum heute oder morgen die deutsche Regierung Frieden schließen mit Rom und die unvernünftige Maigesetze außer Kraft setzen, so kann sich jedes deutsche Menschenkind darauf gefaßt machen, daß abermals ein grausiger Krieg losbrechen wird und dann o wehe Deutschland, denn ich fürchte daß das deutsche Reich das Ende seiner Tage erleben wird.“³⁴⁴

Auch bei Löwen findet man das Phänomen, dass sich einige Einwanderer offenbar intensiver mit der deutschen Politik auseinandersetzten als mit der amerikanischen. Ein konfessionelles Muster konnte nicht offengelegt werden, eher eine politische Vorprägung, die dann auch über die Parteinahme im Bürgerkrieg die dauerhafte Beschäftigung mit amerikanischer Politik gefestigt hatte. Es sollte bedacht werden, dass viele der deutschen Adressaten möglicherweise kein Interesse an amerikanischer Politik hatten und man sich eher auf die deutsche Politik als gemeinsames Interesse verständigen konnte. Im Übrigen wird auch von Löwen Europa adressiert und nicht Deutschland oder Preußen. Der wahrgenommene kulturelle Bruch schien also bei den meisten Auswanderern entlang kontinentaler und nicht regionaler Linien verlaufen zu sein.

Letztlich war Heimatverbundenheit und Heimweh ein entscheidender Faktor bei der Integration in die USA. Heimat, die, wie gezeigt werden konnte, oft ein soziales Gefüge darstellte, konnte durch Briefe weiterhin Teil der veränderten Lebenswelt bleiben. Wie emotional verbunden sich Löwen seiner Heimat noch fühlte, äußert sich im selben Brief. Er lässt gleich auch noch tiefer in die Verhältnisse seiner Herkunft blicken:

„Obschon ich schon 23 Jahre in Amerika bin so denke ich doch gerne der lieben Heimath, wo meine Wiege gestanden und wo ich trotz mancher Entbehrungen eine fröhliche Jugend verlebte. Gerne verweile ich in Gedanken bei meinen lieben

Kamphoefner: The Westfalians. From Germany to Missouri. Princeton/New Jersey 1987, S. 114.

³⁴⁴ Dieses Zitat und die folgenden: *Franz Joseph Löwen: Brief vom 25.1.1880. FBG, DABS, Bauer/Löwen.*

Geschwistern und Verwandten und meinen Jugend-Gefährten, sowie an den Grabhügeln meiner seligen Eltern. Dann schleicht sich ein stilles Wehe in mein Herz und wahr wird alsdann der Spruch – Ist's auch schön im fremden Lande, doch zur Heimath wird es nie. Doch auf einmal zieht an meinem Auge vorüber alle die Plage und Drangsal, denen man als armer, mittelloser, wenn auch ehrlicher Arbeiter dort ausgesetzt war. Nur dadurch konnte ich mich entschließen, die Heimath, die ja doch nicht alle ernähren konnte, zu verlassen.“

Das bestätigt einerseits das bereits mehrfach beobachtete soziale Heimatkonstrukt, andererseits die Idee der *Nostalgie*, als Sehnsucht nach einer örtlich wie temporal hinter sich gelassenen Heimat.³⁴⁵ Das Nachhängen seiner Jugenderinnerungen mag auch mit der hier deutlich formulierten wirtschaftlichen Auswanderung zusammenhängen, die beispielsweise nicht das hohe Antizipationspotential einer durch Repression bedingten politischen Auswanderung aufweisen konnte – viele 48er ersehnten die freie Gesellschaft in den USA und konnten sich über politische Identifikation auch gefühlsmäßig eine neue Heimat gründen. Bei den Randfiguren der Revolution, Degenhard als 30er und Gerstein als 48er, die ähnlichen Alters, ohne große politische Vorerfahrung und mit kaum Bedenkzeit ins Exil getrieben worden waren, konnte man gut die entgegenlaufenden Identifikationsprozesse noch formbarer Charaktere nachvollziehen: Scheitern an der Freiheit und deren Verdammung, Teilhabe an der Freiheit und deren Lobpreisung.

Das Zitat erweckt den Eindruck, beide Elternteile seien schon in Löwens Kindheit verstorben, doch sie starben beide erst 1866. Er besucht also in Gedanken die imaginierten Gräber seiner Eltern in der vergangenen Räumlichkeit seiner Erinnerung – das wirkt sentimental.

Derweil war seine Familie wieder gewachsen, man liest von mittlerweile acht Kindern und dass man den Schritt aus der Stadt hinaus aufs Land nicht bereut habe, da man die Familie hier wesentlich besser ernähren könne. Er habe sich in den letzten drei Jahren gut in die Landwirtschaft eingefunden, und „so werden wir uns hier baldigst eine schöne und sichere Heimath gegründet haben [...]“. Ob sich das Heimatgefühl in seinem Alter doch noch einstellte sollte weiter beobachtet werden.

Im nächsten, gemeinsam mit seiner Frau verfassten Brief vom 24. Februar 1881 ist der Ort mit „*Layton Corner*“ angegeben. Es habe jedoch kein Wohnungswechsel stattgefunden, man wohne nun seit vier Jahren dort. Diese „*engere Heimath [...] vergrößert und verschönert*

³⁴⁵ Susan J. Matt: *Homesickness. An American History*. New York 2011, S. 5, 25ff.

sich“ fortwährend.³⁴⁶ Man lebe dort mit 27 katholischen Familien aus Deutschland zusammen, „und jeder ernährt sich und die Seinigen auf seinem Grund und Boden, keiner ist eines Herren Knecht, und nach des Tages Last und Mühen, ist für jeden ein guter Tisch gedeckt.“ Das Freiheitsmotiv innerhalb der wirtschaftlichen Beweggründe der Auswanderung wird wieder deutlich. Dass das freiheitliche Wirtschaften auch Wohlstand mit sich brachte, belegen der Bau eines neuen Hauses und der Kauf einer „Getreide-Maschine zum Preis von 140 Dollar“ im folgenden Brief, vermutlich aus dem Jahr 1883.³⁴⁷

In diesem Brief ist Religion erneut Thema. Es gebe in ihrer Umgebung zu wenig Priester und ihre „kleine Herde“ sei „auf 25 englische Meilen von Protestanten verschiedener Schattierungen eingeschlossen. Die katholischen Kinder besuchen mit den andersgläubigen die so gefährlichen Staatsschulen wofür wir auch hier Steuer zahlen müssen.“ Auf die Nichtteilnahme am Amerikanischen Bürgerkrieg und den damit zusammenhängenden Vorwurf einer verlogenen Presse, der sich wohnortsbezogen wohl auf die Nordstaatenpresse oder bzw. und die deutsche, in den allermeisten Fällen sklavereifeindliche Presse bezogen haben dürfte, folgen nun Vorbehalte gegenüber einer Verzahnung von Protestantismus und Staat, die an seine Erfahrungen aus preußischer Zeit erinnern: hier offenbart sich die gegenseitige Ablehnung der beiden christlichen Konfessionen. So wie die *Know Nothings* die Unterwanderung der Demokratie durch Katholiken, befürchteten zumindest Teile der Katholiken eine Indoktrination durch den protestantisch geprägten amerikanischen Staat.

Als Konsequenz dieser Befürchtungen habe man unterdessen eine katholische Schule eingerichtet. „Alles ging von Anfang gut, allein der böse Feind sah mit Neid und Bosheit auf die junge Saat und er säte Zwietracht unter die eigenen Mitglieder. Da ich mit Leib und Seele an der katholischen Schule hing, so mußten wir viele Opfer bringen, viel Schmähungen ertragen [...].“ Schließlich habe man jeweils für mehrere Monate im Jahr einen Priester als Lehrer verpflichten können, der jedoch nicht dauerhaft blieb. Hinzu kam das Problem, dass mittlerweile 70 katholische Familien im Ort waren, „jedoch je mehr kamen, desto schlimmer wurde es, und die katholische Sache schien in einer Art Altkatholizismus auszuarten, In meiner Angst schrieb Ich an den hochwürdigsten Bischof“, der nun einen Priester auf Dauer gesandt habe. Das zeigt Löwens konservative Seite, denn die Altkatholiken waren „eine kleine Protestkirche bürgerlicher Bildung“ (Nipperdey), gegründet 1873 als Antwort auf den Ultramontanismus, der mit dem Ersten Vatikanischen Konzil 1870 durch das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit bei „Entscheidungen in Glaubens- und Sittenlehren“ einen Höhepunkt erreicht hatte.³⁴⁸ Die Suche

³⁴⁶ Dieses und das folgende Zitat: Franz Joseph Löwen: Brief vom 24.2.1881. FBG, DABS, Bauer/Löwen.

³⁴⁷ Dieses Zitat und die folgenden: Ders.: undatiertes Brief, vermutlich von 1883.

³⁴⁸ Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Band I. Arbeitswelt und Bürgergeist. München 2013, S.

nach einer Bleibe für den Priester kommentiert Löwen nicht ohne Häme: „*Die Protestanten fürchten das Kreuz und verkaufen willig und Katholiken treten an ihren Platz.*“ Der zu dieser Zeit zuständige Bischof war der aus Deutschland stammende Caspar Henry (Heinrich) Borgess und galt als liturgisch streng. Er näherte sich allerdings der Ethik des amerikanischen Protestantismus an, indem er beispielsweise Vergnügensverbote verhängte, die öffentliche Picknicks und Ausflüge betrafen. Andererseits trieb er durch Reformen den Aufbau des Schulwesens voran, was Löwens Berichte bestätigen. Über Borgess' Verbindung zu Rom ist wenig bekannt, aber ein Anhänger des Ultramontanismus scheint er nicht gewesen zu sein.³⁴⁹

Die Missgunst gegen Protestanten ist offenkundig, die Religionsfreiheit befördert nicht unbedingt das ökumenische Zusammenleben. Während man einerseits die Verfolgung von Katholiken in Preußen bedauert und verurteilt, drängt man in den USA die Protestanten aus dem Umfeld. Dies ist ein weiteres Indiz dafür, dass das Verständnis für das Bedürfnis der Freiheiten anderer nicht zwangsläufig mit dem Zugewinn eigener Freiheiten wächst – eher kann man Revanchismus und Machtumkehr beobachten.

Der letzte Brief aus Detroit und Lebensende

Der letzte überlieferte Brief aus dem April 1888 gibt einen kurzen Überblick über das Verbleiben ausgewanderter Familienmitglieder. Er selbst wohne mit seiner Familie in einem Haus mit fünfzehn „*zum Theil nobel*“ eingerichteten Zimmern und erwarte das zwölfte Kind. Auch sei der „*Geldbeutel [...] schon groß genug*“, um einmal nach Deutschland zu reisen, nur könne er es „*nicht übers Herz bringen von Frau und Kind fortzugehen.*“ Die als soziales Gefüge verstandene Heimat Löwens hat sich im Laufe seiner Familiengründung letztlich in die USA verlagert – was auch die verschleppte Korrespondenz belegt.

Überraschend ist, dass Löwen seinen Wohnort nun wieder mit Detroit angibt. Wann und weshalb er zurück in die Metropole gezogen war, bleibt unklar. Über seinen neunzehnjährigen Sohn Peter sagt er, dieser sei ein qualifizierter Zimmermann, den er „*schon ganze Gebäude aufführen lasse.*“ Im Zensus von 1900 ist Löwen als Bauunternehmer aufgeführt.³⁵⁰ Seinem Neffen rät er auch sogleich, dass er gut daran täte, ein Handwerk zu lernen, denn es habe ihm selbst „*viel geschadet, daß ich in meiner Jugend keine Gelegenheit hatte ein Handwerk zu lernen.*“ Ob er sich die Gelegenheit durch seine „*Unbändigkeit*“ verbaut hatte oder ob es

431.

³⁴⁹ Leslie Woodcock Tentler: *Seasons of Grace. A History of the Catholic Archdiocese of Detroit.* Detroit 1990, S. 22ff.

³⁵⁰ *Ancestry.com Operations*, Volkszählung 1900 (wie Anm. 329).

schlichtweg keine Arbeit gegeben hat, ist nicht abschließend zu klären. Doch deutlich wird die – mindestens zum Teil – wirtschaftlich bedingte Auswanderung.

1891 reiste Löwen tatsächlich nach Deutschland zurück. Ein Beweggrund war die Ausstellung des Heiligen Rocks in Trier als Wallfahrtsereignis. Er kehrte auch in Alf ein und nahm seinen Neffen Joseph Löwen mit in die USA. Seine Frau Elisabeth starb 1897, Franz Joseph Löwen starb am 9. September 1906.³⁵¹

6.3 Das Freiheitskonzept Franz Joseph Löwens

Löwen bietet zum Schluss noch einmal einen kontrastierenden konservativen Blick auf die Freiheitserfahrung. Zunächst steht der „*unbändige*“ Sohn der radikalen 48er-Rhetorik in nichts nach, die auf eine mögliche Flucht vor dem preußischen Militärdienst hindeuten kann, sich in jedem Fall aber auf die religiös bedingte Ablehnung des protestantischen Staats Preußen gründet. Dieser Anti-Protestantismus – und mit Blick auf die Altkatholiken – Anti-Liberalismus schlägt sich in seinen religiösen Ansichten nieder. Emotionalität und Freiheit sind verknüpft, die Idee einer *Sozialisation zur Freiheit* als erfahrungsbedingte Erwartung eines freiheitlichen Gesellschaftsrahmens klingt auch bei Löwen an. Doch das überträgt er nicht auf andere Gesellschaftsgruppen, die nach Freiheit streben: eine Stellungnahme zur Sklaverei gibt er nicht ab, was darauf hinweisen könnte, dass er sich mit dem Abolitionismus nicht identifiziert hat; die vor dem Ultramontanismus flüchtenden Altkatholiken begreift er als Gefahr. In religiöser Hinsicht denkt Löwen, wie andere vor ihm, gottgegebenes Schicksal und Freiheit zusammen. Freiheit, wenngleich durch seine Preußenkritik politisch konnotiert – schlägt als Erfahrung vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht durch. Aus diesen Punkten ergeben sich die abschließenden Gedanken für die Globalanalyse.

³⁵¹ Helbich, Briefe (wie Anm. 12), S. 197f.; Peters (wie Anm. 329), S. 46.

Teil IV

Globalanalyse und Ergebnis

1. Forschungsprozess, Zwischenergebnis und Globalanalyse

Eine Globalanalyse setzt in der Biographieforschung die Ergebnisse der biographischen Einzelfälle ins Verhältnis zueinander und bezieht die in der Vorauswahl untersuchten Quellen sowie weitere, in diesem Fall edierte Auswandererbriefserien, mit ein. Diese bisher unberücksichtigten Briefserien wurden nach denselben Kriterien ausgewertet, wie die porträtierten Einzelfälle im vorangegangenen Kapitel, allerdings im Forschungsprozess als ungeeignet für Einzelfalldarstellungen befunden. Nun werden sie deutlich fokussiert auf das zu untersuchende Phänomen herangezogen und unter Einbindung des biographischen Kontexts der jeweiligen Aussagen in die Globalanalyse miteingebunden.³⁵²

1.1 Das semantische Feld in seiner biographischen Erweiterung

Zunächst soll das *semantische Feld* im Sinne des Wortfelds der Erfahrungssprache, wie es im Anschluss an die Reiseberichte entstanden ist, ergänzt werden. Die am häufigsten verwendeten Begriffe aus dem als Vorstudie erarbeiteten Referenzwortfeld waren verschiedene Bürgerrechte, allen voran Rede- und Pressefreiheit, und deren Hyperonym „*Bürgerfreiheit*“ bzw. „*bürgerliche Freiheit*“. In Anlehnung an die amerikanische Forschungstradition, Wortpaare zu untersuchen, fielen in den Fallanalysen die Verknüpfungen „*freies Land*“, „*Land der Freiheit*“, „*freies Amerika*“ und „*freier Westen*“ auf. Gerade letzterer Begriff deutet auf eine räumliche Dimension von Freiheit hin, die mit dem *Frontiermythos* und dem *Manifest Destiny* korrespondiert. Dazu passt auch das wiederkehrende Narrativ vom Arbeiten „*im Freien*“ oder in der „*freien Natur*“.

In Bezug auf Deutschland erhielt die antonyme Ebene des Wortfelds scharfe Konturen. Allen voran die Begriffe „*Sklaverei*“, „*Unterdrückung*“, „*Schranke/beschränken*“, „*Knechtschaft*“ und „*Gefangenschaft*“ wurden von mehreren Auswanderern gebraucht, um die Lage in Deutschland zu charakterisieren. Das bezog sich auf die negative oder quantitative politische Freiheit, aber auch auf die geistige Freiheit.

Auf diese zielen in Bezug auf die USA wiederum Begriffe wie „*frei denken*“, „*frei leben*“ oder „*Freiheit der Vernunft*“. In der Differenzierung zwischen dieser vom Subjekt her gedachten, positiven oder qualitativen Freiheit und oben genannten kollektiven Freiheitsbegriffen entsteht ein Spannungsfeld zwischen individueller und kollektiver Freiheit, das sich gerade im Bürgerkrieg deutlich zeigt. Der Kampf gegen den Makel der Sklaverei vereint beinahe alle,

³⁵² Gabriele Rosenthal: Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 5. Aufl. Weinheim/Basel 2015, S. 97ff.

im Namen der Freiheit in den Krieg zu ziehen, ohne die Perspektive der Sklaven einzunehmen oder diese als Individuen zu begreifen – das gelingt nur Mathilde Anneke und Christian Sydow.³⁵³ Schlägt man den Bogen von der religiös aufgeladenen Bürgerkriegsrhetorik Lincolns zur Religionsgeschichte, dürfte auch hier weiteres Potential für eine Analyse des Spannungsfelds zwischen individueller und kollektiver Freiheit liegen. Die einflussreichen protestantischen *Denominationen* betonten zunehmend das Individuum und dessen direkte Verbindung zu Gott über die Bibel. Der *Tridentine Catholicism* nahm hingegen Abstand von der Demokratisierung der katholischen Kirche, die sich bis ins 19. Jahrhundert in den USA entwickelt hatte, und suchte den engeren Kontakt zu Rom – dabei spielte die Masseneinwanderung irischer und deutscher Katholiken eine entscheidende Rolle.³⁵⁴ In diesem Bereich ist auch die Frage nach dem Zusammendenken von Schicksal und freiem Willen zu beantworten, fielen doch mehrfach Begriffe wie „*Vorsehung*“ oder „*Schicksal*“.

Überraschend ist der bei Mathilde Anneke entdeckte Begriff „*junge Freiheit*“, der ein weiteres Spezifikum der Dichotomie USA/Deutschland aufzeigt: frei/unfrei, alt/jung – eine Anspielung, die auch bei Gerstein deutlich zum Ausdruck kam. Neben dem Begriff *Freiheit* in seinen verschiedenen Spielarten konnte zunächst die biographisch und erfahrungsbedingte Konnotation des Begriffs „*Ungebundenheit*“ festgestellt werden, der bei Degenhard in negativer, bei Mathilde Anneke in positiver Absicht zur Beschreibung der amerikanischen Verhältnisse gebraucht wird. Daneben fielen die Begriffe *Selbstständigkeit* und *Unabhängigkeit* – oft auch als Paar – durch eine besonders hohe Frequenz auf. Sie wiesen politische und – gerade der Begriff *Selbstständigkeit* – noch deutlicher wirtschaftliche Bezüge auf.

1.2 Das Gefühl der Freiheit in biographischer Perspektive

Neben der emotionalen Sprache im Zusammenhang mit Freiheitserfahrungen wurde in den Briefserien mehrfach explizit von einem *Gefühl der Freiheit* geschrieben, darüber hinaus fanden sich einige Aspekte der philosophischen Diskussion des Freiheitsgefühls wieder. Zwei Kontexte kann man herausstellen:

³⁵³ Heike Paul: Kulturkontakt und Racial Presences. Afro-Amerikaner und die deutsche Amerika-Literatur 1815-1914. Heidelberg 2006, S. 159f.

³⁵⁴ Jay P. Dolan: Catholicism and American Culture, in: Amanda Porterfield (Hrsg.): American Religious History. Malden 2002, S. 117–136, S. 120; Sydney E. Mead: Das Christentum in Nordamerika. Glaube und Religionsfreiheit in vier Jahrhunderten. Göttingen 1987, S. 93f., 109f.; vgl. Richard Carwardine: Lincoln's Religion, in: Eric Foner (Hrsg.): Our Lincoln. New Perspectives on Lincoln and His World. New York/London 2008, S. 223–248.

a) Freiheit als räumliches Empfinden

Die emphatischste Bekundung des Freiheitsgefühls liefert Friedrich Gerstäcker in seinem literarisch stilisierten Reisebericht, als er schildert, wie er sich in den USA erstmalig auf die Jagd begab: „*Frei war ich, frei. Hoch und froh hob sich mir zum erstenmal wieder die Brust in dem wundervollen Gefühl gänzlicher Unabhängigkeit.*“³⁵⁵ Dieses als Motiv der großen amerikanischen Freiheitserzählung herausgestellte räumliche Freiheitsempfinden findet sich in einigen Briefserien. Konterkariert wird es von der Erfahrung Dietrich Gersteins, der den Westen und dessen Freiheit zunächst wertschätzt, bevor dieser zum Grund des Scheiterns, die „*selt[sam]*“ Freiheit zur Verdammnis gerät.

Deutlich positiv konnotiert und zukunfts zugewandt schlägt das Freiheitsempfinden bei Mathilde Anneke durch, die nach ihrer Rückkehr in die USA Mitte der 1860er Jahre immer wieder von ihrem „*Westen*“ schwärmt, den sie als „*Amerikanerin*“ bewohne. Ihre Agitationsreisen kann man vor diesem Hintergrund als *ideelle Eroberung* in durchaus doppeldeutigem Sinn betrachten: als Frauenrechtlerin knüpft sie, zunächst im Westen, ein mächtiges und den Raum durchmessendes soziales Netz, um die Freiheit der Sklaven und Frauen zu erstreiten; gleichzeitig reflektiert die sonst so empathische Kämpferin gegen das Unrecht keineswegs die Verdrängung, Vertreibung und Vernichtung der Ureinwohner Amerikas. Diese bleiben Statisten, geradezu Zierwerk ihrer Reisebeschreibungen.

Wie Mathilde Anneke, so verknüpft auch Henriette Bruns den *Westen* mit Zukunft, schildert ihre Reisen von Jefferson City, Missouri nach Seattle im Nordosten der USA mit großen Gefühlen: das Leben dort sei „*großartig*“ und sie selbst eine „*Pionier-Natur*“. Sie begreift die Besiedlung der Westküste als Kampf zwischen Kultur und Natur, was hinsichtlich ihrer ersten Eindrücke der amerikanischen Wildnis an der *frontier* signifikant erscheint. Dort unterminierte die Natur ihren „*Willen*“, jeder Wunsch, einen Garten zu kultivieren, wurde ihr von ihrem Mann Bernhard versagt. Der erste Ausflug in die große Stadt wurde dann frenetisch genossen und der Umzug nach Jefferson City war die lang ersehnte Reprise der bei der Abreise antizipierten Zukunftsoffenheit. Das deutet auf die zweite Dimension des *Freiheitsgefühls* hin: die zeitliche. Diese Verknüpfung findet sich auch bei Carl Schurz, der ganz im Sinne der *Frontierthese* den Westen als Freiheits- und Zukunftsmodell begreift.

³⁵⁵ Friedrich Gerstäcker: Jagd- und Streifzüge durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Leipzig/Weimar 1979 (zuerst 1844), S. 40f.

b) Das Gefühl der Freiheit als temporales Konzept

Im 11. Band der Ur-Auflage von *Meyers Konversationslexikon* aus dem Jahr 1847 wird unter dem „*Gefühl der Freiheit*“ verstanden, als „*Schöpfer innerer Freuden*“ von äußeren Bedingungen unabhängig zu sein.³⁵⁶ Das scheint ein Beleg für die politisch auferlegte Verinnerlichung des Freiheitsdiskurses zu sein, um liberale und radikale Gedanken zu ersticken. Davon, dass das nicht gelang, zeugt der schichtenübergreifende Grad der Politisierung im herangezogenen Sample. Verständnis für und Interesse an demokratischen Institutionen und Vorgängen, die viele Auswanderer in den USA zeigten, waren kaum im politischen Vakuum entstanden. Die zahlreichen politischen Netzwerke, die gerade bei Schurz und Anneke für den Vormärz festgestellt werden konnten, bezeugen das.³⁵⁷

Schon in den Reiseberichten war von Freiheitsgefühlen die Rede. Friedrich Gerstäcker weist auf die Dissonanz des Freiheitsgefühls zwischen den Bewohnern deutscher Siedlungen hin, denn es gebe immer wieder despotische Zeitgenossen, die sich autoritär aufspielen würden. Der Sozialist Ludwig Gall äußert sich aus der entgegengesetzten Perspektive skeptisch zu den demokratischen Neigungen seiner Mitbürger und schreibt über das „*Vorgefühl [...] mißverständene[r] Freiheit und Gleichheit*“, als man in der von ihm 1820 beaufsichtigten Auswanderergesellschaft einen Ausschuss zur Güterallokation wählen und jeder zum Mitglied werden wollte.³⁵⁸ Damit bleibt er so unkonkret wie Gottfried Duden, der das Freiheitsgefühl als anthropologische Veranlagung versteht. Zumindest darin kamen er und Gustav Körner sich recht nahe. Dieser meinte, die „*freie Verfassung*“ habe „*in den Amerikanern, selbst in den Ärmsten, ein Gefühl der Menschenwürde und der Selbstständigkeit*“ befördert.³⁵⁹ Überhaupt sei die Gründung der USA auf das „*lebendigste und glühendste Gefühl für Unabhängigkeit und Freiheit*“ der ausgewanderten englischen Unterschichten zurückzuführen.³⁶⁰ Darüber habe sich bei „den Amerikanern“ ein Misstrauen gegenüber dem gebildeten Bürgertum erhalten, so Gall, da

³⁵⁶ Artikel „Freiheit“, in: *Joseph Meyer* (Hrsg.): *Großes Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände* (= *Meyers*, „0. Aufl.“). Bd. 11. Französische Revolution - Gebärmutterfibroide. Hildburghausen 1847, S. 189–194, S. 190.

³⁵⁷ Vgl. zur Vernetzung der 48er: *Daniel Nagel*: Von republikanischen Deutschen zu deutsch-amerikanischen Republikanern. Ein Beitrag zum Identitätswandel der deutschen Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten 1850-1861. St. Ingbert 2012; *Wittke*, 48ers (wie Anm. 185).

³⁵⁸ *Ludwig Gall*: *Meine Auswanderung nach den Vereinigten-Staaten in Nord-Amerika, im Frühjahr 1819 und meine Rückkehr nach der Heimath im Winter 1820. Erster Theil, meine Beweggründe und mein Wirken zur Erleichterung der Auswanderung nach den Vereinigten-Staaten und mein Reisetagebuch enthaltend*. Trier 1822, S. 188.

³⁵⁹ *Gustav Körner*: *Beleuchtung des Duden'schen Berichts über die westlichen Staaten Nordamerikas, von Amerika aus*. Frankfurt am Main 1834, S. 57.

³⁶⁰ *Ebd.*, S. 48f.

dieses mit der Rolle des Unterdrückers im zurückgelassenen England in Verbindung gebracht worden sei. Davon kann man in den Briefserien lesen, beispielsweise bei Gerstein, und auch das Gefühl der Freiheit kommt in diesem Zusammenhang vereinzelt zur Sprache. Kann man daraus spezifische Voraussetzungen oder Eigenschaften des Freiheitsgefühls und dessen Veränderungen mit dem Wechsel in eine freiere Gesellschaft ableiten?

Carl Schurz bekennt nach einem Deutschlandbesuch: *„Wie sehr mir auch vieles in Deutschland gefallen hatte, so muß ich doch gestehn, das Land hier heimelte mich recht an. Wie frisch und kräftig ist doch das Leben hier, und wie fühlt man auf jedem Schritt und Tritt, daß man Etwas ausrichten kann!“*³⁶¹ Nach einem Blick zurück auf Deutschland erklärt Johann Hermann Spannagel, *„das Gefühl frei zu sein“*, sei das *„Gefühl unter einen guten Regierung zu wohnen“* und *„als Mensch unter Menschen zu wohnen.“*³⁶² Nicht politisch verstanden, aber – wie gezeigt werden soll – von gleicher Dynamik, war Henriette Bruns’ Feststellung, dass sie sich nach dem Überwinden der durch den Tod ihres Mannes bedingten finanziellen und organisatorischen Herausforderungen *„freier im Kopf“* fühle. Es ist diffizil, daraus einen Kern anthropologischen Freiheitsempfindens freizulegen, doch was Körners, Schurz’, Spannagels und Henriette Bruns’ Äußerungen verbindet, ist das Gefühl, von vormaligen Zwängen befreit zu sein, also den Prozess einer Befreiung durchlaufen zu haben, an dessen Ende der Zustand, selbst über sein Leben zu bestimmen, erreicht wird. Das Gefühl der Freiheit wäre in dieser induktiv hergeleiteten Interpretation die Erfahrung der Selbstbestimmung nach überwundenen äußeren Zwängen. Zieht man den Gedanken des ehemaligen 48er Barrikadenkämpfers Julius Berends hinzu, der im folgenden Kapitel vorgestellt wird, dass *„[j]ede Fortentwicklung in der Freiheit [...] eigentlich erst den Menschen zu Gute [kommt], wenn sie aufgehört hat, Freiheit zu sein und zu einer Maschinerie geworden“* ist, wird eine temporale Dimension sichtbar.³⁶³ Der erreichte Zustand werde durch Routine und Alltag zur Selbstverständlichkeit und damit seiner Bedeutung beraubt.

Ein dynamisches Konzept von Freiheitsempfinden liegt auch den in der Philosophie diskutierten Versuchen zum *Gefühl der Freiheit* zu Grunde. Legt man diese nun im Perspektivwechsel einmal deduktiv an die Quellen an, sind *Möglichkeitsbewusstsein* (Thomas Buchheim) und (Zukunfts-)offenheit (Douglas Browning) die bestimmenden Kriterien. Auch das ist ein temporales Spiel von wechselnden Zuständen der Freiheit und Unfreiheit, diesmal als Antizipation, nicht Reflexion. Während sich bei obigen Beispielen das Gefühl der Freiheit im

³⁶¹ Carl Schurz: Brief vom 29.3.1868, in: Carl Schurz: Lebenserinnerungen. Band III. Briefe und Lebensabriß. Berlin 1912, S. 306.

³⁶² Johann Hermann Spannagel: Brief vom 27.12.1848. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

³⁶³ Julius Berends: Brief vom 7.3.1875. FBG, DABS, Berlin/Berends.

Rückblick einstellte, gilt es bei den von Buchheim und Browning diskutierten Modellen, in die Zukunft zu blicken, um sich *frei zu fühlen*. Auch dafür finden sich zahlreiche Belege in den Briefserien, nur dass diese nicht explizit als Gefühle bezeichnet werden, wohl aber emotional gerahmt sind: Henriette Bruns spürt bei der Abreise den schmerzlichen Verlust ihrer Heimat, aber auch, dass ihr mit dieser Abnabelung die Welt „*offen*“ stehe. Das wiederholt sie, als sie von der *frontier* in die Stadt zieht. Und nach dem Tod ihres Mannes schreibt sie ebenfalls, dass ihr in den USA im Gegensatz zu Europa „*noch vieles offen steht*.“³⁶⁴ Auch Lorenz Degenhard erkennt nach der Überwindung einer finanziellen Krise: „*es öffnet sich wieder eine frohe, reiche Zukunft*.“ Dieser Zukunftsoptimismus prägt sich besonders deutlich bei Mathilde Anneke aus, die nach ihrer endgültigen Rückkehr in die USA gegen Ende des Bürgerkriegs mehrfach betont, nunmehr „*Amerikanerin*“ zu sein und in die „*Zukunft*“ zu streben. Diese drei Fälle verbindet die Rolle der amerikanischen Wirtschaft als Grundlage für Lebensentwürfe: Henriette Bruns und Mathilde Anneke gründen ihr Gefühl auf die Existenzsicherung, Degenhard träumt von einem eigenen Geschäft. Dadurch wird die zunächst reflexive Perspektive auf die überwundene Krisensituation gebrochen und die gegenwärtige Lage transzendiert.

Fügt man diese Erkenntnisse zusammen, ergibt sich das Bild eines zweidimensional-temporalen Freiheitsgefühls:

Erstens *reflexiv*: Mit dem Erreichen und Erfahren der freien Gesellschaft und der dadurch eröffneten Möglichkeiten wird der Blick auf die zurückgelassene Unfreiheit sichtbar und damit ein *Gefühl der Freiheit* aktiviert. Wirtschaftliche wie politische Auswanderer konnten im Rückblick auf deutsche (oder europäische) Verhältnisse Freiheit als Differenz zum überwundenen Zustand empfinden – traditionell hingenommene und verinnerlichte Zwänge wurden durch den neuen Handlungsspielraum für viele erst in der Reflexion wahrnehmbar. Das galt nicht nur, aber vor allem für die politisch-rechtliche Freiheitsdimension.

Zweitens *antizipativ*: Aufgewachsen in der Normalität einer verglichen mit amerikanischen Verhältnissen unfreien Gesellschaft, bedurfte es der Vorstellung einer alternativen Welt ohne Zwänge. Reinhart Koselleck hat im Rückgriff auf Lorenz von Stein darauf hingewiesen, dass mit dem Fanal der Französischen Revolution die Umgestaltung der Ordnung des Ancien Régime und damit der Lebenswelten für die Menschen überhaupt denkbar wurde. Ute Planert greift dieses Auseinandertreten von *Erwartung* und *Erfahrung* in ihrer Erfahrungsgeschichte der antinapoleonischen Freiheitskämpfe auf und überträgt es auf die breite Bevölkerung. Diese neue *Zukunftsnahe* motivierte viele Liberale und Demokraten im Vormärz, sich den vorhandenen Strukturen entgegenzustellen – nach dem Verdikt über die Französischen Revolution nun

³⁶⁴ *Henriette Bruns*: Brief vom 14.8.1864. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

im Rückgriff auf die Amerikanische Revolution. Diese *Zukunftsperspektiven* nahmen die politischen Auswanderer mit in die USA. Das konnte man bei den unteren Gesellschaftsschichten, die als größte Auswanderergruppe aus wirtschaftlichen Gründen in die USA gingen, nicht voraussetzen. Die weniger politisierten Auswanderer des Samples begriffen nach ihrer Ankunft in den USA vor allem den Besitz von Land und die „freie Marktwirtschaft“ als Grundlage für selbstbestimmte Lebensentwürfe und damit als antizipative, anzustrebende Freiheit. Es gilt, diese Phänomene in der folgenden Globalanalyse weiterzuverfolgen und die Differenzierung nach Schichten, Geschlechtern und Generationen zu verfeinern.

1.3 Mehrdimensionalität von Freiheit

Zusammenfassend kann man feststellen, dass im untersuchten Sample, das nach den Prinzipien des *theoretischen Samplings* über biographische Varianzen aufgebaut wurde, drei dominante Freiheitsdimensionen und darüber hinaus Anhaltspunkte für ein übergreifendes und in sich wiederum mehrfach dimensioniertes *Gefühl der Freiheit* ausgemacht werden konnten. Eine vertiefende Untersuchung steht in der folgenden Globalanalyse an:

Die erste Dimension von Freiheit ist die im weitesten Sinne politisch-rechtliche: Herrschaft, Staat, *Erfahrung von Freiheit* und Aspekte der *Sozialisation zur Freiheit* werden in diesem Kapitel im Vordergrund stehen.

Die zweite Dimension von Freiheit ist die wirtschaftliche als Grundlage einerseits von Prosperität in *Unabhängigkeit* und *Selbstständigkeit* oder andererseits des Scheiterns an den amerikanischen Verhältnissen einer frühen Form von freier Marktwirtschaft.

Die dritte Dimension von Freiheit ist die religiöse, auch im Sinne religiöser Freiheitsvorstellungen: zunächst wird dem Umgang mit Religionsfreiheit als einem Bürgerrecht nachgegangen, das die starre Einteilung negative/positive oder qualitative/quantitative Freiheit in Frage stellt, daran anschließend wird aber auch die Auswirkung religiöser Freiheitsideen auf die persönliche Freiheitserfahrung und -konzeption zum Tragen kommen, wie beispielsweise die *leitende Hand Gottes* oder die *göttliche Vorsehung*. Hierzu werden weitere christliche Glaubensrichtungen herangezogen – bedauerlich ist, dass keine Briefserie eines jüdischen Amerikauswanderers ausfindig gemacht werden konnte, die in den Untersuchungszeitraum gepasst und den Kriterien der biographischen Fallrekonstruktion entsprochen hätte.

Das über allem stehende *Empfinden von Freiheit*, oder gar das explizite *Gefühl der Freiheit*, wirft die in einem abschließenden Exkurs zu behandelnde Frage nach der Wahrnehmung der *Freiheit der Anderen* in Form von Toleranz, Mitgefühl oder – vorsichtig angewandt

– Empathie auf, die in Form ihres vormodernen Vorläufers *sympathy* schon für die Freiheitsphilosophie Adam Smiths von zentraler Bedeutung war.

2. Freiheit, Mündigkeit, Recht und der Staat

1853 schreibt der badische Abgeordnete Johann Michael Scheffelt aus dem amerikanischen Exil:

„Nein, lieber möchte ich in einem Land wohnen, wo man die Freiheit als das höchste menschliche Glück betrachtet! Nur wo die wahre republikanische Freiheit trohnt, da herrscht Wahrheit und Recht, und ohne diese echt göttlichen Grundsätze und wo die nicht geduldet und als Verbrechen bestraft werden, möchte ich nicht mehr leben. Ich liebe Gott über alles, daher auch die wahre Freiheit!!“³⁶⁵

Was war geschehen? Scheffelt, ein gut ausgebildeter Landwirt, beteiligte sich zunächst als Vogt und ab 1835 als Abgeordneter der badischen Ständeversammlung aktiv an öffentlichen Angelegenheiten. Als Republikaner gehörte er zu den Abgeordneten, die nach der Flucht des Großherzogs Leopold und dessen Staatsministerium im Frühjahr 1849 in die Exekutivkommission des Landesausschusses der Volksvereine in Baden gewählt wurden. Dieses Gremium hatte sich das Ziel gesetzt, eine neue Verfassung zu erarbeiten und Baden in eine Republik umzugestalten. Diese Ziele wurden nach wenigen Wochen jäh von preußischen Truppen zunichte gemacht – und Scheffelt floh in die Schweiz. Kurz darauf wurde sein Vermögen beschlagnahmt und eine Anklage wegen Hochverrats gegen ihn erhoben. Aus dem Exildasein in der Schweiz trat er schließlich seine Auswanderung in die USA an, wo er sich in der jungen Siedlung Williamsville zwischen Lake Michigan und Lake Erie eine bescheidene Existenz aufbaute. An sein in Deutschland erwirtschaftetes Vermögen kam er nicht mehr heran.³⁶⁶ Trotzdem ist seine Euphorie über die Zustände in den USA nicht zu überhören, bereits kurz nach seiner Flucht schreibt er: *„Und für alle meine Opfer, die ich brachte, wurde ich als Verbrecher verfolgt und mußte mich in das Land der Freiheit und Wahrheit flüchten, in das Land, wo nur das strenge Recht und Wahrheit überall waltet.“³⁶⁷*

In diesen Zitaten fallen gleich mehrere Begriffe auf, die durch dieses Kapitel führen sollen. *„Freiheit als das höchste menschliche Glück“* verkörpert durch *„wahre republikanische Freiheit“* weist einerseits auf die institutionalisierte Freiheit hin und fordert andererseits dazu

³⁶⁵ Ulrich P. Ecker: „Nein, lieber will ich in einem Lande wohnen, wo man die Freiheit als das höchste menschliche Glück betrachtet!“ Die Korrespondenz des badischen Republikaners Johann Michael Scheffelt zwischen 1849 und 1853, in: Schau-ins-Land. Jahresheft des Breisgau-Geschichtsvereins 116 (1997), S. 291–360, hier S. 354.

³⁶⁶ Ebd., S. 291ff.; Reinhold Weber/Hans Georg Wehling: Geschichte Baden-Württembergs. München 2007, S. 65.

³⁶⁷ Johann Michael Scheffelt, Brief vom 10.2.1851, in: Ecker, Scheffelt (wie Anm. 365), S. 309.

auf, die Gefühlsebene des Schreibens über Freiheit im Blick zu behalten. Zwar sollte man das „*höchste menschliche Glück*“ als Floskel genauso wenig überinterpretieren wie die „*thronende*“ Freiheit, diese Redewendung birgt mit Blick auf Scheffelts Herkunft aber eine gewisse Ironie in sich, und das Glück, das er fühlt, kann man seiner affektiven Sprache („*Nein*“, „*möchte ich nicht mehr leben*“, „*Ich liebe*“, „*für alle meine Opfer, die ich brachte*“) anhören.

Dominant ist der wiederkehrende Bezug auf „*Wahrheit und Recht*“ und „*Freiheit und Wahrheit*“ sowie die religiöse Untermauerung dieser „*göttlichen Grundsätze*“, der „*wahre[n] Freiheit*.“ Ruft man sich den ersten Satz der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung in Erinnerung, findet man die Referenz dieses Ideenbündels: „*We hold these truths to be self-evident, that all men are created equal, that they are endowed by their Creator with certain unalienable Rights, that among these are Life, Liberty and the pursuit of Happiness.*“³⁶⁸

Scheffelt stellt sich in die Tradition des Gründungscredos der USA und setzt das in seiner Briefserie mehrfach erwähnte „*Land der Freiheit*“ synonym mit einer rechtstaatlichen Republik, die auf dem Naturrecht beruht und den Gegenpol zu den Zuständen in seiner Heimat darstellt, in der er „*als Verbrecher verfolgt*“ wurde.³⁶⁹ Den Übertritt aus einer Gesellschaft ohne Rechtssicherheit für politische Reformer in einen vollumfänglichen Rechtsstaat war für ihn eine Freiheitserfahrung, die er trotz materieller Einbußen zu einem überhöhten Freiheitsnarrativ stilisiert.

2.1 Blick auf Deutschland: der Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit

Wie gezeigt werden konnte, findet sich der Blick auf Deutschland als Obrigkeitsstaat in den meisten Briefserien: von eher unpolitischen 1830ern wie Henriette Bruns bis zu den hochpolitisierten 1848ern wie Carl Schurz. Eindringliche Worte finden sich bei Johann Pritzlaff, einem jungen, in einer Gruppe ausgewanderten Altlutheraner aus Pommern.³⁷⁰ „*Es ist eine Obrigkeit, eben wie bei Euch, sie ist aber keine herrschende, so wie bei Euch; sie straft das Böse und sucht das Wohl des Landes aufrecht zu erhalten.*“³⁷¹ Der Subtext deutet an, dass für Pritzlaff in Deutschland die herrschende Obrigkeit mit dem Bösen paktierte. Die religiös aufgeladene Sprache verwundert bei dem konservativ-christlich sozialisierten Mann nicht – „*Amerika ist ein gutes Land, es blueht unter dem Segen Gottes*“ schreibt er, man lebe „*nicht so*

³⁶⁸ Unabhängigkeitserklärung der USA, in den Onlinebeständen des Nationalarchivs.

[<https://www.archives.gov/founding-docs/declaration-transcript>; zuletzt abgerufen am: 12.12.2019].

³⁶⁹ Johann Michale Scheffelt, Brief vom 10.2.1851, in: Ecker, Scheffelt (wie Anm. 365), S. 309.

³⁷⁰ Vgl. Kurzbiographie in: Helbich, Briefe (wie Anm. 12), S. 285.

³⁷¹ Johann Carl Wilhelm Pritzlaff: Brief vom 21.12.1843. FBG, DABS, Clemens/Pritzlaff.

*ingeschraenkt und unter solcher Unterthanenschaft wie bei Euch unter den Gutsbesitzern.*³⁷² Obrigkeit und Herrschaft werden nicht per se mit der abstrakten Institution eines Staats verbunden, sondern mit persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen.

Die Vielschichtigkeit der Unfreiheit und die Gemengelage der Akteure, wenn es um Phänomene wie Macht und Herrschaft geht, werden umso deutlicher, wenn man die Briefe Georg Heinrich Isemanns heranzieht. Nachdem er am Hambacher Fest teilgenommen hatte, war er als Sattler über eine mehrjährige Zwischenstation in Lothringen 1837 in die USA ausgewandert und konnte dort in seinem angestammten Beruf mit Landbesitz die Existenz für sich und seine Familie sichern.³⁷³ Prägnant polemisiert er kurz vor seiner Auswanderung:

*„Sie wissen meine Verhältniße in einer Gegend wo Unwissenheit und Fanatismus noch die Oberhand hat, muß es einem Manne schwer fallen, wie ich sein Alter zuzubringen, bis daher wo meine Jugendlichen Jahre Lust an jeder Dummheit hatten ging es an. Aber jetzt wo ich bald in ein Männliches Alter übertrette werde ich ernster. [...] Dort jenseits deß Meeres wo gesetzliche Freiheit und Tugend herrschen muß, dorthin war mein Verlangen, und jetzt ist es die beßte Zeit.“*³⁷⁴

Im Gegensatz zu vielen anderen Auswanderern bekommt man von Isemann einen Eindruck seiner Vorstellung und Antizipation der amerikanischen Freiheitsidee vor der Auswanderung. Er kontrastiert Dummheit mit *„gesetzliche[r] Freiheit und Tugend“*, was sein Freiheitsideal und seinen Anspruch an die USA auf ein enormes Niveau hebt. Seine Erfahrungen als Teilnehmer des Hambacher Fests, dem die anschließende Reaktion des Deutschen Bunds und seiner Einzelstaaten nicht entgangen waren, erklären seine Wertschätzung der *„gesetzliche[n] Freiheit“*. Das deckt sich mit den Erwartungen Carl Schurz' an eine *„freie“* und *„vollberechtigte staatsbürgerliche Existenz“* in den USA.³⁷⁵ Dessen Integration und Erfolgsgeschichte ist hinlänglich dargestellt worden und auch Isemann zeigt sich drei Monate später, im August 1837, in seinem ersten Brief aus den USA bestätigt: *„Nach Europa hoffe ich nicht mehr zu kommen, denn Europa bleibt voller Harm. Und immer hart bedrängt, bis an dem letzten Pfaffendarm der allerletzte König henkt. und [sic!] bin so zufrieden mit den meinen als es mancher Graf in Deutschland ist.“*³⁷⁶ Mit diesem kleinen Reim und dem weit verbreiteten

³⁷² Ders.: Brief vom 23.4.1843.

³⁷³ Vgl. Kurzbiographie in: Roland Paul (Hrsg.): „Hier hat man ein viel besseres Leben wie in Deutschland“. Briefe pfälzischer Auswanderer aus Nordamerika (1733-1899). Kaiserslautern 2008, S. 139f.

³⁷⁴ Georg Heinrich Isemann: Brief vom 11.5.1837, in: *Ebd.*, S. 142f.

³⁷⁵ Carl Schurz: Brief vom 19.4.1852, in: *Schurz*, Lebenserinnerungen III (wie Anm. 361), S. 88.

³⁷⁶ Georg Heinrich Isemann: Brief vom 6.8.1837, in: *Paul*, Briefe (wie Anm. 373), S. 147.

paneuropäischen Blick spielt Isemann schon auf die Trennung von Staat und Kirche an, die – trotz des enormen kulturellen Einflusses des Protestantismus in seinen unterschiedlichen Ausprägungen – in den USA bereits weiter fortgeschritten war.³⁷⁷

Auch Carl Berthold, der als Sympathisant der Revolutionäre von 1848 und Nachfahre einer verarmten großbürgerlichen Familie Anfang der 1850er Jahre aus Waldeck ausgewandert war, äußert sich ähnlich: „*Denn da lernt man ehr erkennen was ein Mensch ist, wenn man Frei [sic!] ist wie hier, solange man aber in der Knechtschaft der Pfaffen u. Fürsten steht denn die suchen einen in der Dummheit zu erhalten.*“³⁷⁸ Dem pflichtet Gotthelf Willig, Sohn eines Schuhmachers aus Chemnitz, in einem Brief aus dem Jahr 1852 bei und bedient sich des Pathos der jungen amerikanischen Freiheitssymbole. Er möge „*um keinen Preis in das unglückliche Deutschland zurückgehen, [...] denn wer einmal hier das mit goldenen Sternen besäte Freiheitsbanner hat kennen gelernt, der wünscht sich gewiß nicht in die Knechtschaft zurück.*“ Deren Verursacher sind schnell gefunden: „*Die deutschen Pfaffen rufen euch nur zu: haltet still und lasset euch die Haut vom Leibe ziehen. Sie sind Knechte der Despoten und Pharisäer vor Gott und der Menschheit.*“³⁷⁹

Tatsächlich war der Laizismus in Deutschland nicht rechtlich durchgesetzt und die Verbindung von Staat und Kirche – „*Thron und Altar*“ – nach dem Wiener Kongress wieder omnipräsent, wie Berthold und Willig bestätigen.³⁸⁰ Berthold macht die Beschränkung der Freiheit explizit an der verordneten Unwissenheit fest – was ein Detail seiner Biographie besonders interessant erscheinen lässt: Er besuchte für ein Jahr das Gymnasium – dessen Unterricht von Zeitzeugen als „*freisinnig*“ bezeichnet wurde –, musste es aber aufgrund der finanziellen Probleme seines Stiefvaters wieder verlassen. Welche Rolle Kirche und Staat möglicherweise beim wirtschaftlichen Abstieg der Familie gespielt haben, ist nicht nachzuvollziehen.³⁸¹ Doch nicht nur bei ihm taucht die Verbindung von Bildung und Freiheit auf. Für August Blümner, einem von zwei ausgewanderten Brüdern aus dem brandenburgischen Briesen, deren Vater Beamter war und früh verstarb, liegen in Deutschland der „*gesunde Menschenverstand und freie Sprache in Fesseln*“ – so hat man es schon beinahe wortgleich bei Lorenz Degenhard gelesen, der „*den Geist [...] in Fesseln*“ geschlagen sah.³⁸² Die von Henriette Bruns geteilte Befürchtung

³⁷⁷ *Manfred Berg*: Geschichte der USA. München, Berlin 2013, S. 154f.; *Michael Hochgeschwender*: Amerikanische Religion. Evangelikalismus, Pfingstertum und Fundamentalismus. Frankfurt am Main 2007, S. 74f.

³⁷⁸ Vgl. Kurzbiographie, in: *Helbich*, Briefe (wie Anm. 12), S. 303ff.; Carl Berthold, Brief vom 23.2.1853, in: *Ebd.*, S. 310.

³⁷⁹ *Gotthelf Willig*: Brief vom 30.3.1852. FBG, DABS, Kuntze/Willig.

³⁸⁰ Vgl. *Nipperdey*, Bürgerwelt (wie Anm. 21), S. 405.

³⁸¹ Vgl. Kurzbiographie Carl Berthold, in: *Helbich*, Briefe (wie Anm. 12), S. 304.

³⁸² *August Blümner*: Fragment eines Briefs vom April 1838. FBG, DABS, von Brandt/Blümner; *Lorenz Degenhard*: Brief vom 1.7.1839. FBG, DABS, Benzler/Degenhard.

ihres Onkels, wer zulange der europäischen „*Sticklufft*“ ausgeliefert sei, könne in den USA nicht mehr frei leben, kann man entsprechend interpretieren.³⁸³

Im Sinne Kants und mit den Worten Theodor W. Adornos kann man das als „*Erziehung zur Mündigkeit*“ zusammenfassen:³⁸⁴ angeregt durch die Lektüre Basedows, der sich stark an Rousseaus *Émile* orientierte, erkannte Immanuel Kant, dass durch Erziehung „*eine ganz neue Ordnung menschlicher Dinge anhebt*“.³⁸⁵ Grundlage sei, dass der Mensch nicht „*bloß dressiert, abgerichtet, mechanisch unterwiesen*“, sondern „*wirklich aufgeklärt*“ werde, damit seine „*Maximen [...] aus dem Menschen selbst entstehen*“.³⁸⁶ Schurz, der schon vor seiner Auswanderung einen Zusammenhang zwischen der „*Freiheit des Geistes*“ und der menschlichen Vernunft postulierte, sieht diese Forderungen in den USA erfüllt: „*Der Amerikaner weiß, daß die Freiheit das beste Erziehungsmittel ist, und darin liegt die höchste Garantie für die Republik.*“³⁸⁷ Dem zollte auch seine Frau Margarethe Tribut, indem sie den ersten Kindergarten der USA gründete. Dieser baute auf den Erziehungsprinzipien Friedrich Fröbels auf, die die freie Entfaltung des Kindes forderten. Solche Einrichtungen für Kinder waren in Preußen zwischen 1851 und 1860 verboten.³⁸⁸

Man kann hier verfolgen, wie sich Maßstäbe verschieben und die Freiheitsdiskussion emotionalisiert wird. Dabei richten sich die Gefühlsausbrüche negativer Art zum Teil gegen den anonymen Staat, zum Teil gegen die Adressaten der Briefe. Doch wichtig ist die gemeinsame Erkenntnis, dass mit dem Eintritt in eine freie Gesellschaft die Rückkehr in eine Gesellschaft realer und empfundener Unfreiheit als unmöglich betrachtet wird.

Das sah auch Dietrich Gerstein anfangs noch so. Bevor er von der ökonomischen Wirklichkeit des Frontierlebens in Michigan eingeholt wurde, versuchte er seinen Bruder in die USA zu locken, wo er „*frei [...] leben, frei [...] denken*“ könne und nicht vom „*Druck in Schranken gehalten*“ werde. In Preußen würde man sich derweil unter „*christliche[r] Willkürherrschaft [...] restaurier[en]*“ bis man „*zum Denken unfähig*“ sei.³⁸⁹ Ähnlich auch der

³⁸³ *Henriette Bruns*: Brief vom 25.4.1839. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

³⁸⁴ Vgl. *Theodor W. Adorno*: *Erziehung zur Mündigkeit*, in: *Gerd Kadelbach* (Hrsg.): *Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959-1969*. Frankfurt am Main 1971, S. 133–147.

³⁸⁵ *Gerd Irrlitz*: *Kant-Handbuch. Leben und Werk*. Stuttgart 2002, S. 33; *Immanuel Kant*: Aufsätze, das Philanthropin betreffend, in: *Kant's gesammelte Schriften* (= Akademieausgabe). Erste Abtheilung: Werke. Bd. 2. Berlin 1905 (zuerst 1776), S. 445–452, hier: S. 447.

³⁸⁶ *Otfried Höffe*: *Kritik der Freiheit*. München 2015, S. 94, *Immanuel Kant*: *Pädagogik*, in: *Kant's gesammelte Schriften* (= Akademieausgabe). Erste Abtheilung: Werke. Bd. 9. Berlin/Leipzig 1923 (zuerst 1803), S. 437–499, hier: S. 450, 481; vgl. *Markus Speidel*: *Erziehung zur Mündigkeit und Kants Idee der Freiheit*. Frankfurt am Main 2014.

³⁸⁷ *Carl Schurz*: Briefe vom 6.2.1846 und 20.10.1852, in: *Schurz*, *Lebenserinnerungen III* (wie Anm. 361), S. 11, 99.

³⁸⁸ *Nipperdey*, *Bürgerwelt* (wie Anm. 21), S. 121; *Karl Nacke* (Hrsg.): *Pädagogischer Jahresbericht für Deutschlands Volksschullehrer*. Siebenter Band. Leipzig 1853, S. 355 ff.

³⁸⁹ *Dietrich Gerstein*: Brief vom 1.5.1854. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein und *Ders.*: Brief vom 16.12.1865.

badische „Hochverräter“ Scheffelt, der angesichts seines Unverständnisses über die mäßige Auswanderung wohlhabender Deutscher zunächst behauptet: „*Freilich ein Deutscher und die Gewohnheit hält alles aus!*“ Dann aber erklärt er, dass er nun „*in der großen praktischen republikanischen Schule zu lernen*“ anfange.³⁹⁰

Die These, dass das Agieren in einer freiheitlichen Gesellschaft erlernt oder ansozialisiert werden kann, wurde bereits von mehreren Auswanderern aufgestellt und findet sich auch als energische Forderung in Rottecks Freiheits-Artikel des *Staats-Lexikons*. Ganz im Sinne Kants sei es zumeist die „*politische Unmündigkeit, welche die Ertheilung großer Freiheiten gefährlich macht*“ – sie ließe sich jedoch „*heilen durch ein [...] öffentliches Erziehungssystem*“, welches „*die Erhebung dieses Volkes zur Verstandesreife und moralischen Würde*“ zum Ziel habe.³⁹¹ In den USA entstand im Zuge der gewaltigen gesellschaftlichen Reformbewegungen ab den 1830er Jahren auch ein *Common School Movement*, das sich zum Ziel setzte, eine Schulpflicht im Rahmen eines staatlich geregelten Schulwesens einzuführen und die Schüler zu Bürgern einer freien Gesellschaft zu erziehen.³⁹²

Die Entwicklung des Schulwesens erklärt jedoch nicht die Integration von Erwachsenen. Biographien wie die Spannagels, Sydows oder Degenhards wurden eher durch die – vom populären Reiseberichtverfasser Gottfried Duden hochgehaltene und nun klarer fassbare – vorteilhafte „*äußere Lage*“ geprägt.³⁹³ Schurz ergänzt seine oben angesprochene Einschätzung nach Jahren um die persönliche Erfahrung: „*Es ist sonderbar, wie schnell man hier lernt, lernt ohne zu studieren [...]. Und hier öffnet sich uns ein Blick in die Fruchtbarkeit der politischen Freiheit.*“³⁹⁴ Auch der Sattler Georg Isemann, der mit Frau und zwei Töchtern ausgewandert war, sah seine hohen Erwartungen erfüllt, wie man seinem letzten überlieferten Brief von 1854, also nach 17 Jahren Aufenthalt in den USA, entnehmen kann – macht aber auch die Bedingung deutlich: „*Wir leben vergnügt und Zufrieden, ich habe mich nicht in Amerika getäuscht. Arbeitsam und Weltkundig ist hier eine gute Waare. Viele Deutsche kommen hier nicht fort, der Deutsche Zopf will nicht vom Kopf.*“³⁹⁵

³⁹⁰ Johann Michael Scheffelt: Briefe vom 10.2.1851 und 4.7.1852, in: Ecker, Scheffelt (wie Anm. 365), S. 308, 345.

³⁹¹ Carl von Rotteck: Artikel „Freiheit“, in: Carl von Rotteck/Carl Theodor Welcker (Hrsg.): Das Staats-Lexikon. Encyclopädie der Staatswissenschaften. Bd. 6. 1. Altona 1838, S. 60–74, hier: S. 71.

³⁹² Joel Spring: *The American School 1642-1990*. White Plains 1990, S. 73f.; Robert L. Church/Michael W. Sedlak: *Education in the United States. An Interpretative History*. New York 1976, S. 55f.; Howe, *What hath God Wrought* (wie Anm. 35), S. 462.

³⁹³ Vgl. Teil I, Kapitel 2 und Teil II, Kapitel 1.

³⁹⁴ Carl Schurz: Brief vom 1.12.1856, Ergänzung vom 17.12., in: Schurz, *Lebenserinnerungen III* (wie Anm. 361), S. 149.

³⁹⁵ Vgl. Kurzbiographie in Paul, *Briefe* (wie Anm. 373), S. 139; Georg Heinrich Isemann, Brief vom 30.5.1854, in: *Ebd.*, S. 163.

Während vielen Auswanderern ein Leben in amerikanischer Freiheit glückte, ließ Gersteins Scheitern an der „*wildursprüngliche[n]*“, „*seltsam[en]*“ Freiheit sein Bild von Amerika in notorischen Amerikahass, Zynismus und übersteigerten Preußenpatriotismus umschlagen – da half auch sein Wettern gegen die, in Isemanns Worten, deutschen Zöpfe seiner eigenen Familie nichts.³⁹⁶ Freiheit war, ob sie zum Glück verhalf oder zum Scheitern verurteilte, eine existenzielle Erfahrung, was sich in den jeweiligen Ausschlägen auf dem Gefühlsbarometer und in der verwendeten Sprache ablesen lässt.

2.2 Der Staat als Maschine und Mensch

Ähnlich ablehnend wie Gerstein stand auch Julius Berends der amerikanischen Gesellschaft gegenüber, bediente in seiner Briefserie jedoch kaum Freiheitssemantiken, ob positiver oder negativer Konnotation, weshalb er für eine Einzelfallanalyse nicht in Frage kam.³⁹⁷ Als Sohn des Bürgermeisters von Kyritz, Brandenburg 1817 geboren, studierte er Theologie und Philosophie, wurde aber wegen einer als kommunistisch diskreditierten Probepredigt aus dem Kirchendienst ausgeschlossen.³⁹⁸ Stattdessen war er an der Gründung einer Druckerei in Berlin beteiligt, arbeitete als Lehrer und engagierte sich im Berliner Handwerkerverein. Er war Stadtverordneter in Berlin, wirkte dort 1848 an den Barrikadenkämpfen mit und wurde in die preußische Nationalversammlung gewählt. Nach dem Scheitern der Revolution wurde er 1849 inhaftiert, zwei Jahre später begnadigt, abgeschoben und emigrierte noch im selben Jahr in die USA, wo er zunächst als Kaufmann in San Antonio, Texas, tätig war.³⁹⁹ Er leitete dort ebenfalls eine Schule, Quellen berichten sogar, dass er diese Schule gegründet habe.⁴⁰⁰ Mit den Verhältnissen in den USA konnte er sich nie arrangieren, obwohl er dort die Rechte und Freiheiten hatte, für die er in Preußen wörtlich auf die Straße gegangen war, und so kehrte er 1875 nach Preußen zurück. Dort sah er seine Vorstellung vom Liberalismus durch die Politik der Nationalliberalen gescheitert. Außerdem hätten die Menschen „*kein Interesse*“ mehr an ihrer Freiheit. Seine dieser Erkenntnis folgende tiefsinnige Reflexion mit Blick auf Preußen, dass „*[j]ede Fortentwicklung in der Freiheit [...] eigentlich erst den Menschen zu Gute [kommt], wenn sie aufgehört hat, Freiheit zu sein und zu einer Maschinerie geworden [ist], in der der Mensch wie*

³⁹⁶ *Dietrich Gerstein*: Brief vom September 1856. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

³⁹⁷ Alle folgenden biographischen Informationen beruhen neben den Briefen selbst auf: *Kurt Wernike*: Als Unternehmer auf der Barrikade, in: *Berliner Monatsschrift* (1998) 9, S. 21–31, hier: S. 24; Forschungsstelle Deutsche Auswanderer in den USA der Universität Oldenburg: 1848/49. Revolutionsflüchtlinge in den USA. [Online unter: <http://www.nausa.uni-oldenburg.de/1848/namen48b.htm>; zuletzt abgerufen am: 12.12.2019].

³⁹⁸ *Julius Berends*: Jesus bei den Zöllnern und Sündern. Predigt über Lucä 15, 1-10 gehalten als Wahlpredigt zu Lindow, Sonntag den 23. Juni 1844. Leipzig 1844.

³⁹⁹ Vgl. *Ders.*: Brief vom 12.1.1856.

⁴⁰⁰ Vgl. *Ders.*: Brief vom 28.5.1866.

das Pferd in der Tretmühle seinen regelmäßigen Schritt blind fortgeht“, verweist auf das schwierige Verhältnis von Mensch und Staat.⁴⁰¹ Die dynamische, revolutionäre Freiheit seiner Zeit als Revolutionär stand im Widerspruch zum institutionalisierten Staat als „*Wirklichkeit der konkreten Freiheit*.“⁴⁰²

Schon zu Anfang dieses Kapitels wurde das Leben in einem Obrigkeitsstaat thematisiert und eher auf zwischenmenschliche Machtverhältnisse verwiesen. Doch kann man Aussagen über die Wahrnehmung der Organe der jeweiligen politischen Ordnung in der zurückgelassenen Heimat treffen? Ferdinand Engelking, der 1839 aus dem westfälischen Steinhausen nach Texas ausgewandert war, schreibt über die Deutschen, die er in den USA getroffen hat: „*Es ist aber unter Allen, Schlechten und Guten, aus welchem deutschen Staate sie auch sein mögen, beinah das gleiche Urtheil über Deutschland; sie beklagen sämmtlich die traurige Lage ihres schönen, geliebten Vaterlandes, herbeigeführt durch den Druck der Willkürherrschaft, welche jedes freie Leben unterdrückt.*“⁴⁰³ Hier wird die Perspektivierung der „*Willkür*“ deutlich, einem Begriff, der sich im Wortfeld von Freiheit gleichzeitig als Attribut von und Antonym zu Freiheit findet, und den bereits Spannagel als Gegenbegriff zu gesetzlicher Freiheit gebraucht hat.⁴⁰⁴ Im Sinne der positiven Freiheit bedeutet es, nach freiem Willen, aber nicht unter Maßgabe der Vernunft zu handeln – also nicht entsprechend der gängigen Doktrin „*sittlicher Freiheit*“.⁴⁰⁵ Im Sinne der negativen Freiheit bedeutet es aber, keinen verlässlichen Rahmen zu haben, der die eigene Freiheitssphäre sicherstellt: ein willkürlich verfahrenender Staat, der also kein liberaler Rechtsstaat ist, stellt eine nicht einschätzbare Bedrohung für das Handeln des Individuums dar.

Dieser Aspekt findet sich auch in den staatsrechtlichen Darstellungen. Friedrich Murhard verweist in seinen Artikeln zur USA im *Staats-Lexikon* auf die Bedeutung des Staatswesens im Gegensatz zur „*menschlichen Willkür*“, also eben dem Ausgeliefertsein an persönliche Abhängigkeiten, wie es am Kapitelanfang dargestellt wurde, aber auch den verfassungsmäßigen Schutz vor der „*Willkür von Seiten des Souveräns*“.⁴⁰⁶

Zwar beklagt Engelking den „*Druck der Willkürherrschaft*“, verortet diese aber nicht klar. Auch Lorenz Degenhard wird in seinen antipreußischen Gemeinplätzen nicht viel

⁴⁰¹ Ders.: Brief vom 7.3.1875.

⁴⁰² Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Herausgegeben von Eduard Gans. Berlin 1833, § 260.

⁴⁰³ Ferdinand Engelking: Brief vom 26.12.1839, in: Stephen Arthur Engelking/Flora von Roeder (Hrsg.): Die Engelking Briefe. Ferdinand Friedrich Engelking 1810-1885. Tuningen/London 2012, Position 340 (Kindle eBook).

⁴⁰⁴ Johann Hermann Spannagel: Brief vom 27.12.1848. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

⁴⁰⁵ Vgl. Teil I, Kapitel 2 und Teil II.

⁴⁰⁶ Friedrich Wilhelm August Murhard: Artikel „Amerikanische Verfassung“, in: Carl von Rotteck/Carl Theodor Welcker (Hrsg.): Das Staats-Lexikon. Encyclopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. Bd. 9. 2. Aufl. Altona 1847, S. 653–728, hier S. 684, 715.

konkreter, als dass man in den USA keine preußischen „Gewaltherrn“, „Chikanen“ und „Institutionen“ zu fürchten habe und er bei seiner Flucht nicht von Gendarmen behelligt worden sei.⁴⁰⁷ Da in Preußen keine bedingungslose Ausreisefreiheit bestand, hatte Degenhard den Kontakt mit der Polizei fürchten müssen. Und die Hausdurchsuchung bei seinem Vater wird ihr Übriges getan haben, den aus politischen Gründen exmatrikulierten Studenten gegen den preußischen Staat aufzubringen (dem er ja scheinbar eine Mitschuld an seiner Exmatrikulation gibt). Johann Michael Scheffelt beklagt ebenfalls, dass er als Vertreter der badischen Revolutionsregierung nun als „*Verbrecher verfolgt*“ werde und merkt anerkennend an, dass es in den USA keine „*Schandarmen, Polizeijäger, Steuereinzahler oder Exequenten*“ gebe – diese also nicht wahrnehmbar seien.⁴⁰⁸ Vornehmlich durch Abwesenheit glänzt der amerikanische Staat ebenfalls bei Georg Wilhelm Schwarting und Johannes Dünnebacke. Schwarting, der 1856 oder früher aus Oldenburg in die USA ausgewandert war, schreibt 1882 aus Los Angeles: im Vergleich zu Deutschland lebe man in den USA „*wie ein Mensch unter Menschen. Noch habe ich keinen Schutzmann, noch Policey gesehen, noch keinen Beamten, oder Soldat. In der That, je mehr Schutz Männer, u Beamten, je mehr Schwindel u humbug, je mehr Policey u Soldaten, je mehr Streit u Spectakel.*“⁴⁰⁹

Beinahe ein halbes Jahrhundert früher verkündete der Sauerländer Johannes Dünnebacke im Jahr 1838, zwei Jahre nach seiner Ankunft in den USA:

*„Justiz und Polizei beamten sind hir wenig, den ohngeachtet herrscht hir eben so gute Ordnung wie in Deutschland. Woher kommt aber dieses? Weil hir jeder als freier Mann und nicht als Sklav der Oberrn lebt und zudem mit wenig Abgaben belastet ist, daher ein jeder sich selbst mit Freude an Ordnung helt. O welch greßliche Gestalt, wenn man Täglich dort nur Männer mit grauen Mäntels herumschleichen sieht, als wenn jedes Haus ein Aufenthalt der Diebe und Räuber were. Muß da nicht alle Mühe zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei dieser Sklaverei verschwinden?“*⁴¹⁰

Freiheit geht, so Dünnebacke, mit einem Bewusstsein für Ordnung einher. Eine freie Gesellschaftsordnung fördere demnach deren Wertschätzung und Selbsterhaltung durch die

⁴⁰⁷ Lorenz Degenhard: Brief vom 1.7.1839. FBG, DABS, Benzler/Degenhard und Ders.: Brief vom 23.11.1847.

⁴⁰⁸ Johann Michael Scheffelt: Brief vom 10.2.1851, in: Diana Ecker: Der Freiheit kurzer Sommer. Auf Mathilde Franziska Annekes Spuren durch die pfälzisch-badische Revolution von 1849. Heidelberg/Ubstadt-Weiher/Basel 2012, S. 309, 314.

⁴⁰⁹ Georg Wilhelm Schwarting: Brief vom 3.6. (ohne Jahr, vermutlich zwischen 1882 und 1886). FBG, DABS, Neidhöfer/Schwarting.

⁴¹⁰ Johannes Dünnebacke: Brief vom 5.2.1838. FBG, DABS, Thiemann/Dünnebacke.

Subjekte, wohingegen eine repressive Ordnung – von Spannagel beispielsweise ausgedrückt als „*Schranken der preußischen Ordnung*“ – nicht zur Aufrechterhaltung motiviere.⁴¹¹ Die beiden Westfalen zeigen sich zur politischen Ordnung in den USA bekehrt, Spannagel weist den vorgebrachten Vorwurf der Anarchie in den USA energisch zurück und beruft sich auf die „*regierenden Gesetze*“ als Grundlage der Freiheit. Spannagel wählt in diesem Zusammenhang übrigens auch, wie Schwarting, die Phrase von einer Gesellschaft, in der „*Menschen unter Menschen*“ leben und die das Gefühl von Freiheit evoziere.⁴¹² Die so unterschiedlichen Auswanderer Dünnebacke, der jung ausgewandert war, in den USA zurückgezogen lebte und dem Abolitionismus kritisch gegenüberstand, der ebenfalls aus dem Sauerland stammende, zur gleichen Zeit aber in höherem Alter ausgewanderte Spannagel und der von einem oldenburgischen Großbauernhof stammende Schwarting begriffen staatliche Ordnung somit als Rechtsordnung, die nicht als anonym und „*maschinell*“ charakterisiert wurde, sondern als menschlich.⁴¹³

Freiheit, so die Quintessenz, ist Ordnung von, für und repräsentiert durch den Menschen in Form eines Rechtsstaats. Im Gegensatz zu Berends maschineller Freiheit in Preußen und Hegels anonymem Staat kann man in den zuletzt erwähnten Aussagen ein *Menschwerdungsnarrativ* des Staats erkennen. Demgegenüber wird einer Ordnung der Unterdrückung jedwede menschliche Wesenhaftigkeit abgesprochen: die autoritäre Herrschaft entmenschliche die Funktionsträger einer solchen Ordnung. Das weist weit über den gesellschaftskritischen Theoriebestand der 1830er Jahre hinaus und legt das „*Verlangen nach Freiheit*“ – wie es der Philosoph Thomas Buchheim begreift – als einem menschlichen Grundbedürfnis nahe.⁴¹⁴

Die Vermenschlichung des Staats ist seit Platon Thema der politischen Philosophie und wurde – wie in der Einleitung erörtert – im 18. Jahrhundert von Rousseau vertieft. Diese politische Anthropologie hat auch die deutsche Diskussion zur Zeit der Massenauswanderung beeinflusst, vor allem in der Romantik. Während Novalis das Verhältnis noch vom Staat her denkt – „*das Bedürfnis eines Staats ist das dringendste Bedürfnis eines Menschen. Um Mensch zu werden und zu bleiben, bedarf es eines Staats*“⁴¹⁵ – kehrt Adam Müller es konservativ um – der Staat sei „*nicht eine bloße Manufaktur [...]; er ist die innige Verbindung der gesamten*

⁴¹¹ Johann Hermann Spannagel: Brief vom 4.9.1842. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

⁴¹² Ders.: Brief vom 27.12.1848.

⁴¹³ Vgl. Kurzbiographien Familie Dünnebacke und Georg Wilhelm Schwarting, in: *Helbich*, Bürgerkrieg (wie Anm. 313), S. 179, 483; vgl. zum Staat als Maschine in der Frühen Neuzeit: *Barbara Stollberg-Rilinger*: Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaats. Berlin 1986.

⁴¹⁴ *Thomas Buchheim*: Unser Verlangen nach Freiheit. Kein Traum, sondern Drama mit Zukunft. Hamburg 2006, S. 28f.

⁴¹⁵ *Hans Boldt/Werner Conze/Görg Haverkate/Diethelm Klippel/Reinhart Koselleck*: Artikel „Staat und Souveränität“, in: *Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck* (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Band 6: St-Vert. Stuttgart 1990, S. 1–154, hier S. 35.

*physischen und geistigen Bedürfnisse, des gesamten physischen und geistigen Reichtums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation, zu einem großen energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen.*⁴¹⁶ Bei Hegel synthetisieren sich die Perspektiven zu einer Reziprozität: „*an dem Selbstbewusstsein des Einzelnen*“ habe der Staat seine „*vermittelte Existenz*“, gleichzeitig findet das selbstbewusste Individuum im Staat „*seine substantielle Freiheit*“.⁴¹⁷ Dieser „*organische*“ Staat ist letztlich Produkt und Schöpfer einer Verfassung.⁴¹⁸

Dass die amerikanische „*Verfassungsart der Regierung*“ jedoch nicht allen im Staat lebenden Menschen zu Gute kommt, macht Lorenz Degenhard deutlich: „*die Schwarzen sind teils Eigentum (Sklaven) oder werden nur als Halbmenschen betrachtet.*“ Durch ihre Verdinglichung fallen die Sklaven aus dem Staatswesen heraus, Gerstein hält die „*Aufrechterhaltung unserer republicanischen Verfassung*“ mit Fortbestand der Sklaverei gar für unmöglich.⁴¹⁹ Selbst der illiterate Arbeiter Peter Klein, der seine Briefe diktiert, sieht, dass der Bürgerkrieg „*von den Sklavenhaltern angefangen worden [sei], um die freie Verfassung des Landes umzustürzen, und ein Adelsregiment aufzurichten.*“⁴²⁰ Letztlich konnte sich die Union gegenüber den Südstaaten behaupten, die Verfassung aufrechterhalten und ergänzen: die Sklaverei wurde abgeschafft, die *Vermenschlichung* des Staats fortgesetzt. Carl Schurz beteuert: „*Es ist wirklich die Wiedergeburt der Republik auf der Basis voller Freiheit und einer ins ungeheure entwickelten Macht.*“⁴²¹

Doch diese und seine gegenüber der Freundin Charlotte Voß geäußerte Ansicht, dass die „*gesellschaftliche Freiheit*“ für Frauen „*unbeschränkt*“ und diese „*Herrinnen ihrer selbst*“ seien, sprachen der Realität noch immer Hohn: das Frauenwahlrecht war – weltweit – noch nicht durchgesetzt, Frauen wurden in vielen gesellschaftlichen Bereichen rechtlich benachteiligt.⁴²² Die Auseinandersetzung mit Frauenrechten ist eine Marginalie in den Briefserien. Der Schriftverkehr wird – wie die Zusammensetzung der Auswanderer – von Männern dominiert. Viele Frauen fügten den Briefen ihrer Männer oft nur einige Zeilen hinzu. Schrieben sie selbst Briefe, schlug sich in diesen häufig das zeitgenössische Rollenbild nieder, nach dem Frauen sich nicht mit Politik, dem primären semantischen Bezugsrahmen für Freiheitsbegriffe, zu befassen hatten. Konkrete Bezüge auf Bürgerrechte sind nur selten zu finden. Selbst das „*unabhängige Einkommen*“ Maria von Blüchers, einer Pionierin, die 1849 mit ihrem Mann Felix aus

⁴¹⁶ *Ebd.*, S. 36.

⁴¹⁷ Hegel, Grundlinien (wie Anm. 402), § 257.

⁴¹⁸ *Ebd.*, §§ 269, 273.

⁴¹⁹ Dietrich Gerstein: Brief vom 28.4.1865. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

⁴²⁰ Vgl. Kurzbiographie in: Helbich, Briefe (wie Anm. 12), S. 363; Peter Klein, Brief vom 18.8.1861, in: *Ebd.*, S. 381.

⁴²¹ Carl Schurz: Brief vom 1.2.1865, in: Schurz, Lebenserinnerungen III (wie Anm. 361), S. 251.

⁴²² *Ders.*: Brief vom 20.10.1852, in: *Ebd.*, S. 99.

Berlin nach Texas ausgewandert war, war nicht bürgerrechtlich bedingt.⁴²³ Nachdem ihrem Mann in der Zeit nach dem Bürgerkrieg die berufliche Wiedereingliederung misslang, stieg sie als Musiklehrerin in das amerikanische Berufsleben ein. Wie im Überblick zu Beginn dieser Untersuchung gezeigt, war die Gütertrennung in den USA in den 1870er Jahren zwar bereits weit fortgeschritten, Texas gehörte jedoch zu den Ausnahmen – hier wurde die Gütertrennung erst im 20. Jahrhundert beschlossen. Es oblag der Autorität des Ehemanns, ob die Frau ein eigenes Einkommen erwirtschaften und über dieses verfügen konnte.⁴²⁴

In ähnlicher Weise kann man Henriette Bruns Feststellung lesen, in den USA stünde ihr mehr offen als in Deutschland. Denn auch in Missouri gab es bis ins 20. Jahrhundert keine Gütertrennung, es erscheint auch hier plausibler, diesen Gedanken als Bewusstsein für eine bessere Wirtschaftslage und der Möglichkeit, über den *Homestead Act* auch als Frau an Land zu kommen, zu interpretieren.

Einzig die gut gebildete, freiheitskämpferfahrene und massiv am politischen Diskurs ihrer Zeit teilhabende Mathilde Anneke setzte sich fortwährend mit den amerikanischen Bürgerrechten auseinander und wurde letztlich eine einflussreiche Frauenrechtlerin. Doch die Anerkennung als solche war auch in einer freien Republik wie den USA nicht selbstverständlich. Als sie in Milwaukee eine Frauenzeitung gründete und Arbeiterinnen beschäftigte, kam es zu heftiger Gegenwehr der im Druckgewerbe beschäftigten Männer.⁴²⁵ Hier sei auch an die frauenfeindlichen Ausfälle Gersteins erinnert, der durch emanzipierte Frauen die „*Freiheit zu Grabe getragen*“ sieht.

Ob eine Verfassung erst durch allgemeines Wahlrecht und Volkssouveränität legitimiert wird, kann ohne Zweifel als Gretchenfrage der politischen Auseinandersetzung zwischen deutschen Liberalen und Demokraten im 19. Jahrhundert angesehen werden. Die bereits erörterte Dichotomisierung in die Lager *bürgerlicher* und *politischer* Freiheit legt davon Zeugnis ab. Als Synonym für einen auf dem Volkssouverän fußenden Staat war im deutschen Staatsrechtsdiskurs die Idee der Republik gängig, die jedoch nur von den zunehmend marginalisierten und nach links abgedrängten Radikalen und Demokraten gefordert wurde. Entsprechend entbrannten um die Deutungshoheit des Begriffs *Republik* mit spitzer Feder geführte Auseinandersetzungen. Ein Beleg dafür sind die Artikel in den verschiedenen Auflagen des Rotteck-

⁴²³ *Maria von Blücher*: Brief vom 20.8.1870 (engl. Übersetzung), in: Bruce S. Cheeseman (Hrsg.): *Maria von Blücher's Corpus Christi. Letters from the South Texas Frontier, 1849-1879*. College Station 2002, Position 3142 (Kindle eBook).

⁴²⁴ *Joseph W. McKnight*: Artikel „Separate Property Law“, in: Handbook of Texas online. [https://tshaonline.org/handbook/online/articles/mls01; zuletzt abgerufen am: 14.05.2019].

⁴²⁵ *Maria Wagner*: Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten. Frankfurt am Main 1980, S. 76; *Mathilde Anneke*: Briefe vom 20.2.1869 und Juni 1869, in: *Ebd.*, S. 339, 352.

Welckerschen *Staats-Lexikons*. Möchte Karl Hermann Scheidler in den ersten beiden Auflagen unter dem Schlagwort *Republik, platonische* noch mit dem „*Vorurtheil*“ der Republik als „*unausführbare[m], leere[m] Traumbild*“ aufräumen, wird im Artikel *Republik* von H. K. Hoffmann in der dritten Auflage festgestellt, dass seit der Französischen Revolution „*[k]ein staatsrechtlicher Begriff [...] schlimmer entsteht*“ worden sei. Man würde ihn jedem nicht-monarchischen Staat beilegen, obwohl er nicht die Regierungsform beträfe, sondern den Umstand, dass einem Staat eine Verfassung zugrunde läge, „*weil die Anerkennung des Rechts den Begriff wahrer Freiheit bildet*“.⁴²⁶ In den ersten Auflagen wird als großer Fehler der „*platonischen Republik*“ herausgestellt, dass nicht das ganze Volk an der Gesetzgebung teilhabe, dass eine Republik aber „*nur den freien Consensus Aller zur rechtlichen Basis haben kann*“.⁴²⁷ Hier finden sich im Übrigen auch Gedanken, die die Vermenschlichung des Staats und die Erziehung bzw. Sozialisation zur Freiheit bündeln und an die Idee der Republik anschließen. So habe Platon bereits eine „*Staatspädagogik*“ gefordert, die den „*Widerstreit zwischen der Freiheit des Einzelnen und der allgemeinen Freiheit*“ in einer gesellschaftlichen Sittlichkeit auflösen solle und „*die Maschine des Staates*“ zu „*mehr als eine[m] todte[n] Mechanismus*“ mache.⁴²⁸ Diese Umwertung zwischen den ersten beiden und der dritten Auflage des *Staats-Lexikons* spiegelt die politische Entwicklung vor und nach der 48er Revolution in Deutschland treffend wider, so dass viele überzeugte Republikaner und Anhänger des „*demokratischen Princips*“ – wie Carl Schurz – in den USA ihr politisches Zuhause suchten.

Als wenig prominenter aber leidenschaftlicher Vertreter des amerikanischen Republikanismus hatte sich Johann Hermann Spannagel gezeigt, der unterstellt, dass „*die meißten Leute keinen Begriff von einer Republik haben*“, der besten Regierungsform von allen, zu der auch „*Wahlfähigkeit und Wählbarkeit aller Bürger zu allen öffentlichen Ämtern*“ gehöre.⁴²⁹

Ohne das Konzept der Republik aufzugreifen, erwähnt der später noch näher vorzustellende Methodist Johann Bauer das Recht der Amerikaner, ihre Präsidenten austauschen zu können. Auch der Handwerker Johannes Dünnebacke breitet sich über das Wesen der amerikanischen Demokratie mit dem Fundament des Wahlrechts aus. Selbst der verarmte Sohn eines

⁴²⁶ Karl Hermann Scheidler: Artikel „Republik, platonische“, in: Carl von Rotteck/Carl Theodor Welcker (Hrsg.): Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der Staatswissenschaften. Bd. 13. Altona 1841, S. 690–714, hier: S. 692; H[einrich] K[arl] Hoffmann: Artikel „Republik“, in: Carl Theodor Welcker (Hrsg.): Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. Bd. 12. 3. Aufl. Leipzig 1865, S. 509–513, hier: S. 510; vgl.: Albrecht, Staatslexikon (wie Anm. 219), S. 147, 150 und Dies.: Verzeichnis der Artikel aller Auflagen des „Staats-Lexikons“, in: Hans-Peter Becht/Ewald Grothe (Hrsg.): Karl von Rotteck und Carl Theodor Welcker. Liberale Professoren, Politiker und Publizisten. Baden-Baden 2018, S. 157–212, hier S. 204.

⁴²⁷ Scheidler, Republik (wie Anm. 426), S. 710.

⁴²⁸ Ebd., S. 703f.

⁴²⁹ Johann Hermann Spannagel: Brief vom 27.12.1848. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

Schafshirten aus Nassau, Christian Lenz, der ausgewandert war, um den Unruhen in Deutschland zu entgehen, und eher konservativer Einstellung war, schildert knapp und sachlich, dass alle vier Jahre der Präsident und viele Beamte gewählt werden.⁴³⁰ Das unterstreicht in deutlicher Abgrenzung zu den deutschen Verhältnissen auch der Handwerker Gotthelf Willig: *„Mit der Obrigkeit geht es anders als in Deutschland. Das Volk wählt alle Jahr durch Abstimmung die Obrigkeit, vom größten bis zum kleinsten Beamten.“*⁴³¹

Dass die Partizipationsmöglichkeit auch eine – wenngleich unvergleichlich harmlosere – Einschränkung persönlicher Freiheiten zu Folge haben kann, belegen die Briefserien Degenhards und Sydows. Ersterer wird in Folge eines Regierungswechsels seines Amtes als staatlicher Postbeamter enthoben, verbittet sich aber jegliche Gerüchte über eine Verschwörung gegen ihn und nimmt das amerikanische Staatswesen in Schutz.⁴³² Das kann man auch bei Christian Sydow beobachten, der zum Landassessor gewählt wird und erkennt, dass man *„sich in einer freien Republik auch dem Willen des Volkes beugen“* muss.⁴³³ Allerdings sollte wiederum festgehalten werden, dass beide gut integriert waren. Julius Berends hingegen, von dem das nicht behauptet werden kann, freut sich voller Häme darüber, dass er für den Senat wider seinen Willen aufgestellt, aber nicht gewählt worden sei.⁴³⁴

Joseph Bayer, über den wenig bekannt ist, stellt Wirklichkeit und Möglichkeit der Republik in den USA und Deutschland gegenüber und belegt anhand seines Schreibstils, dass auch in den unteren Schichten allmählich ein politisches Bewusstsein entstanden war:

*„[E]ine Repuplick scheint für Deutschland eine harte Nuß, obschon es leicht were wen daß Volk im algemeinen mehr politischer gebildet were jagt eure Fürsten alle fort ohne ausnahme schafft euer Millitair ab einrolliert eine National Garde von Bürgern Allgemeines Stimrecht Öftere Wahl eurer beamten trenung der Kirche vom Staat Freyheit der Preße ohne bedingungen sowohl wie ohnbedingte Redefreyheit und alle Bürger die Rechte anderer achten und Schützen und alles wird sich dan von selbst in Fugen und Gleis fügen der dumme Kastengeist Deutschland ist ein großes Hinderniß einer Repuplick und Deutschland kan nie glücklich werden ohne eine Repuplik, den es ist die schönste Regierung die sich ein Volk wünschen kan und hauptsächlich meine ich meine Democratiche Repuplick.“*⁴³⁵

⁴³⁰ Helbich, Briefe (wie Anm. 12), S. 142.

⁴³¹ Gotthelf Willig: Brief vom 30.3.1852. FBG, DABS, Kuntze/Willig.

⁴³² Lorenz Degenhard: Brief vom 23.11.1847. FBG, DABS, Benzler/Degenhard.

⁴³³ Christian Sydow: Brief vom 28.3.1869. FBG, DABS, Birkner/Sydow.

⁴³⁴ Julius Berends: Brief vom 28.5.1866. FBG, DABS, Berlin/Berends.

⁴³⁵ Joseph Bayer: Brief vom 8.10.1848, in: Paul, Briefe (wie Anm. 373), S. 173.

Für die hier behandelten Amerikaauswanderer war das Wahlrecht ein essentieller Bestandteil der Republik und wurde von niemandem in Frage gestellt. Die Zusammenhänge des deutschsprachigen Wortfelds finden sich indes nicht – zumindest nicht deutlich – in den Briefserien wieder: nur wenige schreiben von den Eigenschaften der amerikanischen Republik – wenn sie die USA überhaupt als solche bezeichnen – und stellen den Zusammenhang zur „*politischen Freiheit*“ her, wie sie in den staatsrechtlichen und philosophischen Diskursen geprägt wurde. Auf den ersten Blick enttäuschend, ist das Erkenntnispotential, das sich daraus ergibt, jedoch erhellend. Erfahrung und Praxis – zentrale Werte der politischen Kultur in Amerika – bestimmten auch die Wahrnehmung der amerikanischen Freiheit bei deutschen Einwanderern, die zum Teil politisiert, aber in der Regel nicht von intellektuellen oder wissenschaftlichen Auseinandersetzungen beeinflusst waren.

2.3 Gleichheit

Das amerikanische Ideal von Freiheit und Gleichheit schlägt sich auf zwei Ebenen nieder. Zunächst auf der rechtlichen, zu deren Bedeutung und deren Prinzipien sich der Jura-Studienabbrecher Lorenz Degenhard äußert, wie die Wahl von Geschworenen und die Öffentlichkeit der Prozesse, welche auch die Handwerker Johann Hermann Spannagel und Gotthelf Willig verinnerlicht haben.⁴³⁶

Der tiefreligiöse badische Methodist Johann „*John*“ Bauer, der aus der Gegend von Bruchsal 1854 in die USA kam und sich dort eine sichere Existenz als Farmer aufbaute, ergänzt die rechtliche Gleichheit um eine weitere Gleichheitsdimension: „*der wahre & gute Amerikaner geht von dem Grundsatz aus daß alle Menschen von Gott erschaffen sind gleiche Rechte zu haben*“. Und das gelte auch für den Präsidenten: „*wenn wir einen ungerechten Präsidenten haben, so können wir nach 4 Jahren einen andern wählen und ihn selbst wegen gewisser Verbrechen während seiner Dienstzeit vor 's Gericht stellen*.“⁴³⁷ Aus diesem Grundsatz ergibt sich folglich auch eine ganz andere Stratifikation der amerikanischen Gesellschaft, wie dem ebenfalls sehr religiösen Lutheraner Johann Pritzlaff auffällt: „*Es herrscht eine ziemlich Gleichheit unter den Menschen hier in Amerika. Die Hohen und Reichen schaemen sich nicht umzugehen mit den Armen und Niedrigen. Dient einer dem anderen, so ist er nicht gebunden an irgend eine*

⁴³⁶ Lorenz Degenhard: Brief vom 24.12.1840. FBG, DABS, Benzler/Degenhard; Johann Hermann Spannagel: Brief vom 27.12.1848. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel; Gotthelf Willig: Brief vom 30.3.1852. FBG, DABS, Kuntze/Willig.

⁴³⁷ Johann Bauer: Brief vom 20.5.1860. FBG, DABS, Bauer-Reinhard/Bauer; Ders.: Brief vom 2.2.1867.

Zeit, sondern er geht ab wenn er will; ein jeder ist sein eigener Herr.“ Diese Dimension sozialer Gleichheit malt Joseph Bayer mit einer weiteren Szene aus:

„benachrichtige ich sie hierbey, daß Herr Doctor Hecker vor einige Tage in New York angekommen ist sein Empfang war ausgezeichnet schön Der Bürgermeister und Stadtrath hat ihn herzlich durch eine anrede bewillkomt worauf er dankend erwiederte worauf ihm dan daß zimer des Governor eingeräumt wurde zum empfangnahme seiner Deutschen Freunde eine Ehre welche nur dem Presitenten der Vereinigten Staaten zu theil wird im falle er New York besuchen solte eine solche Ehre ist noch kaum weder einem Kaiser noch König angethan worden, den dieße Schurken sind sie nicht wehrt.“⁴³⁸

Der „*Mensch unter Menschen*“ als Symbol für das amerikanische Verständnis von Gleichheit und Freiheit bindet, ausgehend vom Naturrecht, soziale und rechtliche Gleichheit zusammen und zeigt die Bedingtheit der Dimensionen auf. Nicht zuletzt an diesem Beispiel sticht auch die Narration der Lebenswelt ins Auge: Oft wird nicht abstrakt berichtet, sondern in Mikronarrativen die – in diesem Fall politische – Wirklichkeit geschildert und damit verstärkt und transportiert. Damit ist eine nicht unwesentliche Funktion der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit, die sich auf das Amerikabild und damit die Auswanderungsmotivation auswirkte, benannt.

Weniger erzählerisch, aber sehr aufschlussreich kommen die lebensweltlichen Eindrücke der Verschränkung von Freiheit und Gleichheit bei den Auswanderern Bernard Eilers aus Rheine und Johann Otto Kuhlenhölter, einem Freikirchenanhänger aus dem lippischen Pillenbruch, zur Geltung. Beide wanderten in den frühen 1850er Jahren aus und schlagen in ihren höchst unterschiedlichen Briefen den Bogen von der zuvor erörterten amerikanischen Ordnung über die fehlende Willkürherrschaft hin zu ihren individuellen Gleichheitsvorstellungen. Für Eilers ist die USA „*ein herliches und schönes Land*“, denn dort könne „*ein jeder treiben was er will*“. Es gebe weder „*Polisej oder gendarmen*“ – noch „*Untervogt und [...] Bauerrichter*“ oder „*Feuerherr*“ [= Feudalherr], wie Kuhlenhölter hinzufügt. Trotzdem, so Eilers, habe „*alles [...] seine gute Ordnung. hier ist das Land von Freiheit und Gleichheit. der Arme gilt so viel wie der Reiche.*“ Während Eilers Gleichheit und Freiheit eher als das Fehlen sozialer Hierarchien begreift – es sei an die persönlichen Unfreiheitserfahrungen, mit denen das Kapitel eröffnet wurde, erinnert – besteht es für Kuhlenhölter in der Religionsfreiheit: „*In diesem freien*

⁴³⁸ Joseph Bayer: Brief vom 8.10.1848, in: *Paul*, Briefe (wie Anm. 373), S. 173.

*Lande braucht man auch den Hut vor Niemand anders abnehmen als vor unserem Herrgott. In diesem freien Lande kann ein jeder seines Glaubens leben wie er will.*⁴³⁹

Rechtsgleichheit, soziale Gleichheit und individuelle Freiheit hängen in den Erfahrungsberichten der Auswanderer eng zusammen, ein Blick auf die einzelnen Bürgerrechte scheint lohnenswert.

2.4 Bürgerrechte

In einigen der Briefserien wurden auch explizit einzelne Bürgerrechte thematisiert, neben dem Wahlrecht und der rechtlichen Gleichheit insbesondere die Pressefreiheit.⁴⁴⁰ Der später desillusionierte Dietrich Gerstein erhebt diese ganz im Sinne des *bulwark of liberty* zum Grundstein einer republikanischen Gesellschaft, mehr noch: *„durch Presse und freisinnigste Institutionen ist das republikanische Leben in das Volk selbst gedrungen“*.⁴⁴¹ Neben der auf die Familiensituation zurückzuführenden emotionalen Aufladung sticht auch hier die Vermenschlichung des Staats durch das Medium Presse ins Auge.

Einen alltagspraktischen Blick auf den Umgang mit der Presse gewährt der Handwerker Georg Heinrich Isemann 1838 – der sarkastische Unterton ist nicht zu überhören:

*„Könnte ich Ihnen doch nur gelegentlich einen halben Jahrgang der deutschen Staatszeitung senden [...]. [...] Die kleinste Europäische Neuigkeit wird gerügt, bis zum Fürstlichen Küchenzettel, die Verhaftung des Erzschelms von Cöln, die Rede des Pabsts, kurz die Todenliste der Gelehrten, die geheimen Cabinetsbeschlüsse, die 36000 Gulden Schenkung ans Kloster Frauenworth [...].“*⁴⁴²

Isemann unterstreicht den Wert einer freien Presse und suggeriert, die amerikanische Presse vermöge besser über die deutschen Verhältnisse zu informieren als die deutsche Presse selbst, die, wie in der Einleitung gezeigt, zu dieser Zeit massiven Einschränkungen unterlag. Die *New Yorker Staats-Zeitung*, auf die sich Isemann höchstwahrscheinlich bezog, war die weitverbreitetste deutschsprachige Zeitung seiner Zeit und widmete den Vorkommnissen in

⁴³⁹ Bernard Eilers: Brief vom 18.2.1852. [Online unter: <http://www.rheineahnen.de/listdoc/brief.html>; zuletzt abgerufen am: 14.05.2019]; Johann Otto Kuhlenhölter: Brief vom August 1851. [Online unter: <http://www.lippe-auswanderer.de/briefe/kuhlenhoelter.htm>; zuletzt abgerufen am: 14.05.2019].

⁴⁴⁰ Die Religionsfreiheit wird aufgrund ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und Komplexität in einem separaten Kapitel behandelt.

⁴⁴¹ Vgl. Section 12, Virginia Declaration of Rights. Final Draft, 1776. [Online unter: http://www.gunstonhall.org/georgemason/human_rights/vdr_final.html; zuletzt abgerufen am: 05.11.2018].

⁴⁴² Georg Heinrich Isemann: Brief vom 12.4.1838, in: *Paul*, Briefe (wie Anm. 373), S. 151.

Deutschland und Europa viel Aufmerksamkeit. Durch den Wegfall der Zensur in den USA ist es durchaus möglich, dass dort Dinge geschrieben wurden, die man in Deutschland unter Verschluss hielt.⁴⁴³

Auch der Arbeiter Martin Weitz, der 1854 aus der verarmten Gemeinde Schotten im Vogelsberg (Großherzogtum Hessen) in die USA emigrierte und die amerikanische Freiheit beinahe frenetisch preist, bekundet, dass man in den USA stets gut über Politik informiert sei.⁴⁴⁴ Er berichtet über die Wahl von 1856, in welcher der Demokrat James Buchanan den ersten Kandidaten der jüngst gegründeten Republikaner, John C. Frémont, besiegte und stellt klar: „*es wird vor die gute Sache gearbeitet Tag täglich es ist bei uns in Amerika Pressfreiheit wo Alle Schande an den Tag kommen*“.⁴⁴⁵

Freilich ist auch die Reisefreiheit ein oft thematisiertes Bürgerrecht. Für Johann Bauer ist „*die freie Bewegung*“ sogar „*das meiste was dem Menschen America theuer macht*“.⁴⁴⁶ Diese Wertschätzung der Freizügigkeit klingt ebenfalls in den Zeilen Pritzlaffs an: „*Man kann auch frei und ungehindert reisen durch ganz Amerika ohne etwa einen Pass oder dergleichen. Es wird hier ueberhaupt viel gereist*“.⁴⁴⁷ Das konnte man schon in den Briefserien Christian Sydows und Henriette Bruns' nachvollziehen, die mit ihren ausgedehnten Reisen das Unverständnis ihrer Verwandten evozierten. Dass ausgedehnte Reisen innerhalb Deutschlands – oder gar Europas, das flächenmäßig bis Ende des Jahrhunderts von den USA annähernd eingeholt wurde – schwierig zu realisieren waren, lag schon an den vielen Grenzübertritten, die meistens nur unter Vorlage einer Berechtigung und durch Entrichtung einer Gebühr vollzogen werden konnten.⁴⁴⁸ Addiert man die anfallenden Reisekosten, ist das Unverständnis gegenüber den meist aus Gründen finanzieller Engpässe emigrierten Verwandten und Bekannten durchaus nachvollziehbar. Betrachtet man wiederum die sozialen Netzwerke der Deutschamerikaner und das günstige Mobilitätsangebot in den USA, dürften auch Fernreisen deutlich günstiger ausgefallen sein als in Deutschland und Europa. Dass die Sorge um die Grenzübertritte in Deutschland zum Alltag gehörte, konnte man bereits bei Lorenz Degenhard lesen, der eine Verhaftung und den Zwangseinzug zum Militärdienst zu befürchten hatte. Jedoch auch ohne drohende Strafverfolgung war die zum Teil unübersichtliche Rechtslage Grund für Bedenken, wie Ernst Gottlieb Leistritz schreibt: „*[I]ch hatte den Vorsatz schon lange im Kopfe, u. jetzt mußte ich ihn vollführen, doch wußte ich nicht ob es mir würde so durch gehen weil ich keinen Paß*

⁴⁴³ Vgl. Einleitung in: *Helbich*, Briefe (wie Anm. 12), S. 27.

⁴⁴⁴ Vgl. Kurzbiographie in: *Ebd.*, S. 318.

⁴⁴⁵ *Martin Weitz*: Brief vom 13.11.1856, in: *Ebd.*, S. 336, 338.

⁴⁴⁶ *Johann Bauer*: Brief vom 11.4.1868. FBG, DABS, Bauer-Reinhard/Bauer.

⁴⁴⁷ *Johann Carl Wilhelm Pritzlaff*: Brief vom 23.4.1843. FBG, DABS, Clemens/Pritzlaff.

⁴⁴⁸ *Schubert*, Illegal Migration (wie Anm. 222).

außerhalb den deutschen Bunde hatte, doch hatte es hier keine Noth wer nur Geld hat dem steht in einer Seestadt die ganze Welt offen.“⁴⁴⁹

2.5 Die bedrohte und die trügerische Freiheit

Die affirmativen Stimmen dominierten das Sample bislang, obwohl die Einzelfallanalysen immer wieder Erfahrungen von Unfreiheit, Bedrohungen und Trugschlüsse der Freiheit aufgedeckt haben. Am drastischsten drang das bei Dietrich Gerstein und Julius Berends durch. Berends, von Frühsozialismus und Arbeitervereinswesen geprägt, kritisiert entgegen der vielen Bekundungen von „*Freiheit und Ordnung*“ die „*Abwesenheit jeder Kontrolle*“ nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg. Er gründet das auf seine Beobachtungen von Korruption, die einen regelrechten „*Ekel*“ in ihm hervorgerufen hätten.⁴⁵⁰ Das wird im knappen Kapitel zur Freiheit in Auswandererbriefen in der von Wolfgang Helbich herausgegebenen Edition „*Alle Menschen sind dort gleich*“ ebenfalls beklagt: Durch Pöbeleien und Korruption entstünde eine „*Gährung der ,democracy*“, so der Kaufmann Alfred Bennecke aus Hamburg, der sich von 1844 bis 1847 in New York aufhielt – die Regierung „*verpufft in anderen Gemeinheiten*.“⁴⁵¹

In der Frühphase des untersuchten Zeitraums bezog sich die Kritik vor allem auf die Finanzpolitik, wie in einigen Fällen gezeigt werden konnte, und der virulente Gebrauch von Begriffen wie „*Geld-Aristokratie*“ oder „*(Papiergeld-)Schwindel*“ unterstreicht die gefühlte Bedrohung der republikanischen Freiheit durch die Auseinandersetzungen um Goldstandard und Nationalbank vor dem Bürgerkrieg sowie Reconstruction und Hochindustrialisierung danach.⁴⁵² Doch während der rüstige Johann Hermann Spannagel, der gottesfürchtige Johann Bauer und der politisch aktive Bernhard Bruns sich davon nicht beirren lassen, schreibt Gerstein diesem fortwährenden Zustand eine Mitschuld an seinem Scheitern zu und bedient – wie einige andere auch – antisemitische Ressentiments. Diese Zusammenhänge sollen im folgenden Kapitel zu Wirtschaft und Freiheit vertieft werden.

⁴⁴⁹ Ernst Gottlieb Leistriz. Brief vom 20.9.1847. [Online unter: <https://wolfgang-leistriz.jimdo.com/auswandererbrief-von-1847/>; zuletzt abgerufen am: 14.05.2019].

⁴⁵⁰ Julius Berends: Brief vom 25.6.1871. FBG, DABS, Berlin/Berends.

⁴⁵¹ Helbich, Amerika (wie Anm. 240), S. 124; vgl. zur Wahrnehmung von Korruption: Joachim Reppmann: Freedom, Education and Well-Being for all. North Americans in the USA 1847-1860. Carlisle 1999, S. 91.

⁴⁵² Vgl. z.B. Dietrich Gerstein: Brief vom Januar 1858. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein; Bernhard Bruns: Brief vom 6.6.1839. FBG, DABS, Schulz/Bruns; Johann Hermann Spannagel: Brief vom 2.5.1841. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

3. Wirtschaft und Freiheit

Auch wenn das dieser Arbeit zugrundeliegende Sample es nicht eindeutig widerspiegelt, war der Großteil der deutschen Amerikaauswanderung im Untersuchungszeitraum wirtschaftlich bedingt.⁴⁵³ Seit Mitte des 18. Jahrhunderts war Deutschland von einem nie dagewesenen Bevölkerungswachstum ergriffen, dem bis weit ins 19. Jahrhundert ein Mangel an Beschäftigungsmöglichkeiten gegenüberstand. Die schleppende Proto- und Frühindustrialisierung war immer wieder von Krisen in verschiedenen Gewerben, wie der Textil- und Eisenverarbeitung im Westen Deutschlands, betroffen, was die Absorbierung der Arbeitssuchenden weiter erschwerte. Phänomene wie die Realteilung in Südwestdeutschland, die eine Parzellierung der Höfe nach sich zog, oder das Anerbenrecht in Nordostdeutschland, das die Aggregation von Großgrundbesitz und die Entwicklung einer frühkapitalistischen Landwirtschaft begünstigte, wirkten als zusätzliche Faktoren, die zusammengenommen zu einer Entstehung unterbäuerlicher Schichten in unbekanntem Ausmaß führten. Der daraus resultierende *Pauperismus* wurde als Fanal einer neuen Epoche wahrgenommen und setzte gewaltige soziale Dynamiken frei, unter anderem eine Arbeits- und Armutsmigration, die bald über die Grenzen Europas hinausging und mitunter staatlich gesteuert wurde – wie im Zusammenhang mit den Reiseberichten gezeigt werden konnte.⁴⁵⁴ Aufgrund des regional zum Teil noch niedrigen Alphabetisierungsgrades, zumindest aber wegen der mangelnden Übung im Vielschreiben kommt die schweigende Mehrheit der Wirtschaftsauswanderer aus den untersten Gesellschaftsschichten nur in wenigen Briefen oder gar Briefserien zu Wort.⁴⁵⁵ Neben den Beispielen, die gefunden werden konnten, geben aber auch die Zeugnisse politisch bedingter Auswanderung einen guten Einblick in das Erfahren wirtschaftlicher Freiheit.

3.1 Erwartungen der Freiheit: Wirtschaftsphilosophien

Es ist Johann Hermann Spannagel, der kämpferische Streiter für die republikanische Freiheit, der 1848 die Handelsfreiheit explizit in einem Atemzug mit den anderen in den USA verfassungsmäßig gewährten Bürgerrechten nennt.⁴⁵⁶ Das sieht auch die kommunistisch geprägte Mathilde Anneke so, die schon kurz nach ihrer Ankunft – und in etwa zeitgleich mit

⁴⁵³ *Helbich*, Briefe (wie Anm. 12), S. 12f.

⁴⁵⁴ *Wehler*, Reformära (wie Anm. 279), S. 7ff., 281ff.; *Nipperdey*, Bürgerwelt (wie Anm. 21), S. 219ff.; *Helbich*, Briefe (wie Anm. 12), S. 12f.

⁴⁵⁵ *Wehler*, Reformära (wie Anm. 279), S. 485; *Nipperdey*, Bürgerwelt (wie Anm. 21), S. 463.

⁴⁵⁶ *Johann Hermann Spannagel*: Brief vom 27.12.1848. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

Spannagel – den Zusammenhang von Republik, freier Wirtschaft und einem überschaubaren Staatswesen herausstellt:

„Übrigens kann man in diesem gesegneten Lande die materiellen Vorteile einer Republik praktisch begreifen lernen. Wohlhabenheit ist überall, und wer Luxus machen will, darf's wahrhaftig nicht auf Landeskosten. – Das Beamtentum ist sehr klein – die höchsten Gehälter durchschnittlich 1600 Gulden (etwa 700 Taler). Am herrlichsten und schönsten sind die Schulen eingerichtet.“⁴⁵⁷

Auch Johannes Finger, ein mennonitischer Auswanderer, der als Müller und Bauer sein eigenes Gut im pfälzischen Wachenheim hatte und vermutlich aus religiösen Gründen nach Pennsylvania ausgewandert war, bekennt 1847 nach dreißigjährigem Aufenthalt gegenüber seinem Bruder, der sein eigenes Gut in Deutschland erfolgreich weiter bewirtschaftet hatte: *„Ja [...] daß ist daß freie gelobte Land [...] ein jeder kann sein geschäft aufsetzen wo und was er will.“* Und das sei ein *„Haupt artikel von unsre freiheit.“*⁴⁵⁸ Der 48er Georg Christian Heubach entgegnet seinem Bruder 15 Jahre nach seiner Auswanderung:

„[...] ich muß mich schämen es zu sagen das Deutschland noch in 14ten Jahrhundert lebt gegen America ich kann Urtheilen den ich bin lang genug in dießen Land den unterschied kann man sehen wen man welche kürzlich von Deutschland sieht. Die vereinigten Staaten sind fort geschritten for der alten Welt in jeder Beziehung in Kunst und Wissenschaft in Lernen und Maschienen und in allen was man sich nur denken kann, es ist eine Schule für jeden. Der Yankee wie man den Amerikaner nent er treibt alles auf das höchste den Vorsatz wo er sich for nimt den läßt er nie fallen und wenn er alles verliert in seiner Unternehmung (I am broken) das heißt ich habe alles verloren so fängt er wieder an in kleinen, wie der Jude mit alten Eisen zu sammeln, bis er endlich wieder erreicht eine Höhe von Tausende. (Nothing impossible) nichts ist unmöglich, das ist der Amerikanische Charakter.“⁴⁵⁹

Und diesen Fortschrittsgeist verkörpert Heubach selbst – als Besitzer eines Fotoapparats und Betreiber einer Mühle: *„es ist mehr eine Fabrik, es wird alles mit Maschinen*

⁴⁵⁷ Mathilde Anneke: Brief vom 15.8.1849, in: Wagner, Anneke (wie Anm. 425), S. 64.

⁴⁵⁸ Johannes Finger: Brief vom 16.5.1847. [Online unter: <https://www.auswanderung-rlp.de/quellen-zu-auswanderern/auswandererbriefe/familie-finger/j-finger-vom-16-mai-1847.html>; zuletzt abgerufen am: 13.12.2019].

⁴⁵⁹ Georg Christian Heubach: Brief vom 13.5.1864. FBG, DABS, Eichhorn/Heubach.

betrieben.“⁴⁶⁰ Er selbst sei zwar nicht der Eigentümer, habe die Mühle aber gebaut und mahle täglich. Zwar wurden Dampfmaschinen auch in Deutschland ab dem frühen 19. Jahrhundert in Betrieb genommen, in England und den USA waren sie jedoch weiter verbreitet und repräsentierten die dort voranschreitende Industrialisierung. Nipperdey nennt eine Gesamtleistung deutscher Maschinen um 1850 von 260.000 PS, während die USA bereits auf über 1,6 Mio. kamen.⁴⁶¹ Die Auswirkungen der *market economy*, die durch die große Freihandelszone zwischen den amerikanischen Bundesstaaten entstanden war, und der Gewerbefreiheit, die in Deutschland bis weit ins 19. Jahrhundert immer wieder durch ständische Traditionen, „*Zunftmentalität*“ (Nipperdey) und Rückschläge in der Wirtschaftspolitik (beispielsweise in Preußen die Phase zwischen 1815 und 1834, also dem Aushebeln der Preußischen Reformen und der Gründung des Zollvereins) eingeschränkt wurde, werden von den Auswanderern auch mit Blick auf das zunehmend industrialisierte Deutschland hervorgehoben.⁴⁶² So schreibt der aus Bremen stammende Heubach 1864, dass „*ziemlich eine Revolution unter den Geschäften betrieben wird seyde der Gewerbsfreiheit. Es schadet nichts damit lernt nur der Mensch, in einigen Jahren wird das alles wieder in Ordnung gehen, durch dießes werden nur Menschen mehr aus gebildet und die Geistesgaben werden dadurch entwickelt bei manchen Armen, den in Zukunft wird niht Geld und Dumheit, sondern Geld und Geschicklichkeit sich mit ein ander vereinigen.*“⁴⁶³ In der unabhängigen Hansestadt Bremen wurde 1861 die Gewerbefreiheit eingeführt und Heubach überträgt seinen erfolgreichen Aufstieg in den USA auf die neuen Chancen, die sich nun in Bremen ergeben. Außerdem erweitert er die Idee der *Sozialisation zur Freiheit*, die bisher vor allem politisch begründet war, um die wirtschaftliche Dimension.⁴⁶⁴

Eine ähnliche Zukunftsvision, wenngleich ohne diese sozialpsychologische Tiefe, hat auch der 48er Friedrich Kapp, der sich in den USA vom radikalen Kommunisten zum Liberalen gewandelt hatte und ebenfalls in den 1860ern während einer Besuchsreise über den wirtschaftlichen Fortschritt in Deutschland staunt: „*Die Zukunft Deutschlands steckt nicht mehr in seiner studierenden, resp. auf Universitäten herumbummelnden Jugend, sondern in den jungen Technikern, Industriellen und besseren Handwerkern.*“⁴⁶⁵ Frappierend ist die Ähnlichkeit zur

⁴⁶⁰ Ders.: Brief vom 10.2.1864.

⁴⁶¹ Nipperdey, *Bürgerwelt* (wie Anm. 21), S. 199.

⁴⁶² Daniel Walker Howe kommt, ausgehend vom aktuellen Forschungsstand, zu dem Schluss, dass in den USA bereits im 18. Jahrhundert eine Marktwirtschaft (*market economy*) existiert habe: Howe, *What hath God Wrought* (wie Anm. 35), S. 5; Nipperdey, *Bürgerwelt* (wie Anm. 21), S. 180.

⁴⁶³ Georg Christian Heubach: Brief vom 13.5.1864. FBG, DABS, Eichhorn/Heubach

⁴⁶⁴ Vgl. Artikel „Die Publikation des neuen Bremischen Gewerbegesetzes“, in: *Bremer Handelsblatt* Nr. 495, 6.4.1861, S. 1.

⁴⁶⁵ Friedrich Kapp: Brief vom 23.10.1862, in: Hans Ulrich Wehler (Hrsg.): *Friedrich Kapp Vom radikalen Frühsozialisten des Vormärz zum liberalen Parteipolitiker des Bismarckreichs. Briefe 1843-1884*. Frankfurt am Main 1969, S. 77f.

ehemaligen politischen Weggefährtin Kapps, Mathilde Anneke, die sich 1863 selbst einen Eindruck machte und aus Essen schreibt:

*„Das Leben hier ist so großartig in seiner Entwicklung, in seinem industriellen Treiben, daß es mir fast erscheint, als ob es alles überrage, was ich jemals gesehen habe. [...] Welch einen großartigen Aufschwung hat dieses Land genommen. Wie sind die Menschen kühn und unternehmend geworden, aber wie fehlt es im preußischen Vaterlande an Männern, an Kapazitäten.“*⁴⁶⁶

Und auch für Julius Berends, den linksliberalen 48er aus Berlin, der sich mehr mit den deutschen als mit den amerikanischen Verhältnissen befasste, ist die *„Freizügigkeit u die Einheit des Handelsterritoriums“* der (nord-)deutschen Staatsgründung ein *„großer Gewinn“* – ohne jedoch dieselben Vorzüge, die in den USA bereits existieren, zu würdigen.⁴⁶⁷

In den USA ging es nach eigenen Aussagen den wenigsten Eingewanderten darum, Reichtümer aufzuhäufen. Christian Sydow und der ostwestfälische Auswanderer Ferdinand Engelking verbalisieren als einzige ihr Ziel, in den USA reich zu werden. Beide Männer verbindet, dass sie Einkommen als Form von Unabhängigkeit begriffen und die erfolgreiche Landwirtschaft als Weg dahin. Für Sydow ist das Farmerleben das unabhängigste der Welt, bei Ferdinand Engelking liest es sich ähnlich.⁴⁶⁸ Noch in Deutschland offenbart er seiner Schwester Auguste, *„nach America auszuwandern, um mir dort als Pflanze eine unabhängige Stellung zu erwerben“*. Mit seinem eigenen Land werde er *„bald zu einem vermögenden Manne gedeihen.“*⁴⁶⁹ Seiner Schwester Malwine schreibt er kurz darauf, er wolle versuchen Tabak und Baumwolle anzubauen. *„[G]elingt es mir nicht, reich zu werden“*, so Engelking, solle *„wenigstens ein bescheidener Wohlstand“* erreichbar sein.⁴⁷⁰ Ein Vermögen konnte Engelking in Texas nicht aufbauen, aber bis zum Bürgerkrieg gelang es ihm, seine Familie gut zu ernähren. Er *„liebe [...] völlige Unabhängigkeit“* und *„das Bewußtsein, Herr auf eigenem Grund und Boden zu sein“*.⁴⁷¹ Er strebte aber nach weiterer Verbesserung: *„Die Vermehrung meines Viehes wird mich, wenn ich sonst kein Unglück habe, bald zu einem wohlhabenden Manne machen, unabhängig kann ich mich jetzt schon nennen.“*⁴⁷²

⁴⁶⁶ Mathilde Anneke: Brief vom 20.10.1863, in: Wagner; Anneke (wie Anm. 425), S. 189.

⁴⁶⁷ Julius Berends: Brief vom 24.5.1867. FBG, DABS, Berlin/Berends.

⁴⁶⁸ Christian Sydow: Brief vom 2.5.1858. FBG, DABS, Birkner/Sydow.

⁴⁶⁹ Ferdinand Engelking: Brief von 1839, in: Engelking/Roeder; Engelking Briefe (wie Anm. 403), Positionen 233, 244 (Kindle eBook).

⁴⁷⁰ Ders.: Brief vom 1.9.1839, in: Ebd., Position 211 (Kindle eBook).

⁴⁷¹ Ders.: Brief vom 15.2.1841, in: Ebd., Position 544 (Kindle eBook).

⁴⁷² Ders.: Brief vom 5.6.1843, in: Ebd., Position 1132 (Kindle eBook).

3.2 Die Erfüllung der Freiheit: Unabhängigkeit und Selbstständigkeit

Der Landerwerb und die vielen scheinbar unkomplizierten Geschäftsgründungen belegen das hohe Maß individueller Autonomie im amerikanischen Wirtschaftssystem. Der von Jefferson in die Welt gesetzte Mythos des unabhängigen Kleinbauern, dem *yeoman*, hat zwar das Bild vom deutschen Amerikaauswanderer nachhaltig geprägt, doch mit der Amerikanischen Revolution war die Mittelschicht zur dominanten Sozialformation geworden und brachte bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts den *businessman* hervor – den individualistischen Unternehmer, der mit dem Wunsch nach kontinuierlicher Optimierung seines Betriebs voranstrebt.⁴⁷³ Grundlage dafür war die wirtschaftsfreundliche Verfassung bzw. die Verfassungen der Einzelstaaten, die auf Handelsfreiheit und Eigenverantwortung setzten, reguliert wurde bis zu den großen Anti-Trust-Gesetzen im ausgehenden 19. Jahrhundert allenfalls, um Anreize zu schaffen.⁴⁷⁴ Damit stand es einem Jeden offen, ein Unternehmen zu gründen, falls er das nötige Kapital aufwenden konnte: schätzungsweise 300 Dollar benötigte man in den 1830er Jahren für den Bau eines Krämerladens, dem Archetyp des Kleinunternehmens. Der Warenbestand hatte in den meisten Läden einen Gegenwert von 1.500 bis 3.000 Dollar und wurde in der Regel von Großhändlern über Kredit bezogen.⁴⁷⁵ Damit waren die Schwellen für die Gründung eines Ladengeschäfts denkbar niedrig, der gut vernetzte Markt, der Kapitalfluss und die niedrigen staatlichen Eingriffe durch Bürokratie und Steuern setzten bis zur Jahrhundertmitte einen deutlichen Kontrapunkt zur wirtschaftlichen Lage und deren Rahmenbedingungen in Deutschland.⁴⁷⁶

Julius Berends schwört trotz aller Vorbehalte gegen Amerika und seiner andauernden Verbundenheit zu Deutschland auf diese „*Unabhängigkeit*“ als Kaufmann, Johann Scheffelt bedauert, dass viele vermögende Deutsche nicht in die USA emigrieren und an den „*Gelegenheiten für Unternehmungen*“ teilhaben.⁴⁷⁷ Christian Sydow, Johann Pritzlaff, Georg Heubach und Georg Wilhelm Schwarting gründeten erfolgreich Geschäfte – Männer verschiedenen Alters, unterschiedlicher Generationen und mit divergierenden Auswanderungsmotiven. Selbst Lorenz Degenhard, dessen Luftschlösser eben solche blieben, insistiert auf die

⁴⁷³ Wood, *Empire* (wie Anm. 35), S. 30f., 322.

⁴⁷⁴ Tony A. Freyer: *Business Law and American Economic History*, in: Robert E. Gallman/St Stanley L. Engerman (Hrsg.): *The Cambridge Economic History of the United States. Vol. 2: The Long Nineteenth Century*. Cambridge 2000, S. 435–482, hier S. 436; Lawrence M. Friedman: *A History of American Law*. 3. Aufl. New York 2005, S. 120f.; Mansel G. Blackford: *History of Small Business in America*. Chapel Hill/London 2003, S. 26f.

⁴⁷⁵ *Ebd.*, S. 6f.

⁴⁷⁶ Jürgen Kocka: *Geschichte des Kapitalismus*. München 2013, S. 60ff.; Naomi R. Lamoreux/Daniel M. G. Raff/Peter Temin: *Beyond Markets and Hierarchies: Toward a New Synthesis of American Business History*, in: *American Historical Review* 108 (2003) 2, S. 404–433, hier: S. 411ff.

⁴⁷⁷ Julius Berends: Brief vom 23.9.1857. FBG, DABS, Berlin/Berends; Johann Michael Scheffelt: Brief vom 10.2.1851, in: Ecker, Scheffelt (wie Anm. 365), S. 309.

„Selbstständigkeit und Unabhängigkeit“ eines Kaufmannes; andere, wie Bernhard Bruns, versuchten zumindest, ein Geschäft aufzubauen. Die beiden ausführlich porträtierten Frauen Henriette Bruns und Mathilde Anneke konnten beide von der Gewerbefreiheit profitieren, indem sie ihre „selbstständige Existenz“ (Anneke) durch den Betrieb einer Pension oder einer Druckerei bzw. später einer Schule sicherten.⁴⁷⁸

Neben den gängigen Freiheitssynonymen oder -hyponymen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit liest man immer wieder Varianten der Formel „Amerika ist ein gutes Land, wo jeder fleißige Man mit oder ohne Familie einen eigenen Herdt gründen Kan“ und Johannes Dünnebacke verbindet dies kurz nach seiner Ankunft mit einer Freiheitserfahrung – allerdings mit einer Einschränkung: „Keinem ist die Reise nach hierhin mehr anzuraten, als ledigen, arbeitsfähigen Leuten. Diese können sich geschwind ein ziemliches Vermögen sammeln, sich eigenes Land kaufen, und, was noch mehr ist, aller Sklaverei dorten entgehen.“⁴⁷⁹

Der pfälzische Sattler Georg Heinrich Isemann, der den Lebensmittelpunkt seiner Familie in den 1830ern erfolgreich in die USA verlegte, preist die USA in den Briefen an seinen Freund Adam Müller immer wieder und weist in einem bereits zitierten Briefausschnitt darauf hin, dass nicht alle deutschen Auswanderer die Freiheitserfahrung konsequent auskosten würden – „Unterwürfigkeit und Sklaverei gewöhnt“, arbeite er „als Knecht oder Gesell.“⁴⁸⁰

Johann Jacob Göhring, der 1850 mit 29 Jahren als gelernter Schreiner aus der Pfalz auswanderte, in den USA unter anderem als Klavierbauer Beschäftigung fand und eine Familie gründete, kann dieser von Isemann belächelten Gruppe der „Knecht[e] und Gesell[en]“ eher nicht zugeordnet werden.⁴⁸¹ Er verpackt sein Credo in einer schönen Allegorie: „Wieviel Honig wir bekamen werde ich Euch nächstens schreiben. Auch wollt ihr wissen ob wir einen Metzger haben wenn wir schlachten die Antwort lautet Nein! hier ist jeder sein eigener Metzger.“⁴⁸² In den USA, so die erfolgreichen Farmer Susanne und Mathias Heidrich, sei es eben nicht wie in Deutschland, wo es heißt: „Schumacher bleib bei deinen Leist[en]“, hier könne man „Freier leben und erkreifen was ihr wold.“⁴⁸³ Dem pflichtet auch der Arbeiter Peter Klein bei: „[...] Vater ier wollen wissen ob ich fier mich arbeiten oter für eine heerschaft ich arbeite auf meinem eigentum Vater in Americka gibt es keine heerschaft hier ist ein jeter ein freier agend wen es

⁴⁷⁸ Lorenz Degenhard: Brief vom 20.4.1838. FBG, DABS, Benzler/Degenhard; Mathilde Anneke: Brief vom September 1861, in: Wagner, Anneke (wie Anm. 425), S. 148.

⁴⁷⁹ Karl Ludwig Kühner: Brief vom 31.12.1879. FBG, DABS, Grätschenberger/Kühner; Johannes Dünnebacke: Brief vom 10.2.1839. FBG, DABS, Thiemann/Dünnebacke.

⁴⁸⁰ Georg Heinrich Isemann: Brief vom 12.4.1838, in: Paul, Briefe (wie Anm. 373), S. 149.

⁴⁸¹ Biographie Johann Jacob Göhrings in: Ebd., S. 270.

⁴⁸² Johann Jacob Göhring: Brief vom Januar 1867, in: Ebd., S. 223.

⁴⁸³ Mathias Heidrich/Susanne Heidrich: Brief vom 18.10.1852. FBG, DABS, Vedder/Stöffer; Mathias Heidrich: Brief vom 9.11.1856. FBG, DABS, Vedder/Stöffer.

*mir an einem platz nicht gefallen thut so gehet mann zu einem andern dan hier sind wir alle kleig.*⁴⁸⁴

Das Ideal von Freiheit und Gleichheit findet sich auch in der Wahrnehmung der Wirtschaftsordnung. Im überbevölkerten und sich wirtschaftlich verzögert entwickelnden Deutschland war die soziale Hierarchie in den unteren Gesellschaftsschichten wenig durchlässig, in der aufstrebenden Wirtschaftsmacht USA hingegen ergaben sich alleine durch den – regional und konjunkturell schwankenden – Bedarf an Arbeitskräften und die Grundlagen zum selbstständigen Wirtschaften – vor allem für weiße Männer – andere Möglichkeiten. Das konnte offenbar auch ein Gefühl von Gleichheit und Zugehörigkeit vermitteln, man hatte Optionen und in der Wahl lag eine psychologische Erhabenheit, verglichen mit der sozial-strukturellen Ohnmacht, die gerade die unteren Gesellschaftsschichten in Deutschland zu spüren bekamen. Man war „*sein eigener Herr*“ und nicht mehr eines Herren Knecht.⁴⁸⁵

Grundlage der amerikanischen Wirtschaftsordnung war das Eigentum: für die Einen war es das Geschäft, für die Anderen die Farm. Landbesitz gehörte zu den großen Verheißungen der USA, auch wenn sich im Untersuchungszeitraum insgesamt mehr und mehr Deutsche in den kleineren und größeren Städten ansiedelten.⁴⁸⁶

Mit dem Beschluss der *Northwest Ordinance* im Jahr 1787 wurde das Territorium westlich der Appalachen mit den Flüssen Ohio als südliche und Mississippi als westliche Grenze zur Besiedlung frei gegeben.⁴⁸⁷ Nachdem die zunächst hoch angesetzten Preise und Mindestgrößen der Parzellen bis 1832 immer weiter reduziert wurden, setzte ab den 1830ern ein regelrechter Sturm auf den späteren *Midwest* ein.⁴⁸⁸ Die Mindestabnahme waren nun vierzig Acre (das entspricht etwa sechzehn Hektar) bei einem Preis von 1.25 Dollar pro Acre. Durch den *Louisiana Purchase* von 1803 stand der Regierung noch wesentlich mehr Land zur Verfügung und so wurden bis 1850 1,2 Mrd. Acre Land zur Verfügung gestellt. *Der Donation Land Claim Act* von 1850 und der *Homestead Act* von 1862 waren bereits in der Einleitung Thema, mit ihnen wurde Land letztlich bis zum Ersten Weltkrieg frei erhältlich unter der Auflage, den Boden zu kultivieren.⁴⁸⁹

Angestachelt auch durch Korrespondenzen mit Verwandten und Freunden in den USA versuchten sich viele Auswanderer als Kleinbauern. Verknüpfungen mit persönlichen Freiheits-erzählungen findet man bei Ferdinand Engelking, Christian Sydow oder Johann Pritzlaff, der

⁴⁸⁴ *Peter Klein*: Brief vom 14.2.1858, in: *Helbich*, Briefe (wie Anm. 12), S. 373.

⁴⁸⁵ *Wehler*, Reformära (wie Anm. 279), S. 144, 162f.

⁴⁸⁶ *Helbich*, Briefe (wie Anm. 12), S. 55ff.

⁴⁸⁷ *Freyer*, Business Law (wie Anm. 474), S. 451.

⁴⁸⁸ *Atack/Bateman/Parker*, Agriculture (wie Anm. 177), hier: S. 297.

⁴⁸⁹ *Ebd.*, S. 292, 294, 299.

„kurz bemerken“ möchte, „dass man sich keineswegs von einer hiesigen guten Bauern-Familie solche Begriffe zu machen habe wie etwa bei Euch in Preussen, sondern sie fuehren hier eine weit anstaendigere und freiere Lebensart.“⁴⁹⁰ Für Henriette Bruns war das Stück Land, das sie mit 71 Jahren kauft, auch ein Akt der Unabhängigkeit, selbst wenn sie es nicht so nennt; und der junge Dietrich Gerstein hält ein flammendes Plädoyer für die Arbeit auf einem eigenen Stück Land „umgeben von der freien, freien Luft, die jeder hier athmet, wenn er sie athmen will“, bevor seine Briefe zu einer Chronik des Scheiterns werden.⁴⁹¹

Gerstein belegt in eindrucksvoller Sprache, welche Hürden von den Auswanderern nach dem Landerwerb noch genommen werden mussten. Stellte dieser in finanzieller Hinsicht kaum eine (oder gar keine) Belastung dar, erforderte die Kultivierung von Land und der Bau einer Behausung – selbst bei Erd- und Sodenhäusern – Werkzeug und Viehbestand. Zusätzlich war eine Einhegung erforderlich, die bei vierzig Acres finanziell gehörig zu Buche schlug. Zeitgenössische Berechnungen aus dem Jahr 1860 gingen von etwa 700 Dollar Investitionskosten – ausgenommen das Land – für den Aufbau einer einfachen Farm aus.⁴⁹² Im Gegensatz zu vielen anderen Auswanderern versuchte der erfolgreiche Johannes Finger, der bereits 1817 ausgewandert war, die Situation im Jahr 1847 nicht zu beschönigen: „Ja es ist wahr America hat noch Miliyonen unbebautes Land. Aber Lieber Bruder. Was kann denn eine arme familie hier thun. wenn sie hier ankommen kein Pfennig geld noch 1000 Meilen zu gehen in die Wilder- niß.“⁴⁹³

Für das Scheitern von Gerstein und Bernhard Bruns war aber ein anderer Grund ausschlaggebend, nämlich die mangelnde Erfahrung und Expertise in der Landwirtschaft. Viele Auswanderer mit politischen Motiven kamen mit hehren Vorstellungen einer kleinbäuerlichen Unabhängigkeit in die USA, ohne selbst je ein Feld bestellt zu haben. Diese hoch gebildeten Auswanderer nannte man spöttisch *Latin farmers*, weil sie zwar die lateinische Sprache beherrschten, es aber nicht verstanden, einen Pflug zu führen.⁴⁹⁴

Doch Henriette Bruns weist auch auf eine dritte Schwierigkeit beim Aufbau einer Farm hin: man war oft nicht auf die „wilde, wüste Üppigkeit“ der nordamerikanischen Flora vorbereitet, Christian Sydow geht so weit zu behaupten, er könne „über meinen Wille in dieser Wild- niß nicht verfügen“, als er mit einer Karawane in Richtung Westen reiste. Auch für Gerstein war das Bezwingen der Natur ein entscheidender Faktor. Gerade um dem „rauhem waldigen

⁴⁹⁰ Johann Carl Wilhelm Pritzlaff: Brief vom 23.4.1842. FBG, DABS, Clemens/Pritzlaff.

⁴⁹¹ Dietrich Gerstein: Brief vom 1.5.1854. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

⁴⁹² Atack/Bateman/Parker, *Agriculture* (wie Anm. 177), S. 312f.

⁴⁹³ Johannes Finger: Brief vom 16.5.1847.

⁴⁹⁴ *Ebd.*, S. 111ff.

Westen“ Michigans Herr zu werden, musste man nachgewiesenermaßen viel Geld in Werkzeuge und vor allem Zeit investieren.⁴⁹⁵

Die Prärie, die prädestiniert für die agrikulturelle Nutzung scheint, stellte die Siedler ebenfalls vor Herausforderungen. Zwar musste man den Boden nicht kultivieren, dafür war man dem Wetter schutzlos ausgeliefert und verfügte aufgrund des Mangels an Bäumen kaum über Baumaterial.⁴⁹⁶ Vom Aufbau einer Farm in der Prärie erfährt man in diesem Sample nichts. Über die Wirkung der Prärie der Great Plains kann man aber bei August Blümner lesen: „*Diese unabsehbaren Savannen und Präries machen einen merkwürdigen Eindruck auf Jeden, der sie zuerst sieht. Wie man auf dem Ozean nichts wie Wasser sieht und Himmel, so auf der Prärie Himmel und Gras.*“⁴⁹⁷

3.3 Das Privileg der Freiheit: Reisen

Die Attraktivität der landschaftlich abwechslungsreichen USA für Reisende wird in den Quellen immer wieder deutlich. Christian Sydow reiste mit Handelskarawanen monatelang durchs Land und entwickelte eine regelrechte Obsession, die USA komplett zu sehen, Henriette Bruns fuhr quer durch die USA um ihre Kinder zu besuchen, und Mathilde Anneke war als Frauenrechtlerin bis ins hohe Alter mobil.⁴⁹⁸ Durch den technologischen Fortschritt im 19. Jahrhundert wurde die Wahrnehmung der Weiten Amerikas immer breiteren Bevölkerungsschichten ermöglicht und durch die Art der Fortbewegung beschleunigt.⁴⁹⁹ Die *transportation revolution* führte nach der Staatsgründung zum Ausbau des Straßennetzes, erreichte einen ersten Höhepunkt im *canal building craze* der 1820er und 1830er Jahre und gipfelte im Ausbau der Eisenbahn, als 1869 in Utah der Lückenschluss zwischen Ost- und Westküste gelang.⁵⁰⁰ Die – in Henriette Bruns Fall tatsächlichen und von Sydow befürchteten – ablehnenden Reaktionen der in Deutschland verbliebenen Briefpartner auf die vielen langen Reisen belegen den Vorsprung der USA vor Europa: das Zusammenspiel von rechtlicher Bewegungsfreiheit und

⁴⁹⁵ *Atack/Bateman/Parker*, Agriculture (wie Anm. 177), S. 312f.; *Dietrich Gerstein*: Brief vom 16.10.1853. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

⁴⁹⁶ *Atack/Bateman/Parker*, Agriculture (wie Anm. 177), S. 312, 323.

⁴⁹⁷ *August Blümner*: Brief vom 23.4.1849. FBG, DABS, von Brandt/Blümner.

⁴⁹⁸ *Carl Blümner*: Brief vom 15.5.1857. FBG, DABS, von Brandt/Blümner.

⁴⁹⁹ *Jack Larkin*: *The Reshaping of Everyday Life. 1790-1840*. New York 1988, S. 204f.

⁵⁰⁰ Ebd., S. 211; *Howe*, *What hath God Wrought* (wie Anm. 35), S. 211f.; *Naomi R. Lamoreaux*: *Entrepreneurship, Business Organization, and Economic Concentration*, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): *The Cambridge Economic History of the United States*. Vol. 2: *The Long Nineteenth Century*. Cambridge 2000, S. 403–434, S. 418; *Landauer* (wie Anm. 35), S. 90; *Albert Fishlow*: *Internal Transportation in the Nineteenth and Early Twentieth Centuries*, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): *The Cambridge Economic History of the United States*. Vol. 2: *The Long Nineteenth Century*. Cambridge 2000, S. 543–642, S. 548f., 552f., 572f.

wirtschaftlichem Fortschritt ermöglichte es, für europäische Verhältnisse schier unvorstellbare Distanzen auch als Angehöriger unterbürgerlicher Gesellschaftsschichten zurückzulegen. In Deutschland begann die Mittelschicht in der Mitte des Jahrhunderts innerhalb der deutschen Staaten das touristische Reisen, Freizeitreisen durch ganz Europa blieben, bis auf wenige Ausnahmen, ein Privileg der Oberschicht.⁵⁰¹ Joseph Dünnebacke berichtet in den späten 1880ern, dass, obwohl es „*knape Zeiten für den Farmer*“ seien, seine Frau zu Besuch bei seiner Tochter in Pennsylvania gewesen sei und er selbst eine Reise nach Chicago gemacht habe – sie wohnten in Westphalia, Michigan, man kann also in beiden Fällen von mehreren hundert Kilometern Reisedistanz ausgehen.⁵⁰² Völlig unvorstellbar müssen die Schilderungen Johann Carl Wilhelm Pritzlaffs für einen deutschen Arbeiter gewesen sein: „*Am Kanal [in Buffalo, D. M.] verdienten wir uns in kurzer Zeit bald soviel, dass wir vom einen Platz zum andern reisen konnten, wovon ich auch ein grosser Liebhaber war und jetzt noch bin. Als ich ein Jahr im New York Staat gearbeitet hatte, reiste Herman Roggenbuck und ich nach dem Staate Pennsylvanien, weil dort der Lohn höher war wie im New York Staat.*“⁵⁰³

Er weist auch auf die bereits thematisierte Reisefreiheit innerhalb der riesigen USA hin: „*Man kann auch frei und ungehindert reisen durch ganz Amerika ohne etwa einen Pass oder dergleichen. Es wird hier ueberhaupt viel gereist.*“⁵⁰⁴ Das bezeugte bereits Henriette Bruns mit ihren Ausflügen nach Chicago und Seattle, durch deren Erfahrungen sie ihre Lebensgeschichte letztlich zu einer Pioniererzählung verklärte.⁵⁰⁵

3.4 Der Preis der Freiheit: Heimweh

Doch in den allermeisten Fällen war die Reise praktischer Natur und nicht touristisch. Viele kamen tausende Meilen weit gefahren, siedelten im Westen und bewegten sich nicht mehr nennenswert fort. Und mit der Auswanderung kam (und wuchs) das Heimweh, das eng mit der Geschichte amerikanischer Freiheit verbunden ist.

Viele der Briefschreiber klagen stark über das Heimweh, Henriette Bruns' Todessehnsucht entspricht der Einschätzung des Heimwehs im frühen 19. Jahrhundert als tödlicher Krankheit.⁵⁰⁶ Wie für Henriette Bruns und den jungen Degenhard war die Erinnerung für viele gleichsam Erwartung an eine Rückkehr in vertraute Verhältnisse, weniger konkreter Ort, als eine Zeit,

⁵⁰¹ *Nipperdey*, Bürgerwelt (wie Anm. 21), S. 139.

⁵⁰² *Joseph Dünnebacke*: Brief vom 5.4.1889. FBG, DABS, Thiemann/Dünnebacke.

⁵⁰³ *Johann Carl Wilhelm Pritzlaff*: Brief vom 23.4.1842. FBG, DABS, Clemens/Pritzlaff

⁵⁰⁴ *Ebd.*

⁵⁰⁵ *Henriette Bruns*: Brief vom 22.9.1891. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁵⁰⁶ *Matt*, Homesickness (wie Anm. 345), S. 121.

in die man sich zurück sehnte. Dieser Unterschied zwischen Sehnsucht nach einem Land und einer Zeit kristallisierte sich im 19. Jahrhundert zunehmend als der zwischen Heimweh und Nostalgie heraus.⁵⁰⁷ Mathilde Anneke, Henriette Bruns, Lorenz Degenhard und andere verstanden Heimweh aber auch als ein soziales Konzept der Sehnsucht nach vertrauten Menschen. Durch regelmäßiges Schreiben hielten sie ihre Verbindungen zur Heimat aufrecht, sahen diese bei ihren Geliebten – woraus sich spätestens mit der Familiengründung in den USA ein Dilemma ergab, das in der Regel zugunsten der Kinder mit einer Absage an die alte Heimat entschieden wurde, so bei Mathilde Anneke und Henriette Bruns.

Beide Frauen mussten sich, etwa gleichen Alters, nach dem Tod ihrer Ehemänner allein durchschlagen und konnten sich – auch finanziell – in der amerikanischen Gesellschaft behaupten. Nach ihrer Rückkehr aus dem Schweizer Exil war Mathilde Anneke großer Erfolg beschieden und sie resümiert 1874: „[...] mit dem Schmerz um die verlorene Heimath und mit dem Heimweh nach den Zurückgebliebenen bin ich doch endlich längst fertig geworden und ausgesöhnt und gehöre der neuen Heimath, diesem Land einer stolzen Zukunft ganz und gar an.“⁵⁰⁸ Henriette Bruns baute in etwa zeitgleich ihre Pension auf und entschied sich für den Verbleib in den USA; ihr stehe dort noch mehr „*offen*“ und ihre Kinder müssten den Heimatverlust nicht ebenfalls durchmachen, auch das liest man bei Anneke.⁵⁰⁹

In ihrer Geschichte des Heimwehs in Amerika vertritt Susan J. Matt die Auffassung, dass mit dem Aufkommen der Marktwirtschaft in den USA eine Umwertung des Heimwehs einherging.⁵¹⁰ War es noch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein eine durchaus als todbringend klassifizierte Krankheit, führte das durch die Französische Revolution evozierte Zeitbewusstsein, der durch die Aufklärung beförderte Individualismus und abschließend die Mobilitätsanforderungen einer sich modernisierenden Gesellschaft zur sukzessiven Unterdrückung und Tabuisierung des nun als Gefühl eingestuften Heimwehs.⁵¹¹ Nur über das Überwinden des Heimwehs – so Matt – seien aus den Amerikanern schroffe („*rugged*“) Individualisten geworden: „*the ability to conquer homesickness came to be seen as a sign of one's adaptability, fitness, and modernity.*“⁵¹² Heimweh wurde zu einer Kinderkrankheit erklärt und semantisch zusehends

⁵⁰⁷ *Ebd.*, S. 174.

⁵⁰⁸ *Mathilde Anneke*: Brief vom 28.12.1874, in: *Erhard Kiehnbaum* (Hrsg.): „Ich gestehe, die Herrschaft der fluchwürdigen ‚Demokratie‘ dieses Landes macht mich betrübt...“. Mathilde Franziska Annekes Briefe an Franziska und Friedrich Hammacher. 1860-1884. Berlin/Hamburg 2017, S. 258.

⁵⁰⁹ *Henriette Bruns*: Brief vom 4.4.1864. FBG, DABS, Schulz/Bruns, *Dies.*: Brief vom 23.6.1867 und *Dies.*: Brief vom 10.4.1871.

⁵¹⁰ *Matt*, *Homesickness* (wie Anm. 345), S. 51, 59.

⁵¹¹ *Ebd.*, S. 4, 26; vgl. *Peter Fritzsche*: Specters of History: On Nostalgia, Exile, and Modernity, in: *American Historical Review* 106 (2001) 5, S. 1587–1618.

⁵¹² *Matt*, *Homesickness* (wie Anm. 345), S. 7, 102.

getrennt vom Begriff der temporal verstandenen Nostalgie, der Sehnsucht nach einer vergangenen Zeit.⁵¹³

Am deutlichsten konnte die Verinnerlichung des amerikanischen Individualismus beim jungen Degenhard nachverfolgt werden, und er drückte tatsächlich wiederholt seine Scham über das Heimweh aus. Degenhard entspricht in seiner Selbstkritik, das Klagen über Heimweh sei unmännlich, dem exakten Rollenbild (nicht nur) des Amerikaners seiner Zeit. Seine Verinnerlichung des amerikanischen Ethos und seine ostentative Abkehr vom „*sauerländischen Dreck*“ wirken fast wie eine Karikatur der zu erstrebenden „*independent ethic*“.⁵¹⁴ Und doch konnte er das Heimweh bis zum Schluss nicht vollständig unterdrücken, wagte den Schritt zu einer wirtschaftlichen Existenzgründung in den USA nicht. Dadurch blieb er bis zu seinem frühzeitigen Tod Angestellter.

3.5 Das Schweigen der Freiheit: Lohnarbeit

Für diejenigen, die ihre Existenz nicht „*selbstständig*“ und „*unabhängig*“ sichern konnten, blieben zunächst nur Lohnarbeit oder Rückwanderung. Zu letzterer hat der junge und erfolgreiche Farmer Johannes Dünnebacke eine klare Meinung:

*„Deinem Schreiben nach sind wieder Auswanderer nach Deutschland gekommen, die Amerika nicht loben und auch manche schlecht geschrieben haben, das sind aber gewöhnlich Menschen von einer Art die zu nichts taugen und in Deutschland nicht haben arbeiten wollen und hier auch nichts thun wollen und dazu noch guth leben wollen.“*⁵¹⁵

Sydow und Pritzlaff kamen zunächst mit Lohnarbeit über die Runden und konnten damit ihre Reisen finanzieren. Schwarting bedauert zwar, nicht „*selbstständiger gehandelt*“ zu haben, weil er das von seinem Vater angebotene Startkapital ausgeschlagen hatte, berichtet aber stichwortartig über seinen Ausflug in die Lohnarbeit: „*je weiter südlich, je besseres Klima, je größer der Verdienst, u je besser die Menschen.*“⁵¹⁶ Wilhelm Richter war eine Zeitlang auf einem Hof in Texas beschäftigt und zeigt sich nach ein paar Jahren – auch im Vergleich mit Deutschland, wo er als einfacher Knecht gearbeitet hatte – sehr zufrieden: „*[...] mand hat mehr*

⁵¹³ *Ebd.*, S. 4f., 102.

⁵¹⁴ *Lorenz Degenhard*: Brief vom 8.4.1847. FBG, DABS, Benzler/Degenhard, Ergänzung vom 19.5.; *Matt*, Homesickness (wie Anm. 345), S. 121.

⁵¹⁵ *Johannes Dünnebacke*: Brief vom 27.10.1839. FBG, DABS, Thiemann/Dünnebacke.

⁵¹⁶ *Georg Wilhelm Schwarting*: Brief vom 10.6.1864. FBG, DABS, Neidhöfer/Schwarting.

*freiheit wie bei euch, wen mand bei Bauern ist und gefäld ein nicht soh gut, mand Einige zeit wieder abt und stehd kein gannes Jahr wie bei euch.*⁵¹⁷ Der Verbesserung der Lage für Arbeiter bei einer Auswanderung pflichtet auch der „Nagelschmieds Sohn“ Franz Josef Löwen bei: *„[...] auf einmal zieht an meinem Auge vorüber alle die Plage und Drangsal, denen man als armer, mittelloser, wenn auch ehrlicher Arbeiter dort ausgesetzt war. Nur dadurch konnte ich mich entschließen, die Heimat, die ja doch nicht alle ernähren konnte, zu verlassen.*⁵¹⁸

Wie bereits dargestellt, konnte das wenig industrialisierte Deutschland im frühen 19. Jahrhundert die Massen an Menschen ohne Arbeit kaum aufnehmen. Aufgrund der weiter oben geschilderten Einschränkungen durch einen Mangel an Land, die Macht der noch immer bestehenden oder zumindest informell noch einflussreichen ehemaligen Zünfte und der zögerlichen technischen Innovationen entstand eine ständig wachsende verarmte Unterschicht.⁵¹⁹ Wer es in die USA schaffte, konnte mit besseren Reallöhnen bei geringeren Arbeitszeiten rechnen als in Deutschland, doch die wesentlich größere Arbeiterklasse war von einer durchschnittlich höheren Arbeitslosigkeit betroffen. Trotzdem belegen zeitgenössische Studien aus dem 19. Jahrhundert, dass der Lebensstandard, selbst bei Phasen der Arbeitslosigkeit, bis zum Jahrhundertende höher war als in Deutschland. Auch gab es – wenngleich die Legende vom *Land of Opportunities* durch wirtschaftshistorische Studien unlängst deutlich relativiert wurde – eine gewisse Aufwärtsmobilität. Die Chancen standen für Einwanderer allerdings deutlich schlechter als für gebürtige Amerikaner.⁵²⁰ Insgesamt dürften die Aussichten für Arbeiter in den USA besser gewesen sein, die regionalen Differenzen und vor allem die geforderten spezifischen Fertigkeiten gelernter Arbeiter variierten jedoch stark.⁵²¹ Johann Jacob Göhring, der als gelernter Schreiner eine Zeit lang bei einem Klavierbauer arbeitete, fasst das folgendermaßen zusammen:

„Es kommt hier viel auf Glück an, wie man grad die Plätze trifft, mancher kommt herüber in diß Land u. war in Deutschland ein plumper Ochsenknecht u. verdient des Wochs seine neun Dollar ein anderer der kommt an u. ist der geschikteste Künstler

⁵¹⁷ *Wilhelm Richter*: undatiertes Brief um 1860, in: *Heinz-Ulrich Kammeier*: Halleluja, jetzt sehen wir Amerika. Auswandererbriefe aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung 1836-1889. Espelkamp 1994, S. 46f.

⁵¹⁸ *Franz Joseph Löwen*: Brief vom 25.1.1880. FBG, DABS, Bauer/Löwen.

⁵¹⁹ *Kamphoefner*, Westfalians (wie Anm. 343), S. 12.

⁵²⁰ *Helbich*, Briefe (wie Anm. 12), 277ff.; *Robert A. Margo*: The Labor Force in the Nineteenth Century, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): The Cambridge Economic History of the United States. Vol. 2: The Long Nineteenth Century. Cambridge 2000, S. 207–244, hier: S. 229, 242.

⁵²¹ *Clayne Pope*: Inequality in the Nineteenth Century, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): The Cambridge Economic History of the United States. Vol. 2: The Long Nineteenth Century. Cambridge 2000, S. 109–142, hier: S. 137, 139; *Margo*, Labor Force (wie Anm. 520), S. 243.

*oder Handwerker u. verdient nicht mals die Hälfte von neun Dollar übrigens wer hier arbeiten will der kann sein Leben machen.*⁵²²

Die Situation für Arbeiter galt grundsätzlich auch für Frauen, die von der (früh-)industriellen Entwicklung profitieren konnten. Mit den *Lowell mills* begann in Massachusetts die industrielle Textilproduktion und in dieser wurden auch gezielt Frauen eingesetzt. Der Mythos der selbstständigen Frau ist in der historischen Forschung indes relativiert worden – die meisten unverheirateten jungen Frauen arbeiteten, um ihre Familien mitzuversorgen.⁵²³

Die vermeintlich bessere Lage für Frauen auf dem amerikanischen Arbeitsmarkt thematisieren in diesem Sample und den vorliegenden Editionen beinahe ausschließlich Männer, Konnotationen von Freiheit finden sich kaum. Denn auch wenn „[j]unge Leute, Mädchen sowohl als Knaben [...] hier viel Geld verdienen“ können, war die Frau in der Gesellschaft dem Mann noch immer untergeordnet – was ebenfalls für die Bezahlung galt.⁵²⁴

Insgesamt konnten wenige Berichte aus Fabriken gefunden werden. Ein plausibler Grund, neben der nicht flächendeckenden Alphabetisierung der Arbeiterklasse, mag gewesen sein, dass man nach einem Zwölfstundentag keine Muße mehr hatte, einen Brief an die Familie zu schreiben.⁵²⁵

Eine interessante, freiheitlich formulierte Kritik an der Lohnarbeit findet man bei Susanne und Mathias Heidrich, die innerhalb von drei Jahren eine solide Farm aufgebaut hatten: „Wie gerne würde man in Deutschland die Freiheiten benutzen von der man hier gar kein gebraucht macht wie z.B. wenn mann in Duetsland die Sänse nehmen dürfte und sich Graas zu Heu machen dürfte. [...] lieber bezahlt man 2 bis 3 Dolar den Varmer [...].“⁵²⁶ Das Idealbild eines unabhängigen Kleinbauern erhält durch die Beschäftigung von Lohnarbeitern in dieser Interpretation eine Einschränkung und ähnelt der Berendsschen Freiheitskritik, dass Freiheit nur eine solche ist, die man aktiv herstellt und weiterentwickelt. Die Freiheit, Arbeiter zu beschäftigen, passt nicht in die *yeoman*-Philosophie der Heidrichs. Damit erkannten sie die ersten Zeichen der einsetzenden Industrialisierung, die auch die Landwirtschaft zunehmend erfassen sollte.

⁵²² Johann Jacob Göhring: Brief vom 18.8.1850, in: Paul, Briefe (wie Anm. 373), S. 272.

⁵²³ Julie E. Matthaei: *An Economic History of Women in America*. New York/Brighton 1982, S. 144ff.

⁵²⁴ Johann Otto Kuhlenhölter: Brief vom August 1851; vgl. Bernard Eilers: Brief vom 18.2.1852; Johannes Dünnebacke: Brief vom 31.5.1837. FBG, DABS, Thiemann/Dünnebacke.

⁵²⁵ Helbich, Briefe (wie Anm. 12), S. 498; Wehler, Reformära (wie Anm. 279), S. 485; Nipperdey, Bürgerwelt (wie Anm. 21), S. 463.

⁵²⁶ Mathias Heidrich/Susanne Heidrich: Brief vom 18.10.1852. FBG, DABS, Vedder/Stöffer.

3.6 Die Schattenseiten der Freiheit: (Kapitalismus-)Kritik

Das Scheitern an der amerikanischen Wirtschaftsordnung hatte viele Effekte bei den Auswanderern, auch Kapitalismuskritik. Betrug und Schwindel gehören in den Briefserien zum Grundbestand der Erzählungen über die amerikanische Wirtschaft: ob beim jungen Lorenz De-genhard, Dietrich Gerstein, Henriette Bruns oder Johann Jacob Göhring, der es so beschreibt: „Viele machen ihr Leben mit nicht harter Arbeit u. werden noch reich dabei besonders die welche sich gut verstehen im Lügen u Betrügen.“⁵²⁷ Mathilde Anneke veranlasst das zu einem gedanklichen Seufzer: „Ach, für einen redlichen, noblen Menschen ist es hier nicht so leicht, reich zu werden. Der Fritz und ich, wir arbeiten von morgens früh bis abends spät.“⁵²⁸ Johann Pritzlaff betrachtet es ähnlich, nur aus religiöser Sicht: „[...] der Teufel ruhet auch hier nicht. Er [...] bringt hier viele dazu, dass sie nur trachten wie sie reich werden wollen.“⁵²⁹ Diesem „leichtsinnige[n] Character des Amerikaners“ und dem „schnelle[n] reich werden“ zog Spannagel das sichere und langsame Geldverdienen vor, da man sonst um „Amerika's künftiges Wohl u. Freiheit zittern“ müsse.⁵³⁰

Wenn es schlecht lief, war oft schnell ein Schuldiger gefunden: das Wesen des Amerikaners, auch in Verbindung mit zeitgenössischen antisemitischen Klischees, wie dem „Geldjuden“ oder dem „Wucherjuden“, die begrifflich nicht auftauchen, aber immer wieder umschrieben werden.⁵³¹ Barbara Klinger, die aus einer verarmten Familie ohne Aussicht auf Erwerb des Bürgerrechts in Württemberg stammte, schreibt, nachdem sie als Kindermädchen sieben Monate lang um den Lohn geprellt worden war: „[...] sie sind sehr schlecht denn die Amerikaner sind gerade wie die Juden sie gehen auf nichts aus als aufs Betrügen und Verführen.“⁵³² Auch Gerstein kann nicht „lügen, betrügen“ und stellt fest, dass „unsere polnischen Juden [...] noch viel von den Amerikanern lernen“ können.⁵³³ Für Schwarting ist ebenfalls klar, dass Ir-länder, Franzosen und deutsche Juden „speculiren um Geld zu machen“.⁵³⁴

Wie in den Einzelfallanalysen bereits ausführlich erörtert, werden als Hauptakteure dieser „Geld-Aristokratie“ Spekulanten und der Komplex aus Banken und Politik ausgemacht.

⁵²⁷ Johann Jacob Göhring: Brief vom 14.5.1881, in: Paul, Briefe (wie Anm. 373), S. 296.

⁵²⁸ Mathilde Anneke: Brief vom 14.7.1857, in: Wagner, Anneke (wie Anm. 425), S. 89.

⁵²⁹ Johann Carl Wilhelm Pritzlaff: Brief vom 7.1.1849. FBG, DABS, Clemens/Pritzlaff.

⁵³⁰ Johann Hermann Spannagel: Brief vom 4.9.1842. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

⁵³¹ Vgl. Artikel „Wirtschaftsantisemitismus“ und „Wucherjude“ in: Wolfgang Benz (Hrsg.): Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 3: Begriffe, Theorien, Ideologien. Berlin 2010, S. 346f., 348; Artikel „Geldjude“ und „Geldjuderei“, in: Jacob Grimm/Wilhelm Grimm (Hrsg.): Deutsches Wörterbuch. Bd. IV, I, 2. Leipzig 1897, Sp. 2914-2915.

⁵³² Biographie der Familie Klinger in: Helbich, Briefe (wie Anm. 12), S. 501f.; Barbara Klinger: Brief vom 21.1.1854, in Ebd., S. 516.

⁵³³ Dietrich Gerstein: Brief vom 15.12.1869. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

⁵³⁴ Georg Wilhelm Schwarting: Brief vom 26.9.1859. FBG, DABS, Neidhöfer/Schwarting.

Vor allem die *Panic of 1837* wird ausführlich kommentiert, aber auch die weiteren zyklischen Krisen von 1857, 1873 und 1893 werden gestreift.⁵³⁵

Die USA-weiten Folgen der *Panic of 1837* in Form von „*Unordnungen und Betrügnungen*“, wie es Johannes Dünnebacke charakterisiert, hielten bis 1843 an.⁵³⁶ Ferdinand Engelking stellt fest, dass auch nach dem Platzen der Blase von 1837 die „*Speculationen [...] doch über alle Beschreibungen groß*“ waren, insbesondere im Zusammenhang mit dem Eisenbahnbau. Noch 1843 spricht er von den „*Widerwärtigkeiten*“, durch die „*das unglückliche texanische Papiergeld ganz außer Cours gesetzt wurde*“, woraufhin in den folgenden Jahren eine „*Geld-Armuth, wie sie sich Niemand erinnern kann*“ entstanden sei.⁵³⁷

Über die Bankenkrise um 1837 schreibt niemand ausführlicher als Bernhard Bruns. Er berichtet von den Betrugereien einer Privatbank im Jahr 1835 und deren Schelte durch die Bevölkerung. Gegen diese „*Gesetzlosigkeit und Zügellosigkeit*“, die etwa zur selben Zeit Degenhard auch kurz nach seiner Ankunft in beinahe exakt den gleichen Worten beklagt, forderte er – wie angeblich der Großteil der Bevölkerung – die Gründung einer Nationalbank.⁵³⁸ Bis 1861 war das Banken- und damit verbundene Papiergeldwesen unreguliert und Privatbanken gaben ihre eigenen Geldscheine aus. Über diesen weiter andauernden „*großartige[n] Schwindel*“ und die damit verbundene „*fürchterliche Geldnot*“ äußert sich Dietrich Gerstein kurz vor dem Bürgerkrieg.⁵³⁹

Die ebenfalls in Texas ansässige Maria von Blücher schimpft während des Bürgerkriegs über die „*gierigen*“ Landspekulanten, die sie und ihren Mann in ihrer „*Unabhängigkeit*“ bedrohen würden.⁵⁴⁰ Die wirtschaftliche Entwicklung zeigte sich auf diese Weise auch als Kontingenzerfahrung von undurchschaubaren und alles durchdringenden wirtschaftlichen Strukturen. Der Methodist Johann Bauer führt diese kurz vor dem Bürgerkrieg auf das Wesen des Amerikaners zurück: „*der Amerikaner kümert sich nicht, er muß spekulieren und gewinnen oder verlieren*“ und weist der Religion bei der Lösung des Problems eine entscheidende Rolle zu: „*Der Hauptzweck der Kirche ist die schwachen kleinen Gesellschaften in eine starke zu vereinigen & einen größeren Einfluß ausüben zu können über die, welche [...] ohne Gott & ohne Heiland leben & sich um nichts bekümmern als Reichthum aufzuhaufen.*“⁵⁴¹

⁵³⁵ Vgl. Rockoff, *Banking* (wie Anm. 35), S. 665ff.

⁵³⁶ Johannes Dünnebacke: Brief vom 5.2.1838. FBG, DABS, Thiemann/Dünnebacke.

⁵³⁷ Ferdinand Engelking: Briefe vom 15.2.1841, 24.4.1842 und 8.1.1843, in: *Engelking/Roeder*, Engelking Briefe (wie Anm. 403), Positionen 488, 771, 1033 (Kindle eBook).

⁵³⁸ Bernhard Bruns: Brief vom 8.8.1835. FBG, DABS, Schulz/Bruns; Lorenz Degenhard: Brief vom 1.10.1835. FBG, DABS, Benzler/Degenhard.

⁵³⁹ Dietrich Gerstein: Brief vom Januar 1858. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

⁵⁴⁰ Maria von Blücher: Brief vom 26.12.1862, in: *Cheeseman*, von Blücher (wie Anm. 423), Position 2057 (Kindle eBook).

⁵⁴¹ Johann Bauer: Brief vom 20.5.1860. FBG, DABS, Bauer-Reinhard/Bauer und Ders.: Brief vom 15.9.1873.

Nur in wenigen Briefserien ist dokumentiert, wie deutsche Auswanderer selbst versucht haben, von der vielfach unregulierten Marktwirtschaft zu profitieren. Carl Blümner berichtet, sein Bruder Fritz habe beim „*Hazard-Spiel*“ verloren, an dem er sich beteiligte, um die Situation für seine Familie zu verbessern.⁵⁴²

Einzig Schwarting demonstriert, wie Auswanderer selbst die vielen marktwirtschaftlichen *Freiheiten* nutzten: er beschreibt, wie er seine Importe hochprozentigen Alkohols tarnte, um keine Steuern zahlen zu müssen.⁵⁴³ Daneben wird lediglich der Goldrausch, den man als riskantes Manöver verstehen kann, gelegentlich thematisiert, wie bei den Blümners, Sydow oder Henriette und Bernhard Bruns – die sich gegen diesen Schritt entschieden, weil sie „*keine wilden Abenteurer mehr*“ sein wollten.⁵⁴⁴

3.7 From rags to riches und wieder zurück

Die konjunkturellen Schwankungen, die radikale Eigenverantwortung und das Unwissen über eine freie Wirtschaftsordnung zeigten sich in den wirtschaftlichen Auf- und Abstiegen der Amerikaauswanderer. Der langwierige Weg zu einer sicheren Existenz war für viele mit Schamgefühlen verbunden, was man am deutlichsten bei Georg Heubach nachlesen kann: „*Wäre ich arm geblieben ich wäre für Euch ewig verlohren geweßen, keine Unwahrheit konnt ich Euch nicht schreiben, und Arm zu sein war eine Schande für mich, des wegen habe ich Euch nicht in der ersten Zeit geschrieben.*“⁵⁴⁵ Doch nun, nach der Erfolgserfahrung, malt er die amerikanische Wirtschaft in den schillerndsten Farben: „*Heute ist man arm, morgen hat man Tausende von Dollar.*“ Zwar ereile nicht jeden ein solch glückliches Schicksal, doch grundsätzlich gelte: „*wer arbeiten will der kann immer etwas Geld zurück legen.*“⁵⁴⁶

Beinahe minutiös kann man die Wechselhaftigkeit des wirtschaftlichen Schicksals bei Henriette Bruns und Mathilde Anneke verfolgen. Die Lebenswelten und -wege der etwa gleichalten Westfälinnen waren sehr unterschiedlich und doch bot ihnen die amerikanische Wirtschaft die Möglichkeit, der Armut auch als alleinerziehende Frauen zu entkommen. Ihnen kann man Maria von Blücher hinzufügen, die 1849 mit ihrem Mann aus Berlin ausgewandert war. Als ihr Mann nach dem Bürgerkrieg zum Alkoholiker wurde und sie ihre Familie in den wirtschaftlich desolaten Südstaaten als Musiklehrerin durchbringen musste, schreibt sie, wie froh sie ob ihrer

⁵⁴² Carl Blümner: Brief vom 1.8.1860. FBG, DABS, von Brandt/Blümner. Der Ablauf des Spiels wurde nicht näher erläutert.

⁵⁴³ Georg Wilhelm Schwarting: Brief vom 10.5.1866. FBG, DABS, Neidhöfer/Schwarting.

⁵⁴⁴ Henriette Bruns: Brief vom 12.6.1850. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁵⁴⁵ Georg Christian Heubach: Brief vom 24.12.1863. FBG, DABS, Eichhorn/Heubach.

⁵⁴⁶ Ders.: Brief vom Juli 1863.

„Unabhängigkeit“ sei.⁵⁴⁷ Am treffendsten fasst es wohl der in den 1830ern ausgewanderte Beamtensohn Carl Blümner zusammen:

„Ich bin hier, in diesem Lande, in gar verschiedenen Lagen gewesen meine liebe Schwester! In 5 Jahren, seit ich August und Missouri verlassen und mich hier aufgehalten habe, in diesen 5 Jahren habe ich viel durchgemacht und bin in verschiedenen Verhältnissen und Stellungen gewesen. Habe Glück und Unglück gehabt! Habe gute und böse Zeiten gesehen! Bin reich und arm; arm und reich gewesen! Nein! Gewiß nicht! Durch Umstände und Verhältnisse; durch dies oder jenes Unternehmen, habe ich verdient und verlohren! Verlohren und wieder verdient! Bin eine Zeitlang Bergmann in den hiesigen Goldminen gewesen; dann Handlungsdiener; hab dann Weinhaus, Kaufladen, Billard usw. gehalten. – Lache nicht, liebes Hannchen! Du mußst bedenken, in wie verschiedene und mannigfaltige Lagen das Schicksal den Menschen in dieser Welt versetzen kann! – War dann wiederum Handlungsführer; dann Reisender; wiederum Kaufmann; jetzt Weinhändler; dann wieder Kaufmann, was ich denn in diesem Augenblicke noch bin! Bin gegenwärtig Handlungsführer für ein hiesiges amerikanisches Handlungshaus. An Anstellungen dieser Art fehlt es mir, und hat es mir niemals gefehlt, seitdem ich hier bekannt geworden war, und der englischen und spanischen Sprache mächtig bin.“⁵⁴⁸

Wie viele Sorgen der Aufbau einer Existenz verursachen konnte, kann man bei Dietrich Gerstein eindrücklich nachvollziehen. Doch die Mehrheit der untersuchten Auswanderer konnte sich in das Wirtschaftssystem integrieren und konnotierte diesen Prozess mit den Freiheitssynonymen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, wie es am einschlägigsten bei Lorenz Degenhard zu lesen ist. Auch der integrationsunwillige 48er Julius Berends mühte sich an der amerikanischen Wirtschaftsordnung ab, *„besorge das Geschäft um das Bewußtsein der Unabhängigkeit zu haben“*, und wähnt sich dort in einer besseren Lage als in Deutschland.⁵⁴⁹ Während Berends jedoch kein Glücksempfinden damit verknüpft, räumt der badische Revolutionär Johann Scheffelt trotz seiner bescheidenen Lebensumstände als Kleinbauer ein:

„Der Erlös meiner Erzeugnisse und Produkte meiner Landwirtschaft langte bisher bloß zur Einrichtung einer kleinen Haushaltung, zur Anschaffung des Viehs, Hausrats

⁵⁴⁷ Vgl. *Cheeseman*, von Blücher (wie Anm. 423), Position 2549 (Kindle eBook).

⁵⁴⁸ *Carl Blümner*: Brief vom 18.3.1841. FBG, DABS, von Brandt/Blümner.

⁵⁴⁹ *Julius Berends*: Brief vom 23.9.1857. FBG, DABS, Berlin/Berends.

*und Gerätschaften, zur Betreibung der Wirtschaft etc. Doch bin ich zufrieden und wäre glücklich, wenn nicht das Unglück unaufhörlich von Deutschland aus auf mich einströmen würde.*⁵⁵⁰

Er fügt hinzu, dass man „*als vermöglicher Mann wahrhaft glücklich und in jeder Beziehung ganz unabhängig*“ sein könne. Deshalb rate er allen wohlhabenden Deutschen zu einer Auswanderung. Doch auch wenn er im „*Land der Freiheit [...] ohne [ein] wohlhabender Mann zu sein*“ aufleben konnte, konnotiert er seine persönliche wirtschaftliche Lage nicht mit Freiheitsbegriffen, wie er sie für die Beschreibung der politischen Lage in den USA gebraucht.⁵⁵¹ Scheffelts Armut tat der Freiheitseuphorie aber keinen Abbruch. Zu prägend waren seine Erfahrungen während der Revolutionszeit in Deutschland, wie oben bereits zu sehen war.⁵⁵²

Für den religiösen Johann Bauer ist das Gefühl der Unabhängigkeit schon durch eine wesentlich bescheidenere Lebensart erreicht: „*Interessant ist zu sehen wie die Menschen oft Allem Trotz bieten, & jedes Hinderniß beseitigen um sich ein freies unabhängiges, wenn auch manchmal äußerst einfaches Leben zu sichern.*“⁵⁵³ Für ihn steht dabei fest: „*America hat [...] Vortheile die man in Deutschland nicht hat; der größte ist der, daß man eher selbstständig werden kann wie dort, daß man heute etwas ergreifen kann & wenn nicht glücklich oder zufrieden morgen wieder etwas anderes anfangen kann & Ohne Aufsehen.*“⁵⁵⁴

Vom Tellerwäscher zum Millionär – oder *from rags to riches*, wie es in den USA heißt – hat es wohl niemand im hier untersuchten Sample gebracht, doch es ist davon auszugehen, dass Christian Sydow mit seiner Erdbeerfarm und Johann Pritzlaff als Eisenwarenhändler beachtliche Vermögen aufbauen konnten.

3.8 Die Bekehrten

Die wohl erstaunlichste Wandlung vom Kritiker des amerikanischen Wirtschaftswezens hin zu einem Befürworter kann bei Degenhard nachvollzogen werden. Über Mathilde Anekes Bekehrung zur Befürworterin der amerikanischen Wirtschaftsordnung wurde ebenfalls schon gesprochen. Eine ähnlich beachtliche Entwicklung hat Friedrich Kapp durchlaufen. Als überzeugter Kommunist in die USA ausgewandert, kehrte er in der Reichsgründungszeit nach Deutschland zurück, wurde zunächst Anhänger von Bismarck, wandte sich jedoch ab, als dieser

⁵⁵⁰ Johann Michael Scheffelt: Brief vom 25.12.1851, in: *Ecker*; Scheffelt (wie Anm. 365), S. 335.

⁵⁵¹ Ders.: Brief vom 10.2.1851, in: *Ebd.*, S. 314.

⁵⁵² Ders.: Brief vom 28.2.1853, in: *Ebd.*, S. 353.

⁵⁵³ Johann Bauer: Brief vom 10.6.1855. FBG, DABS, Bauer-Reinhard/Bauer.

⁵⁵⁴ Ders.: Brief vom 11.4.1868.

Ende der 1870er Jahre eine protektionistische Wirtschaftspolitik umsetzte: „*Bismarck hat mit der Reichstags-Auflösung ein frivoles Spiel getrieben. Er spielt einmal wieder va banque, um seine verrückten Finanz- und Wirtschaftspläne durchzusetzen, um unsere Entwicklung wieder um einige Jahrzehnte zurückzuschrauben.*“⁵⁵⁵ Er geht sogar noch weiter und vergleicht die Wirtschaftspolitik mit seinen Erfahrungen im Vormärz: „*In der politischen Welt sieht es jetzt faul aus [...]. Finanzzölle und Schutzzölle kommen mir beinah vor wie Pressefreiheit und Zensur.*“⁵⁵⁶

Die ausführlichste kritische Auseinandersetzung mit der *market economy* findet man bei Hermann Kriege, einem Kommunisten, der 1845 in die USA emigrierte und auch zum Personenkreis um die Annekes zählte. In den USA engagierte er sich in der Bodenreformbewegung, wurde aber nach der Rückkehr von einem kurzen Ausflug in das Europa der 48er Unruhen selbst zum Verfechter des privaten Landbesitzes. Er verstarb jedoch bereits 1850 an den Folgen einer Geisteskrankheit.⁵⁵⁷

Nach zwei Gefängnisstrafen und einem Universitätsverweis mit Studierverbot entschied sich Kriege dazu, in die USA zu emigrieren. Sein Bild von Amerika wird deutlich, als er seinen Vater aus dem Exil in London bittet, aufzuhören ihn „*mit der alten ängstlichen Liebe am Gängelband zu halten*“, um ihn „*zu selbständig freiem Wirken*“ zu verhelfen und damit die Auswanderung zu ermöglichen: „*du mußt es ja wissen, daß man ohne Geld dort Nichts ist, daß man aber mit einem mäßigen Kapital u. tüchtigen Kräften ausgerüstet sehr schnell weiter kommen kann.*“⁵⁵⁸ Noch sind kritischer Unterton und Zuversicht ausgewogen, doch in den USA angekommen, kippt sein Amerikabild, ausgelöst durch eigene Eindrücke und den Einfluss des von Wilhelm Weitling initialisierten „*Bundes der Gerechten*“, der seinerzeit einflussreichsten sozialistischen Bewegung, deren Mitglied er wurde. Er beabsichtigt „*wirklich frei zu leben*“ und appelliert an Wilhelm Weber, der schon in den 1830ern ausgewandert war und als Mitheerausgeber des weitverbreiteten *Anzeigers des Westens* unter Deutschamerikanern kein Unbekannter war: „*laß sie uns stürzen die verhaßte Macht des Geldes, das die Menschen erniedrigt unter das Vieh, u. durch sein Denken u. Fühlen, seine Arbeit u. seinen Genuß unterthan macht einem Götzen, unmenschlicher, vernichtender, erniedrigender, als alle andern.*“⁵⁵⁹ Er

⁵⁵⁵ Friedrich Kapp: Brief vom 3.7.1878, in Wehler, Kapp (wie Anm. 465), S. 113; vgl. Einordnung durch Wehler: *Ebd.*, S. 35.

⁵⁵⁶ Ders.: Brief vom 26.12.1878, in: *Ebd.*, S. 117.

⁵⁵⁷ Vgl. Alfred Wesselmann: Burschenschafter, Revolutionär, Demokrat. Hermann Kriege und die Freiheitsbewegung 1840-1850. Osnabrück 2002.

⁵⁵⁸ Hermann Kriege: Brief vom 9.5.1845, in: Heinrich Schlüter/Alfred Wesselmann (Hrsg.): Hermann Kriege. Dokumentation einer Wandlung vom Burschenschafter und Revolutionär zum Demokraten (1840-1850). Band 1: Briefe. Osnabrück 2002, S. 216.

⁵⁵⁹ Ders.: Brief vom 14.9.1845, in: *Ebd.*, S. 245.

betrachtet sich als „*Vertreter der Armen, der Bedrückten, der Verstoßenen*“ und „*rette sie aus der Tretmühle des Capitals u. mache sie frei, glücklich, liebend u. hingebend, wie es sich gehört für dieß himmlische Land.*“⁵⁶⁰ Er wandte sich vom *Bund der Gerechten* ab, überwarf sich auch mit Karl Marx und hatte Anteil an der Gründung des von europäischen Reformbewegungen wie dem *Jungen Deutschland* inspirierten *Young America*: „*ihr erster Zweck ist die politische Organisation der Arbeiter gegen die vom Capital gepachteten Parteien, die erste Forderung die Befreiung des Bodens.*“⁵⁶¹

Die Bodenreform wurde nun zum Hauptaugenmerk von Krieges Gesellschaftskritik, denn sie gewähre „*allen Menschen materielle Unabhängigkeit*“. Man wolle eine „*Lebefreiheit erkämpfen, denn nur so wird es möglich sein, dem freien Zuge des Geistes Bahn zu brechen. Der Communismus will den Humanismus commun machen, er will allen Menschen die nothwendigen Bedingungen erobern, sich in der Menschheit als Mensch zu fühlen [...]*.“⁵⁶² Die Menschwerdung, die bereits an die Bürgerrechte und den demokratisch begründeten Staat geknüpft werden konnte, war für Kriege an die wirtschaftliche Emanzipation der Arbeiterklasse gebunden. Denn die Bekämpfung des Hungers der Armen durch Bewirtschaftung ihres eigenen Bodens sei das „*heilige Recht an's Leben*“ und seien daneben „*die Gewerbe frei*“, wäre die Existenz der unteren Gesellschaftsschichten gesichert.⁵⁶³ Weiterhin versuchte Kriege, Vorzüge und Probleme der USA zusammenzudenken, berücksichtigte allerdings nicht, dass die Gewerbefreiheit auch Grundlage des Reichtums der „*Kapitalisten*“ war.

Erste Veränderungen in seinem Weltbild zeichnen sich in seinen Briefen ab, als er seinen Vater erneut um finanzielle Unterstützung bittet. Er habe als „*toller Junge [...] phantastischen Schwärmereien*“ nachgeeifert und „*den Werth materieller Unabhängigkeit noch nicht erkannt*“ – nun sei „*aus einem theoretischen Philosophen ein praktischer Politiker*“ geworden und er brauche Kapital: „*erst dann kann ich allen Verleumdungen u. Verdächtigungen stolz die Stirn bieten u. deinem Namen, Vertrauen u. Ansehen bei allen guten Bürgern dieser Vereinigten Staaten zu machen.*“⁵⁶⁴

An seinen Reformvorhaben hält er vorerst fest, und als 1848 die Revolution in Deutschland ausbrach, machte sich Kriege sofort auf den Weg in seine Heimat. Im April 1849 trat er jedoch desillusioniert durch seine Eindrücke die Rückkehr in die USA an:

⁵⁶⁰ Ders.: Brief vom 3.12.1845, in: *Ebd.*, S. 259.

⁵⁶¹ Ders.: Brief vom 17.1.1846, in: *Ebd.*, S. 269; vgl. *David B. Danbom: The Young America Movement*, in: *Journal of the Illinois State Historical Society* 67 (1974) 3, S. 294–306.

⁵⁶² *Hermann Kriege*: Brief vom 14.2.1846, in: *Schlüter/Wesselmann, Kriege* (wie Anm. 558), S. 279.

⁵⁶³ Ders.: Brief vom 7.3.1846, in: *Ebd.*, S. 300.

⁵⁶⁴ Ders.: Brief vom 18.8.1846, in: *Ebd.*, S. 343.

„Ich fühle es, ich gehöre nicht mehr hierher. Dort in der Neuen Welt ist mein Wirkungskreis. Dort finde ich die Arbeit wieder, die ich unvollendet verließ, dort kann ich ungehindert u. unverdächtig meine Landsleute zu echten Republikanern heranbilden helfen, dort kann ich mir die Achtung meiner Umgebung erwerben, u. mir eine freie unabhängige Existenz gründen.“⁵⁶⁵

Auch wenn das nach einer konsequenten Fortsetzung seiner politischen Aktivitäten klingt, erfolgte nach Krieges Rückkehr in die USA die große Wandlung. Er vermutet, dass dort *„trotz aller Krämerei u. Schacherei das Geschäft der Humanität u. der Freiheit nicht so leicht zu Grunde gehen“* kann.⁵⁶⁶ Wenn man sich seine Beschreibung Milwaukees aus dem Jahr 1853 anschaut, fühlt man sich an die Fortschrittsbegeisterung von Henriette Bruns erinnert und Kriege schließt seine Briefserie – und sein Leben – mit einer selbstironischen Feststellung:

„In Milwaukee habe ich Vieles gefunden, was mich gewaltig hinzieht. Das Leben ist noch ganz jung und unentwickelt, die Menschen leben noch meist alle durch einander, Classen haben sich noch nicht recht bilden können. Der Staat Wisconsin geht in Bezug auf Garantirung des Rechtes an's Leben für jeden Einzelnen seiner Staatsbürger mutig vorwärts. Der freie Boden hat einen mächtigen Andrang, Wisconsin kann ein agrarisch sozialer Staat werden, vielleicht zuerst von allen Staaten der Union. Wäre es nicht schön, wenn ich, der ich zuerst von allen Deutschen in Amerika für die soziale Freiheit Sturm lief, jetzt hier im freien Westen meine Position nähme u. praktisch durchschlüge, wofür ich früher nur theoretisch kämpfen konnte? [...] – ich muß in ein ganz neues Leben voll positiven Schaffens, fort von New York, weit fort von Europa u. hinein in den frischen lebendigen Westen.“⁵⁶⁷

Man kann die Erfahrung der wirtschaftlichen Freiheit sehr deutlich anhand von Briefserien nachzeichnen und deutliche Wandlungsprozesse feststellen. Während diejenigen, die gescheitert sind oder massive Probleme mit der Existenzsicherung hatten, häufig dazu neigen, das amerikanische Wirtschaftssystem abzulehnen, lassen sich einige Skeptiker auf das Experiment ein und legen ihre kritische Haltung ab, als sie begreifen, wie sehr sie von dem System profitieren. Das schlägt sich auch deutlich im Freiheitsbegriff nieder. Das konkrete Erfahren von Freiheit in Form des erfolgreichen Wirtschaftens wird indes immer wieder durch die massiven

⁵⁶⁵ Ders.: Brief vom 12.4.1849, in: *Ebd.*, S. 428.

⁵⁶⁶ Ders.: Brief vom 7.7.1849, in: *Ebd.*, S. 438.

⁵⁶⁷ Ders.: Brief vom 16.7.1849, in: *Ebd.*, S. 444.

Krisen zwischen früher amerikanischer Republik und Hochkapitalismus konterkariert und reduzierte die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Auswanderer. Hier zeigt sich einmal mehr die Bedeutung der Erfahrungsgeschichte, da nur diese die lebensweltlichen Konsequenzen der Freiheitsdimension erfassen kann, die durch Recht, soziale und strukturelle Bedingungen theoretisch möglich waren.

4. Freiheit der Religion – Religion der Freiheit

Mit der Religionsfreiheit wurde in Pennsylvania im Jahr 1701 das erste klassische Freiheitsrecht in den USA fest verankert und wurde für viele deutsche Auswanderer der primäre Anlass zur Übersiedlung. Bereits vor dem 19. Jahrhundert gingen hunderttausende deutsche Mitglieder kleinerer protestantischer Glaubensrichtungen in die USA, um ihre Religion frei praktizieren zu können.⁵⁶⁸ In diesem Teil sollen auch weitere christliche Glaubensrichtungen – oder Denominationen – zu Wort kommen. Eine bedauernswerte Blindstelle in diesem Sample sind die Erfahrungen jüdischer Auswanderer. Mit gerade einmal 0,09% Anteil an der amerikanischen Gesamtbevölkerung im Jahr 1840 und 0,52% im Jahr 1870 waren sie im Untersuchungszeitraum eine Kleinstgruppe.⁵⁶⁹ Die anspruchsvollen Kriterien, die für eine biographische Untersuchung an die Quellen gestellt werden, waren in keinem potentiellen Fall zu erfüllen.

Auch die Katholiken waren zur Zeit der amerikanischen Nationsbildung noch eine Minderheit von unter 0,1% der amerikanischen Bevölkerung, wuchsen aber durch die Einwanderung von hauptsächlich Iren und Deutschen bis 1850 zur größten Glaubensgemeinschaft in den Vereinigten Staaten an, wenn man, wie in den USA üblich, die protestantischen Glaubensrichtungen (Denominationen) getrennt zählt.⁵⁷⁰ Als Preußen nach 1815 zur Vormacht in Deutschland aufstieg und der Protestantismus mit staatlicher Unterstützung zur dominierenden Religion in den preußischen Gebieten – insbesondere den Provinzen Jülich-Kleve-Berg und Westfalen – erhoben wurde, setzte eine Wanderung von Millionen deutscher Katholiken in die USA ein.⁵⁷¹ Das spiegelt sich im Sample dieser Arbeit wider: von den zehn Auswanderern, die in Einzelfallanalysen untersucht wurden, waren sechs katholisch, zwei protestantisch und bei zwei Auswanderern konnte die Konfession nicht eindeutig festgestellt werden – was auch mit deren kirchenkritischer bis offen atheistischer Haltung zusammenhängt.

4.1 Religionskritik und die Erfahrung von Religionsfreiheit

Für die Katholiken aus Preußen war die Auswanderung eine doppelte Befreiung: einerseits entging man dem preußischen Vormund, andererseits erlebte die katholische Kirche in

⁵⁶⁸ Sydney E. Ahlstrom: *A Religious History of the American People*. New Haven/London 1972, S. 232f., 515ff.

⁵⁶⁹ Wikipedia: Auf den Zensusberichten der USA basierende Statistik der jüdischen Bevölkerung in den USA. [[https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_Juden_in_den_Vereinigten_Staaten#Statistik_der_j%C3%BCdischen_Bev%C3%B6lkerung_auf_dem_heutigen_Staatsgebiet_der_USA_\(1650-heute\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_Juden_in_den_Vereinigten_Staaten#Statistik_der_j%C3%BCdischen_Bev%C3%B6lkerung_auf_dem_heutigen_Staatsgebiet_der_USA_(1650-heute))]; zuletzt abgerufen am: 13.12.2019].

⁵⁷⁰ Ahlstrom, *Religious History* (wie Anm. 568), S. 517.

⁵⁷¹ *Ebd.*, S. 527; Ribhegge, *Preußen* (wie Anm. 270), S. 79ff.

den USA einen erheblichen Demokratisierungsschub, der durch die erforderliche Eigeninitiative beim Aufbau kirchlicher Strukturen zur Voraussetzung geworden war, was auch mit der strikten Trennung von Staat und Kirche zusammenhing, vornehmlich aber durch die Siedlungskultur und die Entfernung nach Rom bedingt war.⁵⁷²

Die preußischen Katholiken zeichneten oft ein besonders düsteres Bild ihrer Heimat unter preußischer Herrschaft – der hohe Anteil von Katholiken in der protestantischen Hohenzollern-Monarchie war ein Ergebnis der Neustrukturierung Deutschlands nach dem Wiener Kongress, durch den traditionell katholische Regionen in das preußische Königreich eingegliedert wurden.⁵⁷³ Davon konnte man insbesondere in der Briefserie von Henriette Bruns lesen, die zwar immer wieder beklagt, wie wenig religiöses Leben an der *frontier* herrsche, zur Zeit der Eskalation des Kulturkampfes unter Bismarck jedoch die Sicherheit in den USA zu schätzen weiß.⁵⁷⁴ Bei Lorenz Degenhard und Franz Josef Löwen gibt es andere Vorbehalte, die Erfahrung politischer Verfolgung und die Armutswanderung. Inwiefern ihre katholische Sozialisation das Fundament für die anti-preußische Einstellung gelegt hat, kann man nicht eindeutig rekonstruieren, jedoch findet man bei beiden – bei Degenhard weniger, bei Löwen hingegen deutlich – religiöse Prägungen und Ansichten.

Allerdings breitete sich im 19. Jahrhundert der Atheismus zunehmend aus und führte, in Verbindung mit einer demokratischen und sozialistischen Weltanschauung, zu fundamentaler Kritik an der Verschränkung von Staat und Kirche in allen deutschen Regionen.⁵⁷⁵ Das konnte bereits im Zusammenhang mit der Erfahrung von Bürgerrechten beleuchtet werden: Für den Pfälzer Handwerker Georg Heinrich Isemann hängt am „*letzten Pfaffendarm der allerletzte König*“, in den Briefen der Brüder Carl und August Blümner aus Brandenburg wird „*auf gut demokratisch auf Pfaffen und Fürsten geschimpft*“ und die Frage aufgeworfen: „*Wann wird das ‚Pfaffenthum‘ aufhören, das arme Volk in geistiger Dummheit und Finsternis zu erhalten [...]?!*“⁵⁷⁶

Doch niemand hat mehr antiklerikale Tiraden zu Papier gebracht als Dietrich Gerstein, und der wegen seiner kommunistischen Predigt von der Ausübung eines Kirchenamts ausgeschlossene Julius Berends steigert sich in eine Euphemisierung des preußischen Kulturkampfes

⁵⁷² Ahlstrom, *Religious History* (wie Anm. 568), S. 547.

⁵⁷³ Olaf Blaschke: *Das 19. Jahrhundert: Ein Zweites Konfessionelles Zeitalter?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 26 (2000) 1, S. 38–75, hier: S. 52ff., 67, 68.

⁵⁷⁴ Vgl. Henriette Bruns: Brief vom 15.10.1842. FBG, DABS, Schulz/Bruns, *Dies.*: Brief vom 26.4.1876, *Dies.*: Brief vom 12.7.1878 und *Dies.*: Brief vom Frühjahr 1885.

⁵⁷⁵ Nipperdey, *Bürgerwelt* (wie Anm. 21), S. 441ff.

⁵⁷⁶ Georg Heinrich Isemann: Brief vom 6.8.1837, in: Paul, *Briefe* (wie Anm. 373), S. 147; August Blümner: Brief vom 18.3.1841. FBG, DABS, von Brandt/Blümner; Carl Blümner: Brief vom 18.3.1841. FBG, DABS, von Brandt/Blümner.

hinein – Bismarck habe, bei aller berechtigten Kritik, „den Kampf mit Muckerei und Jesuiterei so prächtig aufgenommen, daß es eine wahre Freude ist.“⁵⁷⁷ Der keineswegs aus grundsätzlich kirchenkritischen Motiven, sondern im Namen der protestantischen Religion handelnde preußische Staat wird in dem Moment von Berends und Gerstein begrüßt, als er sich dem Katholizismus entgegenstellt, der als Bedrohung der demokratischen Weltordnung empfunden wird. Darin sind sich die beiden einig, Gerstein äußert sich – zumindest in den überlieferten Briefen – jedoch nicht explizit zum Kulturkampf.⁵⁷⁸ Ganz bei Berends ist Friedrich Kapp, der 1850 in die USA emigrierte, mit der Ansicht, dass „Sozialismus und Kommunismus die Lehre derjenigen Wissenschaft sind, welche es sich zum Ziele gesetzt hat, das Elend und die Knechtschaft der jetzt leidenden Menschheit aufzuheben und nicht allein die Pfaffen, sondern auch alle anderen Betrüger und Schandbuben für immer unschädlich zu machen.“⁵⁷⁹ In den USA suchte Kapp „eine Stätte für [...] individuelle Unabhängigkeit“, übte aber unversehens Kritik an der „versteinerten Konstitution“, den „albernen politischen Parteien“, den Auswirkungen einer „öffentlichen Sitte, die tyrannischer ist als der Despotismus des Zaren“ und schließlich am „religiösen Aberglauben, der zum vollständigen Blödsinn ausartet“.⁵⁸⁰ Gerade den letzten Kritikpunkt erklärt er zum Grundübel: „Ich glaube [...], daß die Amerikaner eine bedeutend höhere Stellung einnehmen werden, sobald sie das Christentum losgeworden sind.“⁵⁸¹

Als Mitstreiter für diese militante Position erkannte Kapp bald nach seiner Rückkehr Otto von Bismarck und berichtet über dessen Reichstagsreden am 4. und 5. Dezember 1874 zur Verteidigung des Abzugs des deutschen Gesandten aus dem Vatikan.⁵⁸² Bismarck habe gegen die Katholiken ausgeteilt, und Kapp genießt es sichtlich, das „Pfaffengesindel unter diesen wuchtigen Hieben sich krümmen zu sehen [...]“.⁵⁸³ Aus seiner neuen politischen Einstellung macht er keinen Hehl: es sei für das „Nationalliberale Sammelsurium angezeigt, unbedingt die Regierung in ihrem Kampf gegen die Klerikalen zu unterstützen.“⁵⁸⁴ Der Zweck bleibt, die Mittel ändern sich. Was Berends, Kapp und – in abgemilderter Form – Gerstein nicht berücksichtigen, ist die Missachtung der Religionsfreiheit durch den preußischen Staat und die Diskriminierung gläubiger Katholiken, die keine führende Rolle in der katholischen Kirche hatten. Das überrascht auch an der Aussage des Methodisten Johann Bauer, der Berends und Kapp

⁵⁷⁷ Julius Berends: Brief vom 2.3.1872. FBG, DABS, Berlin/Berends; Ders.: Brief vom 17.4.1874.

⁵⁷⁸ Dietrich Gerstein: Brief vom 12.8.1854. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein; Ders.: Brief vom Januar 1863.

⁵⁷⁹ Friedrich Kapp: Brief vom 23.11.1845, in: Wehler, Kapp (wie Anm. 465), S. 46.

⁵⁸⁰ Ders.: Brief vom 28.1.1851, in: Ebd., S. 66f.

⁵⁸¹ Ders.: Brief vom 2.1.1857, in: Ebd., S. 75.

⁵⁸² Vgl. Reichstagsprotokoll der 25. Sitzung vom 4. und 5.12.1874, online gestellt durch die Bayerische Staatsbibliothek. [https://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k2_bsb00018375_00540.html; zuletzt abgerufen am: 13.12.2019].

⁵⁸³ Friedrich Kapp: Brief vom 14.12.1874, in: Wehler, Kapp (wie Anm. 465), S. 105.

⁵⁸⁴ Ders.: Brief vom 5.1.1875, in: Ebd., S. 108.

beipflichtet: „*Es ist sehr zu bedauern, daß wir hier so viele von euren vertriebenen Jesuiten & Barfüßler bekommen. Man betrachtet sie von protestantischer Seite mit großem Schmerze & Verdacht & Unwillen. Wenn der große & weltberühmte Minister von Bismark sie lebenslänglich bei Wasser & Brod eingespärt hätte, so hätten wir ihn hier vielmehr hochgeschätzt.*“⁵⁸⁵

Mit seiner Ablehnung katholischer Ordensgemeinschaften verweist Bauer nun direkt auf die Erfahrung von Religionsfreiheit – aber nicht in positiver Hinsicht.⁵⁸⁶ Dabei hatte er drei Jahre nach seiner Ankunft im Jahr 1854 – und man erinnere sich an seine flammenden Einlassungen über Freiheit und Bürgerrechte – betont: „*in Bezug auf Religion kann sich Deutschland nicht mit Amerika messen*“.⁵⁸⁷ Doch nach dem Bürgerkrieg – es scheint kein kausaler Zusammenhang zu bestehen – häufen sich seine kritischen Kommentare zur Religionsfreiheit. Sektierer aus Deutschland würden in den USA umgehen, sie seien „*Wölfe in Schafskleidern. [...] Laßt Euch nicht bethören, laßt Euch nicht zweifelhaft machen. Die Lehre Jesu wird bestehen [...]*“ insistiert Bauer.⁵⁸⁸

Vor dem Bürgerkrieg waren Wanderprediger oft das einzige Mittel, die Kirchen in den dünn besiedelten Regionen des *Westens* zu ersetzen. Dadurch entstanden in den Frontiergegenden oft äußerst unorthodoxe Glaubensgemeinschaften, was man durchaus als prägendes Element der amerikanischen Religionsgeschichte ansehen kann.⁵⁸⁹ Und diese stehen für eine weitere Eigentümlichkeit der amerikanischen Gesellschaft: Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Freiheit ermöglichte das Fortexistieren und auch die Weiterentwicklung von Glaubensrichtungen, die in Deutschland (und Europa) langsam ausstarben (die „*Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen*“, nach Ernst Bloch) und darüber hinaus heterogen über das Land verteilt waren – wohingegen sie in Deutschland oft regional spezifisch auftraten: Mennoniten wanderten vor allem aus bestimmten Regionen Süddeutschlands aus; Lutheraner kamen vorwiegend aus dem Nordosten; generell gab es eine starke Süd-Südwest/Nord-Nordost Trennlinie zwischen Katholiken und Protestanten.⁵⁹⁰ Auch wenn sich zur Zeit von Bauers Ankunft im Jahr 1854 die Kirchen im ländlichen Missouri institutionalisiert hatten, war die religiöse Durchmischung dort wesentlich diffuser – und gerade Missouri kann in dieser Hinsicht zu den Bundestaaten mit dem größten religiösen Pluralismus gezählt werden.⁵⁹¹

⁵⁸⁵ Johann Bauer: Brief vom 3.11.1872. FBG, DABS, Bauer-Reinhard/Bauer.

⁵⁸⁶ Karl Suso Frank: Artikel „Barfüßerorden“, in: Walter Kasper (Hrsg.): Lexikon für Theologie und Kirche. Band 2. Freiburg 1994, Sp. 4.

⁵⁸⁷ Johann Bauer: Brief vom 2.9.1857. FBG, DABS, Bauer-Reinhard/Bauer.

⁵⁸⁸ Ders.: Brief vom 13.3.1865.

⁵⁸⁹ Ahlstrom, Religious History (wie Anm. 568), S. 230ff., 452; vgl. McCandless, Missouri (wie Anm. 78), S. 206.

⁵⁹⁰ Vgl. Falko Schmieder: Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Zur Kritik und Aktualität einer Denkfigur, in: Zeitschrift für kritische Sozialtheorie und Philosophie 4 (2017) 1-2, S. 325–363.

⁵⁹¹ Ahlstrom, Religious History (wie Anm. 568), S. 518; McCandless, Missouri (wie Anm. 78), S. 206f.; vgl.

Mit seiner Kritik an der Sektiererei in den USA stand Bauer nicht allein, der Sauerländer Joseph Dünnebacke hielt diese für das große Übel im „*vielgepriesenen Freiheitslande*“ und fürchtete gar um die Zukunft seiner Kinder.⁵⁹² Die gleiche Angst trieb auch den Katholiken Franz Josef Löwen noch gegen Ende des Jahrhunderts um. Seine Kinder müssten „*mit den andersgläubigen die so gefährlichen Staatsschulen*“ besuchen. Der Versuch, eine eigene Schule aufzubauen, scheiterte und mit zunehmender Einwohnerzahl „*schien die katholische Sache [...] in eine Art Altkatholizismus auszuarten.*“⁵⁹³

Dass sich aus der gesetzlichen Verankerung religiöser Freiheit nicht nur empfundene, sondern auch neue reale Unabhängigkeitsverhältnisse ergeben konnten, beschreibt niemand eindrucksvoller als Dietrich Gerstein. Mit der Heirat in eine altlutherische Familie habe er seine Unabhängigkeit verloren, immer wieder berichtet er von der Isolation in der Gemeinde und der Verachtung durch die Mitmenschen, mit denen er zusammenlebte. Sein Zynismus, seine Verzweiflung, seine exorbitant langen Briefe lassen sich dieser Situation geschuldet, die durch die wirtschaftliche Zwangslage noch erheblich zugespitzt wurde. Dass sein Atheismus durch seine Erfahrungen weiter bekräftigt wurde, verwundert kaum, würden die „*christlichen Sekten*“ doch nur „*Duldung und Freiheit predigen*“, weil sie „*sich gegenseitig gern auffräßten.*“⁵⁹⁴

Mit Johann Pritzlaff kommt ein Altlutheraner selbst zu Wort. Er formuliert es noch drastischer als Bauer und Löwen und bestätigt ironischerweise Gersteins Unterstellung, die protestantischen Glaubensrichtungen seien sich untereinander feindlich gesinnt: der „*Antichrist hat seinen Stuhl auch ueber Amerika gesetzt*“, es sei trotzdem „*das beste, dass hier ein jeder Freiheit hat, nach seinem Glauben zu handeln. Wer hier falsche Lehre annimmt, der tut es nach seinem freien Willen. Wir koennen Gott nicht oft genug danken, dass er uns in ein solch Land gebracht hat in dieser Versuchungs-Stunde, die ueber den ganzen Erdkreis gekommen ist.*“ Doch die Gefahren müsse man dennoch ernst nehmen:

„Weil nun in Amerika Glaubens- und Bekenntnisfreiheit unbeschraenkt im weitesten Umfange des Wortes vorhanden ist, so haben christliche Gemeinden einerseits zu wachen, dass sie unter sich nicht in Quäkerei verfallen, andererseits aber auch, dass sie die goettlichen Rechte, die sie haben, nicht vergeben um den Priestern nicht eine dem

Lyman Stone: Mapping American Churches, veröffentlicht online auf dem Blog „In a State of Migration“, 2017. [<https://medium.com/migration-issues/mapping-american-churches-2c2fa9dd051f>; zuletzt abgerufen am: 13.12.2019].

⁵⁹² Joseph Dünnebacke: Brief vom 15.2.1852. FBG, DABS, Thiemann/Dünnebacke.

⁵⁹³ Franz Joseph Löwen: undatierter Brief, vermutlich von 1883. FBG, DABS, Bauer/Löwen.

⁵⁹⁴ Dietrich Gerstein: Brief vom 20.6.1853. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein, Ders.: Brief vom Januar 1858, Ders.: Brief vom Januar 1863.

*Worte Gottes zuwiderlaufende Priesterschaft gestatten, wodurch sie zu Menschenknechten herabsinken und aus der Freiheit kommen wuerden, womit sie Christus befreiet hat, nach I. Cor. 7, 23.*⁵⁹⁵

Neben der Bedeutung dieser Paraphrase aus den Paulusbriefen für die katholische Freiheitsidee wird hier die Kritik am *Quäkertum* deutlich, das als Synonym für neuere Glaubensbewegungen gelesen werden sollte, die sich kritisch mit der institutionalisierten Kirche und deren Dogmen befassten.⁵⁹⁶ Das Quäkertum ist zwar nur eine dieser Denominationen, allerdings eine sehr radikale. Zudem wurde die Glaubensgemeinschaft von den englischen Katholiken im 17. Jahrhundert mit dem despektierlichen Begriff *Quaker* versehen, der sich als Spottname lange gehalten hat.⁵⁹⁷ Durch die Abkehr von traditionellen Glaubenspraktiken und gar der Bibel selbst würde der Mensch aus der ihm von Gott verliehenen Freiheit entlassen. Freiheit wird von Pritzlaff demnach als ein Privileg verstanden, das man durch den Glauben erhält und ohne welches man zum Knecht der Menschen werde.⁵⁹⁸ Ironischerweise begründeten die Quäker das Statut der Religionsfreiheit, womit sie nachhaltig zur Loslösung des Menschen aus kirchlicher Abhängigkeit beigetragen haben.

Wie Bauer berichtet auch Pritzlaff von Abtrünnigen, habe doch der „*Prediger Stephan aus Dresden an der Seuche einer dem Worte Gottes zuwiderlaufenden Priester-Herrschaft*“ gelitten und bereits mehrere Personen angesteckt, die nun in Buffalo und Milwaukee „*eine evangelische-lutherische Gemeinde unter sich*“ gegründet hätten. Martin Stephan, dessen römisch-katholische Eltern zum Protestantismus konvertiert waren, war mit einer großen Gruppe Altlutheraner 1838 aus Sachsen ausgewandert, weil seine Ansichten zu konservativ für die liberale Landeskirche waren. Er wurde für seine hierarchische Führung zum Teil heftig kritisiert und darüber hinaus des sexuellen Missbrauchs bezichtigt. Aus seiner Glaubensgemeinschaft ist später die einflussreiche und heute zweitgrößte lutherische Kirche der USA erwachsen, die Missouri-Synode.⁵⁹⁹

⁵⁹⁵ Johann Carl Wilhelm Pritzlaff: Brief vom 23.4.1842. FBG, DABS, Clemens/Pritzlaff.

⁵⁹⁶ Petr Pokorný/Ulrich Heckel: Einführung in das Neue Testament. Seine Literatur und Theologie im Überblick. Tübingen 2007, S. 230.

⁵⁹⁷ Artikel „Quäcker, quäker, quaker“, in: Jacob Grimm/Wilhelm Grimm (Hrsg.): Deutsches Wörterbuch. Bd. VII. Leipzig 1889, Sp. 2292-2293.

⁵⁹⁸ Vgl. liberale Quäker, die sich z.T. ganz von der Bibel entfernen und auf innere Spiritualität setzen. Vgl.: Ben Pink Dandelion: The Quakers. A Very Short Introduction. Oxford 2008, S. 108.

⁵⁹⁹ Artikel „Stephan, Martin“, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 36. Leipzig 1893, S. 85–87; zur Geschichte der Missouri Synode: Chr. Hochstetter: Die Geschichte der evangelisch-lutherischen Missouri-Synode in Nord-Amerika, und ihre Lehrkämpfe von der sächsischen Auswanderung im Jahr 1838 an bis zum Jahre 1884. Dresden 1885.

Religionsfreiheit – so kann man hier festhalten – gehört zu den Freiheitsdimensionen, die von den Auswanderern auch ausgehalten werden musste, da die durch sie beförderte Pluralität an Weltanschauungen und Sinndeutungen Irritationen evozieren konnte. Doch insgesamt schätzten die meisten Auswanderer das älteste Bürgerrecht der USA.

4.2 Positive Erfahrungen mit Religionsfreiheit

Freilich ist die Wertschätzung der Religionsfreiheit in Auswandererkorrespondenzen allgegenwärtig. Henriette Bruns war erleichtert, nicht von der Diskriminierung der Katholiken im Kaiserreich bedroht zu sein. Johannes Dünnebacke und Franz Joseph Löwen, deren Heimatregionen seit dem Wiener Kongress zu den Westprovinzen Preußens gehörten und deren ursprüngliche katholische Prägung bereits während des Vormärz Konfliktstoff für Konfrontationen mit dem protestantischen Obrigkeitsstaat bot, priesen das Leben als Katholiken in den USA.⁶⁰⁰ Beide beschreiben die Größe ihrer katholischen Siedlungen und Dünnebacke hebt insbesondere hervor, dass „*keine Religion [...] hier besonders herrschend*“ sei – alle „*genießen gleiche Rechte*.“⁶⁰¹

Das trifft vor allem die zahllosen protestantischen Glaubensrichtungen, wie Johann Otto Kuhlenhölter als Vertreter einer Freikirche aus dem Lipperland bekräftigt: „*In diesem freien Lande kann ein jeder seines Glaubens leben wie er will*.“⁶⁰² Schließlich zeigen auch die Erfahrungen Pritzlaffs, dass man als Altlutheraner in den USA unbehelligt leben konnte.⁶⁰³ Alle Beispiele deuten aber sogleich darauf hin, dass diese Freiheit oft das Resultat der homogenen Siedlungsstrukturen war, was eine Krux der amerikanischen *Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen* darstellt: Die Konservierung des Pluralismus fand wiederum in nahezu hermetisch geschlossenen Kleinsthabitaten statt. Kamen die Konfessionen sich nicht in die Quere, gab es wenig religiösen Konfliktstoff – so wie es die oben gezeigten Beispiele vermittelt haben.⁶⁰⁴

4.3 Religiöse Freiheit

Dabei gab es durchaus Parallelen zwischen den Denominationen, die sich auch im spezifischen Verständnis der religiösen Freiheitsideen widerspiegelten. Nicht nur das Lob für die Religionsfreiheit, auch das Streben nach Glück und Wohlstand in Freiheit wurde den

⁶⁰⁰ Blaschke, *Konfessionelles Zeitalter* (wie Anm. 573), S. 52ff., 67, 68.

⁶⁰¹ Johannes Dünnebacke: Brief vom 5.2.1838. FBG, DABS, Thiemann/Dünnebacke.

⁶⁰² Johann Otto Kuhlenhölter: Brief vom August 1851.

⁶⁰³ Johann Carl Wilhelm Pritzlaff: Brief vom 23.4.1842. FBG, DABS, Clemens/Pritzlaff.

⁶⁰⁴ Vgl. Kamphoefner, *Westfalians* (wie Anm. 343), S. 70ff.

Geschicken Gottes zugeschrieben, weshalb es wenig verwunderlich ist, dass die Phrase vom „gesegneten“ oder „gelobten Land“ in den Briefen häufig gebraucht wird. „Für einen man, der Land zu bearbeiten versteht ist Amerika ein gesegnetes Land“, schreibt Christian Sydow.⁶⁰⁵ Johannes Finger bezeichnet die USA in politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht wiederholt als das „gelobte Land“.⁶⁰⁶ Unspezifischer äußert sich der junge Altlutheraner Pritzlaff, der die Religionsfreiheit in erster Linie dafür verantwortlich macht, dass „Amerika [...] ein gutes Land“ sei, denn „es blüht unter dem Segen Gottes“.⁶⁰⁷

Die Ägide Gottes erstreckt sich aber auch auf die individuellen Schicksale – beispielsweise, wenn über die Hilfe Gottes geschrieben wird, wie bei Ferdinand Engelking, der eine Tabakernte verliert: „Ein hartes Mißgeschick hat mich nun seit einem Jahre verfolgt, wie Du aus meinem Brief vom April ersehen wirst, ich habe aber den guten alten Muth, mehr innere Zufriedenheit als je, und die Zuversicht, daß bald Alles sehr gut gehen wird, wenn Gott mich mit Frau und Kind gesund erhält.“⁶⁰⁸

Der 1848 von Altena nach St. Louis ausgewanderte Wilhelm Niggemann hatte mehr Glück und schickte bereits nach wenigen Monaten „mit Gottes Hilfe“ Geld an seine Familie in Deutschland. Dass Gott jedoch nicht nur unterstützend zur Seite stehe, sondern die Geschicke der Auswanderer in alle Richtungen leite, meint Niggemann, als er das erhoffte Wiedersehen mit Frau, Kindern und Bruder als „Gottes Wille“ bezeichnet.⁶⁰⁹

Der Widerspruch zwischen göttlicher Bestimmung und Selbstbestimmung wurde schon in der Wortfeldanalyse und Kants in der Einleitung erörterten kompatibilistischen Freiheitsphilosophie entdeckt. Der pfälzische Auswanderer Georg Elias Guth, noch als Jugendlicher mit seinen Eltern in die USA gekommen, möchte sich „in den Willen und in die Hand des Herrn fügen“ und die altlutherische Adelheide Tapert resümiert ihren beinahe 30jährigen Aufenthalt in den USA: „[...] ich habe mich immer den Willen gottes [sic!] ergäben“, weshalb sie stets „glücklich und zufrieden“ gelebt habe.⁶¹⁰ Dabei sehen die Verfasser der Briefe diese Widersprüche nicht, die man bei Franz Josef Löwen beobachten kann, wenn er auf die „preußische Obrichkeit“ schimpft und „das freie Leben in Amerika“ dadurch relativiert, dass „einem jeden sein Los beschieden“ sei: „Der Herr ist unser Führer und es fällt kein Haar aus Eurem Haupte

⁶⁰⁵ Christian Sydow: Brief vom 28.3.1869. FBG, DABS, Birkner/Sydow.

⁶⁰⁶ Johannes Finger: Brief vom 16.5.1847.

⁶⁰⁷ Johann Carl Wilhelm Pritzlaff: Brief vom 23.4.1842. FBG, DABS, Clemens/Pritzlaff.

⁶⁰⁸ Ferdinand Engelking: Brief vom 9.6.1844, in: Engelking/Roeder, Engelking Briefe (wie Anm. 403), Position 1355 (Kindle eBook).

⁶⁰⁹ Wilhelm Niggemann: Brief vom 20.7.1848. FBG, DABS, Vedder/Stöffer.

⁶¹⁰ Georg Elias Guth: Brief vom Januar 1867, in: Paul, Briefe (wie Anm. 373), S. 225; Adelheide Tapert: Brief vom 25.4.1880. FBG, DABS, Eschrich/Tapert.

ohne des Herrn Wille.“ So steht für ihn auch fest, dass die Trennung von der Familie an der Mosel der „*Wille Gottes*“ war und dass „*Gott [...] uns wieder vereinen*“ werde.⁶¹¹

Beim Methodisten Johann Bauer wird der Fatalismus dieser Weltanschauung sehr deutlich: „*Gott gebe uns allen Gnade, Kraft & Stärke daß wir täglich in der Furcht Gottes leben, seinen Willen thun, unser Kreuz täglich tragen & uns selbst verläugnen. Es hilft uns nicht Hörer des Willen Gottes zu sein & nicht Thäter.*“⁶¹² Und an anderer Stelle schreibt er: „*Jene unsichtbare Hand wird mich leiten.*“⁶¹³

Was hier anklingt, ist der Glaube an die göttliche Vorsehung. In seiner englischen Übersetzung *providence* gehörte diese zu den elementaren Ideen der USA, von der Kolonialzeit bis weit über die Staatsgründung hinaus. In seiner Studie *Providence and Patriotism in Early America* hat John F. Berens die Rolle und Grundprinzipien der göttlichen Vorsehung bei der Gründung der USA untersucht: Die Puritaner Neuenglands hätten im „*neuen Israel*“ Amerika den Millenarismus – die Wiederkehr Christi und die Gründung eines tausendjährigen Reichs – nationalistisch aufgeladen und über eine Vergöttlichung der Gründerväter sowie der literarischen Tradition des Klagelieds – der Jeremiade – das Alltagsleben in der jungen Nation deutlicher beeinflusst als die Gedanken der Aufklärung.⁶¹⁴ Der Historiker Robert Middlekauff mahnt zwar, den Einfluss nicht zu überschätzen, stimmt in seiner Geschichte der amerikanischen Revolution jedoch zu, dass noch zur Revolutionszeit „*[a]lmost all Americans – from the Calvinists [...] to the rationalists [...] – agreed that all things fell within the providential design.*“⁶¹⁵ Eben diese Amerikaner sollten mit ihrer Unabhängigkeitserklärung die bestehende Ordnung gehörig verwirren und mit ihrer Verfassung dem freien Willen ein Denkmal setzen. Diesen scheinbaren Widersprüchen wird nun nachgegangen.⁶¹⁶

Die göttliche Vorsehung ist eine sowohl im Protestantismus als auch im Katholizismus verankerte Idee zur „*Hilfe bei der Eindämmung von Unvorhersehbarem*“, das auf dem antiken Konzept beruht, im individuellen Leben und in der Geschichte Sinn zu erzeugen.⁶¹⁷ Während im Alten Testament noch die „*Anteilnahme*“ und „*Fürsorge*“ Gottes am Leben der Menschen im Vordergrund stand, betont das Neue Testament die „*Vorankündigung*“ (Röm 1, 2),

⁶¹¹ Franz Joseph Löwen: Brief vom 7.10.1860. FBG, DABS, Bauer/Löwen.

⁶¹² Johann Bauer: Brief vom 12.1.1884. FBG, DABS, Bauer-Reinhard/Bauer.

⁶¹³ Ders.: Brief vom 8.2.1880.

⁶¹⁴ Berens, *Providence* (wie Anm. 257), S. 2, 165f.

⁶¹⁵ Robert Middlekauff: *The Glorious Cause. The American Revolution, 1763-1789*. 2. Aufl. Oxford 2007, S. 4; Robert Middlekauff: Rezension zu John F. Berens: *Providence and Patriotism in Early America, 1640-1815*, in: *The American Historical Review* 84 (1979) 5, S. 1471.

⁶¹⁶ Middlekauff, *Glorious Cause* (wie Anm. 615), S. 6, 52.

⁶¹⁷ Richard Friedli/Hildegard Cancik-Lindemaier/Hendrik Bosman/Thomas Söding/Michael Plathow/Friedrich Avemarie/Joseph Dan: Artikel „Vorsehung“, in: Hans Dieter Betz/Don S. Browning/Bernd Janowski/Eberhard Jüngel (Hrsg.): *Religion in Geschichte und Gegenwart*. Band 8. T-Z. 4. Aufl. Tübingen 2005, S. 1213.

„Voraussicht“ (Hebräer 11,40), das „Vorauswissen“ (Röm 8,29f.) oder den „Heilsplan“ (Eph 1, 10; 3,9; 1Tim 1,4).⁶¹⁸

Der Theologe Arnulf von Scheliha schließt sich in seiner großangelegten religionsphilosophischen und -soziologischen Studie zur Vorsehung dem antiken Verständnis an und spricht von einer Deutung des „Kontingenzzisiko[s] individueller Identität“. Diese „Schicksalverhaftetheit des Lebens“ verlange den Glauben an die göttliche Vorsehung, um ein Bewusstsein für die „Einheit von Selbstbestimmung und Schicksal“ zu erlangen.⁶¹⁹ Damit leite der Vorsehungsglaube letztlich zur „Bildung zum individuellen Selbst – gewissermaßen an den Risiken entlang“ an.⁶²⁰ Scheliha beruft sich bei dieser Theorie keinesfalls nur auf gegenwärtige Auslegungen, sondern betont insbesondere den Einfluss Kants und Hegels sowie der Schriften des Mitte des 19. Jahrhunderts einflussreichen Theologen Albrecht Ritschl, der von den beiden Philosophen maßgeblich beeinflusst wurde und deren Denken folglich in die (evangelischen) Kirchen transponiert wurde. Bei Kant erfülle das „Naturmetaphysische“ als Synonym zur Vorsehung die Funktion, die „moralisch-sittliche Selbstbestimmung“ in ihren umweltlichen Grenzen zu begreifen, oder, wie man es daran anknüpfend von Hegel kennt, die „Einsicht in die Notwendigkeit“ als Voraussetzung von Freiheit zu verstehen.⁶²¹ Für Ritschl habe die Aufklärung den Protestantismus zersetzt und überhaupt zur „Befreiung der christlichen Religion zu sich selbst“ geführt. Vorsehungsglaube sei seitdem „nicht mehr undurchschaubare Notwendigkeit sondern väterliche Güte und Fürsorge“: wenn dem Menschen sein selbstbestimmtes Leben entgleite, könne er die Verantwortung dafür als von Gott vorgesehene Fremdbestimmung externalisieren, um Kontingenzerfahrungen einen Sinn zu geben.⁶²²

Im Alltagsleben kann der Glaube an die göttliche Vorsehung durchaus bizarre Sinnstiftungsprozesse nach sich ziehen, wie bei Johann Bauer, als er über den Tod seines Sohnes und seines Bruders schreibt: „Betrübet euch nicht zu sehr über das was nicht zu ändern ist, die Wege der Vorhersehung sind wunderbar & so schmerzlich sie auch für uns erscheinen, Religion lehrt uns daß alles Trübsale zu unserem Wohle gereichen.“⁶²³ Es mag zunächst verstören, den Tod geliebter Menschen als wunderbar zu bezeichnen, doch das ist ein Beispiel der oben erläuterten Kontingenzbewältigung, das religions- und epochenspezifisch war (und zum Teil noch immer ist).⁶²⁴ Denn wenngleich eine zunehmende Säkularisierung im 19. Jahrhundert

⁶¹⁸ Ebd., S. 1214f.

⁶¹⁹ Arnulf von Scheliha: Der Glaube an die göttliche Vorsehung. Eine religionssoziologische, geschichtsphilosophische und theologiegeschichtliche Untersuchung. Stuttgart 1999, S. 340.

⁶²⁰ Ebd., S. 341.

⁶²¹ Ebd., S. 213.

⁶²² Ebd., S. 220.

⁶²³ Johann Bauer: Brief vom 19.2.1865. FBG, DABS, Bauer-Reinhard/Bauer.

⁶²⁴ Vgl. Scheliha, Vorsehung (wie Anm. 619), S. 213.

beobachtet werden kann, erlebte die Religiosität – und das gilt vor allem für die USA, gerade zur Zeit der religiösen Reformbewegung des *Second Great Awakening* ab den 1820er Jahren – erneut Aufschwung.⁶²⁵ So verwundert es nicht, dass viele Auswanderer aller Konfessionen in Krisensituationen Halt im Schicksal suchten – wie Carl Blümner, der auch eine Trauersituation zu verarbeiten hatte und in einem Brief beschließt: „*Fügen wir uns in den Willen der Vorsehung*“.⁶²⁶

In alltagssprachlicher Abwandlung findet sich diese Unterwerfung unter das gottgegebene Schicksal auch in der dem Alten Testament entlehnten Phrase: „*Der Mensch denkt, Gott lenkt*“ – wie hier bei Georg Elias Guth, der seinen Angehörigen in Deutschland den Tod seiner Mutter schildert.⁶²⁷ Selbst die säkularisierte Katholikin und Kommunistin Mathilde Anneke bedient sich dieser Rhetorik, als sie während des Amerikanischen Bürgerkriegs aus dem schweizerischen Exil die Sehnsucht nach ihrer Freundin Franziska Hammacher mit einem Hauch Selbstironie zum Ausdruck bringt – und damit auch ihre Wertschätzung der Selbstbestimmung und ihre Ablehnung festgefahrener Weltanschauungen: „*Es ist wahr, ich hätte Dich einmal gerne wieder in meine Arme geschlossen, mal gerne einige Tage mit Dir wieder verlebt und die Erinnerungen an sie, an Dich westwärts getragen; es war ein Traum, – – u. was, laß mich wie ein guter gläubiger Philister sprechen, laß mich einfach sagen: der Mensch denkt – Gott lenkt.*“⁶²⁸

Für ihre freien Entscheidungen kann Annecke, die sich als junge Frau in einem symbolischen Akt radikal von der katholischen Kirche losgesagt hatte, niemand anderen mehr zur Verantwortung ziehen. Selbstbestimmung heißt dann, sich mit Fügungen abzufinden und diese anders rationalisieren zu müssen, in diesem Fall mit Humor. Als letzter Konsequenz der Religionsfreiheit steht damit die in den USA akzeptierte Freiheit von Religion, die – so die These – von den Atheisten verlangt, neue Sinnstiftungspraktiken entwickeln zu müssen, um Kontingenzerfahrungen zu begegnen und ein *Gefühl der Freiheit* bewahren zu können.

Ins Positive wendet die göttliche Lenkung der wirtschaftlich äußerst erfolgreiche Georg Heubach. Nachdem er aus Scham jahrelang nicht geschrieben hatte, kommentiert er seinen Aufstieg mit einer Huldigung: „*[...] ich denke noch immer an die schönen Worte Gott hat geholfen, Got hilft noch, Got wird weider helfen in Deutschland Got hilft noch war mein Trost,*

⁶²⁵ Ahlstrom, *Religious History* (wie Anm. 568), S. 417, 432, 517.

⁶²⁶ Carl Blümner: Brief vom 1.2.1854. FBG, DABS, von Brandt/Blümner.

⁶²⁷ Georg Elias Guth: Brief vom Januar 1867, in: Paul, *Briefe* (wie Anm. 373); S. 224; vgl. Sprüche 16, 9: „Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg; aber der HERR allein lenkt seinen Schritt.“ Lutherbibel 2017 (wie Anm. 321).

⁶²⁸ Mathilde Anneke: Brief vom 25./26.9.1861, in: Kiehnbaum, *Mathilde Anneke 1860-1884* (wie Anm. 508), S. 81.

Got hat geholfen ist die Gegenwart, Got wird weider helfen ist die Zukunft man weiß nicht wie manches Böße zum guten wird, der Mensch denk und Gott lenkt.“⁶²⁹

Christian Sydow kommentiert seine turbulente Geschichte von Scheitern und Wiederaufstehen ebenfalls mit einem lapidaren „*allein der Mensch denkt und Gott lenkt.*“⁶³⁰ Doch an anderer Stelle sticht bei ihm das Zusammendenken der Aporie von Freiheit und Schicksal deutlich hervor. Denn wenn es um eine Auswanderung geht, komme es darauf an, dass jeder nach „*seinem eigenen Willen handelt*“. Doch ob man sich „*hier im freien Amerika [...] die Hände reichen*“ könne, „*steht beim lieben Gott*“.⁶³¹ Im Bürgerkrieg werden dann auch die Sinnstiftungsprozesse deutlich: Im Kampf gegen die Sklaverei sah er eine schicksalhafte Aufgabe. Damit transzendierte er auch die Gegenwart, um auf diese positiv zurückzuwirken. Mit dieser Strategie war Sydow nicht allein. Die altlutherische Eleonore Brong aus dem thüringischen Gräfenroda, die 1852, wie kurz zuvor Gerstein, nach Michigan ausgewandert war, versuchte ebenfalls, durch Gott einen Sinn im Grauen des Krieges zu finden und wiegt das schwere Schicksal mit dem Zugewinn an Freiheit auf: „*Der liebe Gott legt eine Last auf, aber er hieft sie auch tragen, ich könnte Dir hunderte von Beispiel schreiben welche Deine Leiden noch zehnmal übertreffen den wie viele Familienväter gehen jetzt freiwillig in Krieg und lassen Familie und alles zurück für die Freiheit und die Erhaltung der Unnion [...]*“.⁶³²

Louis Dunker, der als alkoholkranker Bauer nach Ohio kam, dort abstinent wurde und vom altlutherischen Glauben zu den Methodisten übertrat, bei denen er es bis zum Prediger brachte, rechnet die Freiheit Amerikas der Gnade Gottes zu.⁶³³

*„Der Krieg ist nun vorüber, und wir haben wieder Ruhe. Mein Sohn Wilhelm ist wieder gesund zurückgekehrt. So haben wir nun durch Gottes Gnade wieder ein freies Amerika, und wir sind froh dafür. Die 4 Millionen Claven sind frei geworden, und ich glaube, es war so gottes Wille, den die ungerechte Claverei war ein Greuel von Gott und Menschen.“*⁶³⁴

Der nach dem Tod seiner Eltern mit seinem großen Bruder 1851 nach Ohio ausgewanderte Ludwig Kühner stimmt nach dem Sieg der Union im Bürgerkrieg in diese Interpretation ein – nachdem er sich in den Briefen aus den zwölf Jahren zuvor nicht einmal in Grußformeln

⁶²⁹ Georg Christian Heubach: Brief vom Juli 1863. FBG, DABS, Eichhorn/Heubach.

⁶³⁰ Christian Sydow: Brief vom 30.8.1867. FBG, DABS, Birkner/Sydow.

⁶³¹ Ders.: Brief vom 1.2.1870.

⁶³² Eleonore Brong: Brief vom 10.9.1861. FBG, DABS, Eschrich/Tapert.

⁶³³ Kammeier, Auswandererbriefe (wie Anm. 517), S. 20f.

⁶³⁴ Louis Dunker: Brief vom 7.3.1866, in: *Ebd.*, S. 43.

religiös geäußert hatte: Man sehe die „*Gotteshand [...] in diesem vergangenen Kriege*“, Sklaven müsse man nun als „*Bürger ansehen*“ und ihnen das „*volle Bürgerrecht geben*“.⁶³⁵

Doch während die meisten Auswanderer des Samples gedanklich im Irdischen verharren, zeigt sich beim Farmer Kühner, der – Recherchen Wolfgang Helbichs und Walter Kamphofners zufolge – vermutlich in eine Baptistengemeinde einheiratete, eine Tendenz zum Jenseitigen:

„[...] lieber Bruder ich will dich [...] vermahren zu trachten am ersten was droben ist nach dem Reich Gottes das andere wird uns alles zufallen sehet die Lilien auf dem felde und so weiter, es ist recht daß wir etwas auflegen fürs alter und haben zu geben den dürftigen aber wir müssen unser Herz nicht daran hängen und uns jeden Tag besser vorbereiten auf Todt und Ewigkeit [...].“⁶³⁶

Nachdem er bis in den Bürgerkrieg keine religiöse Sprache verwendet hat, bezieht er sich nun auf das Matthäus-Evangelium als ein Lebensprinzip, das eine klare Kritik am Besitz irdischer Güter darstellt und in dem es heißt: „*Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.*“⁶³⁷ Diese Gedanken finden sich auch bei Carl Blümner, der über sein „*unbeständiges Leben*“ schreibt, welches nicht „*Zweck des Seins*“, sondern „*Vorbereitung, die Schule auf das Jenseits*“ sei.⁶³⁸

Ganz anders als die Idee der Vorsehung, herrschte im Calvinismus, der die Religion in den USA entscheidend geprägt hat, eine strenge Vorherbestimmung nach der Prädestinationslehre vor.⁶³⁹ Der lippische Freikirchenanhänger Johann Otto Kuhlenhölter gibt in einem ausufernden Einzelbrief aus den USA, wo er zum wohlhabenden Farmer aufgestiegen war, einen Einblick in die von dieser Idee geprägte Gedankenwelt:

„*Ich bezeuge nach dem Worte Gottes aus Erfahrung aus dem 84. Psalm. Die Welt ist und bleibet für das wahre Volk Gottes ein Jammertal, Amerika ebensowohl als auch Deutschland. Das Heil ist Droben, wir haben hier gar kein Teil für unsere Seele, nur*

⁶³⁵ Biographie von Karl Ludwig Kühner in: *Helbich*, Bürgerkrieg (wie Anm. 313), S. 345f.; *Karl Ludwig Kühner*: Brief vom 4.11.1867. FBG, DABS, Grätschenberger/Kühner [Abdruck in *Helbich*, Bürgerkrieg (wie Anm. 313), S. 348f.].

⁶³⁶ *Karl Ludwig Kühner*: Brief vom 4.11.1867. FBG, DABS, Grätschenberger/Kühner [Abdruck in *Helbich*, Bürgerkrieg (wie Anm. 313), S. 348f. ist um diese Stelle gekürzt].

⁶³⁷ Matthäus 6,31f., Lutherbibel 2017 (wie Anm. 321).

⁶³⁸ *Carl Blümner*: Brief vom 1.8.1860. FBG, DABS, von Brandt/Blümner.

⁶³⁹ *C. McIntire*: Artikel „Free Will and Predestination“, in: *Mircea Eliade* (Hrsg.): *The Encyclopedia of Religion*. New York/London 1987, S. 427–429, hier: S. 428.

die Notdurft für den Leib, unser Teil, unser Lohn und Erbteil, unser Schatz und Trost ist nur im Himmel, gar durchaus hier unten nicht. ⁶⁴⁰

4.4 Göttlicher Wille vs. freier Wille?

Johann Otto Kuhlenthal, der an anderer Stelle die Bürgerfreiheiten in den USA hochhält, liefert damit das eklatanteste im Sample vertretene Beispiel der Symbiose von göttlicher Fremdbestimmung und individueller Selbstbestimmung. Zusammen mit Sydow, Bauer, Blümner, Löwen und anderen steht er damit repräsentativ für das widerspruchsvolle Zeitalter von Säkularisierung und Konfessionalisierung, das Kant schon in seiner Freiheitsphilosophie – dem Kompatibilismus – amalgamiert hatte. Arnulf von Scheliha weist in seiner Studie über die göttliche Vorsehung auf die lebensweltliche Anbindung dieses Konzepts hin, was man mit Blick auf die Briefe der Auswanderer bestätigt findet. Ausgehend von der auch dieser Studie zugrundeliegenden Theorie des Sozialkonstruktivismus, schlussfolgert von Scheliha, das Individuum könne sich bei der „*Bestimmung des eigenen Lebenssinns der gesellschaftlich kommunizierten Sinnschemata bedienen*“ und verknüpft es mit den Ideen des Philosophen Hermann Lübbe: das „*Erfahrungsbewußtsein*“ gehe dann in religiöse Deutung über, wenn ein „*Sinnüberschuß*“ nicht mehr an „*vorliegende Sinngefüge angeschlossen und verarbeitet werden kann*“. ⁶⁴¹ Auch die Gräueltaten des Bürgerkriegs konnten auf diese Weise semantisiert werden.

Letztlich dient der Widerspruch zwischen den Ideen des göttlichen Willens, der göttlichen Vorsehung oder Gnade und dem freien Willen gerade der Bestätigung eigenverantwortlichen und selbstbestimmten Handelns, weil es die erschütternden Folgen selbst verantworteter Fehler abdämpft und an Gott externalisiert. Diese Funktion des Glaubens war durch Aufklärung, Rationalismus und Säkularisierung indes bedroht und überließ viele Atheisten ihren Fehlern, Zweifeln und ihrem Scheitern.

⁶⁴⁰ Johann Otto Kuhlenthal: Brief vom August 1851.

⁶⁴¹ Scheliha, Vorsehung (wie Anm. 619), S. 336, 338.

5. Exkurs: Die Freiheit der Anderen. Toleranz – Mitgefühl – Empathie

Prolog: Georg Wilhelm Schwarting und die Sklavenauktion

Georg Wilhelm Schwarting, Nachkomme eines wohlhabenden Bauern aus Oldenburg, berichtet in seinem ersten überlieferten Brief nach der Auswanderung vor 1856 ganz beiläufig von einer Sklavenauktion in Texas:

„[...] vor kurzem war ich in La Grange, wo gerade ein Verkauf war, in welchem unter ander auch Neger, öffentlich meistbietend verkauft wurden u wo zwei derselben, Mutter u Tochter für die enorme Summe von 2800 Dollor verkauft wurden.“⁶⁴²

Hier wird beschrieben, wie Menschen auf einem Markt wie Ware verkauft werden. Von Schwarting aber gibt es kein Wort des Mitgefühls, von Einfühlungsvermögen ganz zu schweigen. Schwartings Verwunderung über den Preis belegt die zwischenmenschliche Entfremdung. Dabei hält Schwarting selbst keine Sklaven, und als der Bürgerkrieg beginnt, positioniert er sich nicht auf Seiten der Nord- oder Südstaaten, kehrt zunächst nach Deutschland zurück. Doch noch vor Ende des Bürgerkriegs, im Jahr 1864, geht er wieder in die Vereinigten Staaten. Zunächst bleibt er in den Nordstaaten und lebt in der Nähe von Chicago. Dort kann er sein Bedürfnis nach „*Gemütlichkeit*“ nicht befriedigen, es zieht ihn in die Südstaaten: *„Ich habe mich immer schon nach einem Rebellenstaat geseht. da ich selbst ja eigentlich zu den Rebellen gehört, u auch jetzt noch mehr Achtung u Respekt habe für einen richtigen Conförderirten, oder Rebellen, wie sie auch hier genannt werden, als für den der stets singt, die Union for ever, u dabei den Staat im geheimen untergräbt.“⁶⁴³*

Schwarting wechselt kriegsbedingt zwischen Süd- und Nordstaaten hin und her und kommentiert Lincolns mögliche Wiederwahl schon in einem Brief vom August 1864 als *„Malheur“*, das ihn veranlasse, erneut nach Texas und von dort aus wohl wieder nach Deutschland zu gehen: *„Hier im Yankylande will es mir nicht behagen.“⁶⁴⁴* Die Problematik der Sklaverei beschäftigt ihn nicht – als unfrei begreift er nur den Süden, mit dem er sich identifiziert: *„Wir hoffen daß im Frühjahr der Krieg vorbei sein wird, womit wir auch unsere Freiheit wieder erlangen werden.“⁶⁴⁵* Nach dem Ende des Krieges und der Ermordung Abraham Lincolns im

⁶⁴² Georg Wilhelm Schwarting: Brief vom 13.2.1856. FBG, DABS, Neidhöfer/Schwarting.

⁶⁴³ Ders.: Fragment ohne Datum, vermutl. 1864.

⁶⁴⁴ Ders.: Brief vom 15.8.1864.

⁶⁴⁵ Ders.: Brief vom 8.10.1864.

April 1865 beklagt Schwarting „*humbug u Lügen, die so kraß sind, daß man sie gleich erkennen kann, u Ansichten darf man sich darüber hier nicht äußern, indem seit der Ermordung des Präsidenten, die Wuth gegen die Rebellen aufs höchste gestiegen ist, u Mancher für eine unbedachtsame Äußerung mit dem Leben selbst büßen musste.*“⁶⁴⁶ Auch berichtet er Anfang 1866 von einem Bekannten, der viel verloren habe, weil „*seine Neger frei sind*“. Die Perspektive der ehemaligen Sklaven blendet er weiterhin aus. Dann, noch im selben Brief, erfolgt eine überraschende Wendung:

„*Doch das Blut ist nicht umsonst geflossen, die Slavery hat aufgehört. Wie sich jedoch die Neger als freie Arbeiter machen werden wird die Zeit lehren. Ob sie Bürger, ob sie Grundeigenthum erwerben können bleibt dahingestellt, doch sie sind frei, u ich habe die 10 Flaschen Wein die ich deswegen mit Lönnecker gewettet habe zu meiner nicht geringen Freude verspielt. u ihr könnt denselben man bei Gelegenheit, auf den Segen der Freiheit, u Wohl der vereinigten Staaten vertrinken.*“⁶⁴⁷

Nachdem Schwarting als bekennender Rebell die Sklaverei jahrelang beschweigt, sich über die Nordstaaten, die ab 1863 offen das Kriegsziel verfolgen, die Sklaverei abzuschaffen, echauffiert und Mitgefühl eher für seinen mittellosen Bekannten und ehemaligen Sklavenbesitzer äußert, identifiziert er sich nun mit dem „*Segen der Freiheit*“ unter den von den Nordstaaten dominierten USA. Darüber hinaus richtet er seine Kritik nun auch gegen die Zustände in den Südstaaten: „*Mit den Rowdybanden wird es hier immer bedenklicher, die Neger haben hauptsächlich viel davon zu leiden.*“⁶⁴⁸ Dass der Süden noch immer unter Militärherrschaft steht, kommentiert er nicht – was überraschend ist, nach all den Tiraden gegen den Norden und die Besetzung des Südens.⁶⁴⁹

Schwarting, der sich vom eher indifferenten „*Rebellen*“ zum Befürworter der Sklavenemanzipation gewandelt hat, spricht nun voller Häme über die Sklavenhalter, die „*durch den Verlust ihres schwarzen Propertys schon ziemlich gedemüthigt*“ seien.⁶⁵⁰ Ihre „*Macht [sei] gänzlich gebrochen*“ und „*ihre Gewinnsucht u Chracterlosigkeit*“ würden sie nun im Umgang mit Arbeitern zeigen.⁶⁵¹ Von der Theorie, dass Sklaverei auch die Sklavenhalter korrumpiere,

⁶⁴⁶ Ders.: Brief vom 31.5.1864.

⁶⁴⁷ Ders.: Brief vom 28.1.1866.

⁶⁴⁸ Ders.: Brief vom 25.8.1866.

⁶⁴⁹ Vgl. Ders.: Brief vom 26.11.1866.

⁶⁵⁰ Ders.: Brief vom 9.9.1867.

⁶⁵¹ Ders.: Brief vom 16.11.1870.

konnte man bereits in den Reiseberichten lesen.⁶⁵² Wie war es zu diesem Wandel gekommen? War es Schwartings Zwangsrekrutierung für die Armee der Nordstaaten, die Erfahrungen, die er im Krieg, möglicherweise im Kontakt mit Afroamerikanern, gemacht hat? Das ist in seinem individuellen Fall nicht zu beantworten, doch in diesem Kapitel soll es genau um diese Frage gehen: Wie beurteilten die Auswanderer im Bewusstsein ihrer eigenen Freiheit die Sklaverei? Warum befürworteten manche diese, warum lehnten viele sie ab? Und: was konnte Menschen dazu veranlassen, ihren Standpunkt zu wechseln? Spielte die bei Adam Smith so bedeutende *sympathy* oder das christliche Mitgefühl bei der Betrachtung, Wahrnehmung und Beurteilung der (Un-)Freiheit der Anderen eine Rolle?

5.1 Dimensionen der Unfreiheit

Die Erfahrung der Freiheit konnte anhand der Begriffsbildung nachgezeichnet und in verschiedenen Freiheitsdimensionen verortet werden: politisch-rechtlich, wirtschaftlich und religiös (weiter gefasst als soziokulturelle Freiheit). Insbesondere bei der politisch-rechtlichen Freiheit konnte eine erhebliche Emotionalität der Sprache festgestellt werden, wenn es um die Verurteilung der Zustände in Deutschland (oder Europa) ging. Doch mit der Erfahrung der eigenen Freiheit ging auch die Wahrnehmung der Unfreiheit anderer Menschen einher – besonders eklatant in Form der Sklaverei, fest verankert in der amerikanischen Gesellschaftsordnung. Alle drei herausgestellten Freiheitsdimensionen fanden dort ihre negative Entsprechung: der kapitalistischen Marktwirtschaft stand das Ausbeutungssystem der Leibeigenschaft gegenüber; den Bürgerrechten für die weiße die Rechtlosigkeit der schwarzen Bevölkerung; dem Vorsehungsglauben als Schicksalsrationalisierung der Glaube an das Schicksal gottgegebener Menschenrassen von unterschiedlichem Wert. Beeinflusste die Erfahrung von Freiheit die Wahrnehmung der Unfreiheit des Anderen? In Anbetracht der immer wieder und schichtenübergreifend vorgebrachten Idee einer *Sozialisation zur Freiheit* erscheint das eine plausible Arbeitshypothese, die den anderen Leitfragen in diesem Exkurs übergeordnet werden soll.

5.2 Freie Marktwirtschaft und unfreie Arbeit

Der Beweggrund für die Einführung der Sklaverei in den britischen Kolonien und deren Aufrechterhaltung in Teilen der USA war wirtschaftlicher Natur und galt in den Südstaaten

⁶⁵² Larry E. Tise: *Proslavery: A History of the Defense of Slavery in America, 1701 - 1840*. Athens 1987, S. 235, 248.

bis zur Aufhebung der Sklaverei durch die *Emancipation Proclamation* im Jahr 1863.⁶⁵³ Daher soll zunächst auf die wirtschaftliche Freiheitsdimension geschaut werden, zumal einige Amerikauswanderer in den Südstaaten siedelten und in deren Wirtschaftssystem eingebunden waren.

Ferdinand Engelking beispielsweise, der in Texas lebte, erwähnt zunächst nur am Rande, dass er Sklaven hielt. Er habe versucht eine „*Negerin oder eine Weiße [zu] miethen*“, später berichtet er, dass er „*2 tüchtige Arbeiter auf ein ganzes Jahr gemiethet*“ habe. Er bemüht sich auch um den „*Ankauf eines jungen Negermädchens oder Jungens*“, und nach dem Bürgerkrieg erklärt er: „*Die Neger (ich hatte deren 5) wurden ohne Entschädigung für frei erklärt.*“⁶⁵⁴ Engelking, dem seine wirtschaftliche Unabhängigkeit über alles ging, profitierte von einem System, das nicht auf freier Arbeit basierte – seine Unabhängigkeit resultierte zum Teil aus der persönlichen Abhängigkeit anderer. Diese soziale Asymmetrie stellt Engelking in seinen Briefen an keiner Stelle in Frage, obwohl er selbst von seiner auswanderungsbedingten Freiheitserwartung und -erfahrung schreibt. Die Empfindung des eigenen Hinzugewinns an Freiheit steigert nicht seine Sensibilität für die Unfreiheit der Afroamerikaner.

Dieses indifferente Verhalten kann man nicht nur bei Sklavenbesitzern, sondern auch bei außenstehenden Betrachtern der Sklaverei beobachten. Franz Reuter, der in Mississippi lebte und die Frau eines wohlhabenden Plantagenbesitzers geheiratet hatte, preist gerne mit Pathos die Freiheit in den USA, problematisiert die Sklaverei als Widerspruch zur Freiheit hingegen nicht. Aufschlussreich ist ein Bericht über den Vorschlag seines Schwiegervaters, ihn auf seiner Plantage zu unterstützen, nachdem Reuters Ladengeschäft durch einen Brand zerstört worden war:⁶⁵⁵

„Doch früschen muth hat, und will bey mir niemals fahlen, so lang der eitele Stern der Freiheit glänzen würd. Jetz bin ich bey meinem SchwügerVater und glaubte, das er mir helfen wollte zu einem Kaufladen, indem Er sehr Reich ist, und er thun konnte wann er wollte. [...] Er sagte das Er mir für Ein Jahr 2100 Dollar geben will für Aufseher über seine Schwarzen Geslaffe. Ich sagte daß ich nicht von der Bauerey verstehen thu, und das ich nicht weiß Baumwolle zu pflantzen. Er sagte daß Er mir Hälfen

⁶⁵³ Paul S. Boyer: *The Oxford companion to United States history*. Oxford 2001, S. 714, 718; Berg, USA (wie Anm. 377), S. 7.

⁶⁵⁴ Ferdinand Engelking: Briefe vom 9.6.1844, 21.2.1841 und 10.1.1881, in: *Ebd.*, Positionen 588, 1407, 1465, 2513 (Kindle eBook).

⁶⁵⁵ Biographie von Franz Reuter in: *Paul, Briefe* (wie Anm. 373), S. 195.

will, in jeder Hinsicht, besonders nicht zu Einem Kaufladen, und das ich Einmal ausgebränt sei und ich sollte fürchten das Feuer.“⁶⁵⁶

Er begründet seine Ablehnung mit Mangel an Erfahrung, nicht mit Kritik an der Sklaverei. Daraus können verschiedene Schlüsse gezogen werden: Damit zu argumentieren, nichts von der „*Bauerey*“ zu verstehen, wenn es darum geht, Aufseher zu werden, kann durchaus als Ausrede interpretiert werden. Möglicherweise wollte er seinen Schwiegervater nicht gegen sich aufbringen. Dann stellt sich allerdings die Frage, warum er sich gegenüber seiner Familie nicht offen gegen die Sklaverei ausspricht. Das lässt als alternativen Schluss zu, dass er zwar nicht auf der Plantage arbeiten wollte, die Sklaverei aber als Normalität akzeptierte. Dabei hatte er seine Auswanderung in die USA im selben Brief als Befreiung aus der „*Sklaverei*“ in Deutschland verstanden und würde somit ein weiteres Beispiel dafür abgeben, dass eine Freiheitserfahrung die Sensibilität für die *Freiheit der Anderen* nicht unbedingt steigert.⁶⁵⁷

Auch Adam Koeppel, der 1847 Kontakt zu einem Auswanderungsverein in Darmstadt gesucht hatte, berichtet nach seinem Austritt aus der Gesellschaft in Texas ganz sachlich: „*Wer es kann, hält sich auch ein paar Neger. Ein guter kostet 6 bis 800 Dol.*“ Ein krasser Kontrast entsteht, als Koeppel hinzufügt: „*Dann kann man, wenn man eingerichtet ist, ein herrliches, sorgenfreies Leben führen.*“⁶⁵⁸ Carl – Bruder von August Blümner, der die amerikanische Freiheit in seinen Briefen vehement verteidigt – bezieht nicht eindeutig Stellung zur Sklaverei. Er schreibt aber, im Warren County, Texas, sei es „*noch zu früh [...], um viel verdienen zu wollen; besonders bei Leuten, die nicht die Mittel haben, sich Hülfe zu verschaffen, sich einen Sklaven zu kaufen, oder zu miethen*“.⁶⁵⁹ Abermals kann von einer Sensibilität für die Unfreiheit der Sklaven nicht gesprochen werden.

Insgesamt war die weitaus größere Zahl der Auswanderer im untersuchten Sample der Sklaverei gegenüber kritisch bis ablehnend eingestellt, besonders zur Zeit des Bürgerkriegs. Selbst weniger gebildete Auswanderer, wie der Arbeiter Peter Klein, der seine Briefe diktieren musste, vertraten mitunter klare Positionen, auch hinsichtlich des Wirtschaftsmodells:

„Der Krieg oder vielmehr die Rebellion ist von den Sklavenhaltern angefangen worden, um die freie Verfassung des Landes umzustürzen, und ein Adelsregiment aufzurichten. Diese Sklavenhalter sind große Herren, die hundert und mehr von schwarzen

⁶⁵⁶ Franz Reuter: Brief vom 4.2.1853, in: *Ebd.*, S. 199.

⁶⁵⁷ *Ebd.*, S. 200.

⁶⁵⁸ Adam Koeppel: Briefe vom 28.3.1847, 2.4.1847 und 23.4.1848. [Online unter: <https://www.auswanderung-rlp.de/?id=11269>; zuletzt abgerufen am: 04.11.2019].

⁶⁵⁹ Carl Blümner: Brief vom 24.3.1836. FBG, DABS, von Brandt/Blümner.

*Leibeigenen haben, und nun auch den freien, weißen Arbeiter gern verknechten möchten, damit der schwarze Arbeiter sich nicht am weißen ein Beispiel nehmen und auch frei werden möchte. Das ist der wahre Grund bei der ganzen Geschichte. Und wir, freie Männer und rechtschaffene Arbeiter, wollen das nicht leiden, und wollen die gute, freie Landesverfassung aufrecht erhalten.*⁶⁶⁰

Diese Einschätzung Kleins fasst viele ökonomische Aspekte des Nord-Süd-Konflikts zusammen: Die tiefe Verwurzelung der Südstaaten in aristokratischen Gesellschaftsstrukturen, die damit einhergehende Ablehnung der *free-labor* Ideologie, die – wie im einleitenden Überblick erläutert – ein maßgeblicher Grund für die Sezession der Südstaaten war, und zuletzt die daran geknüpfte Befürchtung, dass einmal erlernte soziale Rollen nur schwierig zu überschreiten sind.⁶⁶¹ Die Furcht vor einer Versklavung der Weißen war allerdings völlig unbegründet. Das Sozialsystem der Südstaaten basierte auf einem rassistischen Menschenbild und zielte eher darauf ab, den arbeitenden Klassen eine standes- (oder „rassen“-)gemäße Lebensführung zu ermöglichen. Die südlichen Pro-Slavery-Apologeten bedienten sich mit ihrer *Mudsill*-Theorie antiker Ideen: jede Gesellschaft brauche eine Schicht, die die Arbeit für die Höhergestellten verrichten müsse, damit diese standesgemäß und „frei“ leben könnten. Würde diese Arbeit nicht von Leibeigenen verrichtet, die ohnehin zu keinen anspruchsvolleren Tätigkeiten fähig seien, würden die Weißen sich in der Lohnarbeit selbst versklaven und in Armut und sozialer Unsicherheit leben.⁶⁶²

Demgegenüber stand die von Klein propagierte und in den Nordstaaten dominierende *Free labor*-Ideologie.⁶⁶³ Für Dietrich Gerstein steht fest: „*freie Arbeit und Sklaverei passen einmal nicht zusammen*“ und paraphrasiert damit – absichtlich oder nicht – den mehrfach erwähnten radikalen Abolitionisten, Außenminister und engen Vertrauten Lincolns, William H. Seward, der freie Arbeit und Sklaverei als „*antagonistic systems*“ bezeichnet hatte.⁶⁶⁴

Ausgerechnet die ehemalige Kommunistin Mathilde Anneke erkennt gegen Ende des Bürgerkriegs das Zusammenspiel von freier Arbeit und gesellschaftlichem Fortschritt:

⁶⁶⁰ Biographie von Peter Klein in: *Helbich*, Briefe (wie Anm. 12), S. 363; *Peter Klein*: Brief vom 1.5.1862, in: *Ebd.*, S. 382.

⁶⁶¹ *Helbich*, Bürgerkrieg (wie Anm. 313), S. 10; *Peter Brunner*: Nach Amerika. Die Geschichte der deutschen Auswanderung. München 2017, S. 188f.

⁶⁶² *McPherson*, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 197ff.

⁶⁶³ *Foner*, *American Freedom* (wie Anm. 133), S. 68; *McPherson*, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 39.

⁶⁶⁴ *William H. Seward*: On the Irrepressible Conflict. Rede vom 25.10.1858, gehalten in der Corinthian Hall, Rochester, New York [Online unter: https://en.wikisource.org/wiki/On_the_Irrepressible_Conflict; zuletzt abgerufen am: 21.11.2019].

„Wenn die Rebellion zu Boden geschlagen sein wird, werden die Vereinigten Staaten einen ganz unerhörten Aufschwung nehmen. In einigen Jahren wird der Süden hauptsächlich von Soldaten und Industriellen des Nordens dicht bevölkert und von dieser Einwanderung und von freien Negern aufgebaut sein. Ackerbau, Handel und Industrie werden blühen wie nie zuvor.“⁶⁶⁵

Diese Vision bestätigt sich in Wilhelm Schlottmanns Augen, der 1847 aus Oppendorf bei Minden nach Texas ausgewandert war und, den Briefen seines sozialen Umfelds nach zu schließen, ein Kritiker der Sklaverei gewesen sein dürfte.⁶⁶⁶ 1869 schreibt er, dass er an drei schwarze Familien Land verpachtet habe und fügt hinzu: „*unser kleines Städtchen Brenham hier ist seit die Aufhebung der Sklaverei wie durch ein Zauber in die Höhe gegangen, da alles Kapital, welches früher für Baumwolle ins Land kam, wieder in Sklaven gesteckt wurde, War an eine Hebung der Industrie nicht zu denken.*“⁶⁶⁷ Dass er sich als Südstaatler nicht dem Mythos der *Lost Cause* hingibt – der historischen Erzählung vom großen Verlust der Südstaatengesellschaft – ist ein weiteres Indiz für eine beständige sklavereikritische Haltung.⁶⁶⁸

Freilich lässt sich die wirtschaftliche Situation im Süden nach dem Bürgerkrieg nicht so einfach beschreiben. Die sture Abwehr von industrieller Produktion – auch in der Landwirtschaft – und Lohnarbeit stürzten die Südstaaten nach dem Bürgerkrieg in eine tiefe Wirtschaftskrise; die Kriegsfolgen taten ein Übriges – auch in psychischer Hinsicht. Es wurde bereits berichtet, wie die Farm der von Blüchers nach dem Krieg in die Krise geriet und Maria ihren alkoholabhängigen Mann Felix durch ihre Arbeit unterstützen musste.⁶⁶⁹ Bis 1890 regenerierte sich die Wirtschaft allmählich, aber nicht ohne die strukturelle soziale Unterdrückung und Ausbeutung vormaliger Sklaven.⁶⁷⁰

Im Gegensatz zu Georg Wilhelm Schwarting änderte Ferdinand Engelking, der in die Südstaatengesellschaft integriert war und selbst Sklaven gehalten hatte, seine Einstellung gegenüber der Emanzipation der Afroamerikaner nach dem Bürgerkrieg nicht. Seit der Emanzipation seien sie „*durch ihre Faulheit und ihren Hang zu Verbrechen gegen das Eigentum und die Sicherheit der Personen namentlich des weiblichen Geschlechts ein großes öffentliches*

⁶⁶⁵ Mathilde Anneke: Brief vom 19.2.1864, in: *Wagner, Anneke* (wie Anm. 425), S. 197.

⁶⁶⁶ Biographie von Wilhelm Schlottmann in: *Kammeier*, Auswandererbriefe (wie Anm. 517), S. 45f.

⁶⁶⁷ *Wilhelm Schlottmann*: Brief vom 15.3.1869, in: *Ebd.*, S. 51, 57.

⁶⁶⁸ *Hochgeschwender*, Bürgerkrieg (wie Anm. 313), S. 129ff.

⁶⁶⁹ *Maria von Blücher*: Brief vom 20.8.1870, in: *Cheeseman*, von Blücher (wie Anm. 423), Position 2540ff. (Kindle eBook).

⁶⁷⁰ *Foner*, Reconstruction (wie Anm. 148), S. 392; *Landauer* (wie Anm. 35), S. 95; *Berg, USA* (wie Anm. 377), S. 44; *Stanley L. Engerman*: Slavery and its Consequences for the South in the Nineteenth Century, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): The Cambridge Economic History of the United States. Vol. 2: The Long Nineteenth Century. Cambridge 2000, S. 329–366, hier: S. 356.

*Unglück geworden.*⁶⁷¹ Die angebliche Faulheit der befreiten Sklaven war ein gängiges Thema, das selbst der durch den Bürgerkrieg geläuterte Schwarting bedient: diebische „*Neger*“ würden weiterhin Pferde stehlen und wollten „*noch immer mit Faulenzen*“ durchkommen – eine irritierende Ansicht, wenn man bedenkt, dass der Alltag eines Sklaven aus wenig anderem als aus Zwangsarbeit unter menschenunwürdigen Umständen bestanden hatte.⁶⁷² Selbst der Sklavereigegner Dietrich Gerstein teilt diese Ansichten und bedient sich eines in Amerika zu dieser Zeit verbreiteten Theorems, das bereits aus dem populären Reisebericht Gottfried Dudens bekannt ist:

*„Es ist einmal eine unleugbare Thatsache, daß die Masse der Sklaven wie Vieh behandelt werden und sie würden sich, wenn frei, wie Vieh [geriren]. Da die Sklaven den Weißen nie oder selten arbeiten sehen, so halten sie Freiheit und Arbeitslosigkeit für identisch, und die Zeit würde dann kommen, wo ich auch lieber in der Tartarei oder Polen wäre, als wie hier.“*⁶⁷³

Gerstein, der grundsätzlich von einer Sozialisation zur Freiheit ausgeht, glaubt in der Frühphase des Bürgerkriegs nicht an eine Integration der Afroamerikaner in den Arbeitsmarkt. Er selbst hat das freie Wirtschaftssystem in seiner Lebenswelt als Reihe existenzieller Zwänge erfahren und vermutlich keinen Kontakt zu Afroamerikanern gehabt, da er abgeschieden von den großen Städten Michigans in einer Siedlung von Sklavereibefürwortern lebte. Zu groß scheint ihm die Asymmetrie zwischen eigenverantwortlicher Arbeit auf der einen und Zwangsarbeit ohne Möglichkeit der Selbstbestimmung auf der anderen Seite.

Nach dem Bürgerkrieg bekam das Verhältnis zu den Afroamerikanern bei Gerstein noch eine weitere psychologische Dimension: man wäre als Befreier der „*Neger*“ in den Süden gegangen und kehre nun „*zurück um unser eigener Neger zu sein*“.⁶⁷⁴ Die Furcht der weißen Arbeiter vor einer Lawine schwarzer Lohnarbeiter, insbesondere nach der Umsetzung der Emancipation Proclamation 1863, wurde bereits thematisiert. Sie war vor allem in katholisch geprägten, armen Gebieten virulent und wurde durch die Presse der Demokraten noch befeuert.⁶⁷⁵ Bei Gerstein wurde die Sensibilität für die Freiheit der Afroamerikaner vom gebrochenen

⁶⁷¹ *Ferdinand Engelking*: Brief vom 10.1.1881, in: *Engelking/Roeder*; Engelking Briefe (wie Anm. 403), Position 2514 (Kindle eBook).

⁶⁷² *Georg Wilhelm Schwarting*: Brief vom 16.11.1870. FBG, DABS, Neidhöfer/Schwarting; vgl. *Tise*, Proslavery (wie Anm. 652), S. 235.

⁶⁷³ *Dietrich Gerstein*: Brief von Weihnachten 1862. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein; vgl. *Tise*, Proslavery (wie Anm. 652), S. 235, 248.

⁶⁷⁴ *Dietrich Gerstein*: Brief vom 15.12.1869. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

⁶⁷⁵ *McPherson*, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 506, 609, 685.

Stolz überlagert, sich selbst nicht durchgesetzt zu haben. Dazu nutzt Gerstein die Relativierung der Sklaverei – ein Narrativ, das er bereits vor dem Bürgerkrieg gebraucht hatte: er sah sich als „*Sklave der Arbeit*“. Obwohl er durch seine Verhältnisse gezwungen war, hart und prekär zu arbeiten, besaß er die persönliche Freiheit, Ort und Arbeit zu wechseln – zumindest theoretisch. Freilich war die Situation komplizierter, wie seine inneren Auseinandersetzungen über den Erhalt seiner Familie und sein Bedürfnis, der Enge der Siedlung und der desolaten Farm zu entkommen, zeigen. Trotz aller Anstrengungen wurde er nicht „*selbstständig*“, blieb ein „*Sklave der elendesten Art*“.⁶⁷⁶

In Gersteins Fall können die Vorurteile gegenüber den befreiten Sklaven somit psychologisch hergeleitet werden. Wie sieht es bei anderen Auswanderern aus? Im Kapitel über Bürgerrechte konnte bereits auf die Relativierung der Sklaverei durch die Bezeichnung der politischen Verhältnisse in Deutschland als Sklaverei hingewiesen werden – gibt es noch mehr Beispiele für eine wirtschaftlich begründete Relativierung der Sklaverei? Franz Reuter macht nicht ganz deutlich, warum er sein Leben in Deutschland als „*Geslafferey*“ empfunden hat, doch es gibt in anderen Biographien genügend Belege für eine Relativierung der afroamerikanischen Sklaverei durch das Verständnis von Arbeit als Sklaverei. So schimpft der Handwerker Georg Heinrich Isemann über die Auswanderer, die, „*Untwürfigkeit und Sclaverei gewöhnt*“, sich „*scheu[en] ins Land zu gehen*“, und in den großen Städten blieben, um „*als Knecht oder Gesell*“ zu arbeiten.

Wenngleich die Ursprünge der devoten Haltung deutscher Auswanderer von Isemann vor allem auf die politische Situation in Deutschland zurückgeführt werden, sieht er die Konsequenzen auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Mit dem Aufkommen der Arbeiterbewegung verbreitete sich die auch von Isemann bediente Relativierung der realen Sklaverei durch den bereits in der Antike bekannten Begriff der Lohnsklaverei. Bei den Protesten in den 1840er Jahren gegen die Arbeitsbedingungen in den ersten Proto-Industrien der USA, den Lowell Mills in Massachusetts, tauchte der Begriff erstmals in Amerika als *wage slavery* auf, wurde aber daraufhin auch von Sklavereibefürwortern instrumentalisiert, die der Sicherheit der Lebensverhältnisse von Sklaven die Unsicherheit von Arbeitern in den Nordstaaten entgegenhielten.⁶⁷⁷ Wenngleich der Begriff in diesem Sample von niemandem explizit gebraucht wird, kommt der Kommunist Hermann Kriege diesem in einem Brief aus dem Jahr 1847 sehr nahe:

⁶⁷⁶ Dietrich Gerstein: Brief vom Januar 1858. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

⁶⁷⁷ Foner, *American Freedom* (wie Anm. 133), S. 60ff.

„Die Sklaven sind direktes Eigenthum, wie alle Arbeiter indirektes Eigenthum des Kapitals sind. Die Kapitalisten des Nordens wollen die Sklaverei im Süden abgeschafft wissen, um die Concurrrenz der weißen Arbeiter noch ins unendliche zu vermehren, um dadurch den Arbeitswerth auf ein Minimum herunter zu bringen und dem Süden selbst seinen überwiegenden Reichthum zu nehmen. Die Kapitalisten des Südens dagegen betrachten ihr Eigenthum als ebenso heilig als die des Nordens das ihrige, sie ziehen gegen die goldene Hungerfreiheit der nordischen Arbeiter ins Feld.“⁶⁷⁸

Schon in Deutschland hatte er zwei Jahre früher geschrieben:

„Ihr habt doch nie vergessen, daß der Mensch, der Eigenthum erwirbt, zugl. Eins wird, daß er Sklave wird d. Geldes, das er z. s. Gotte macht, um Verst., Herz, Wille, Alles an ihn zu verlieren?“⁶⁷⁹

Der Vergleich weißer Arbeiter und Arbeiterinnen mit den schwarzen Sklaven hatte in den Vorkriegsjahren Hochkonjunktur. Ausgerechnet Harriet Beecher Stowes sklaverei-feindlicher Roman *Uncle Tom's Cabin* führte zu einer Reihe von europäischen Ablegern, die das Problem der Sklaverei in den USA auf die Situation in Europa übertrugen und zum Teil die Situation der Afroamerikaner nicht nur relativierten, sondern verharmlosten.⁶⁸⁰ Welche Rolle Literatur bei der Einstellung zur Sklaverei spielte, ist schwierig zu bestimmen; jedoch soll gerade der mögliche Einfluss von Beecher Stowes Roman auf die Diskussion der Bürgerrechtsfrage für die Afroamerikaner weiterverfolgt und im nächsten Abschnitt erneut aufgegriffen werden.

Es kann festgehalten werden, dass die Erfahrung wirtschaftlicher Freiheit – selbst als empfundener Ausweg aus der Sklaverei – die Sensibilität für das Verlangen nach Freiheit anderer Menschen nicht zwangsläufig beeinflusst hat. Es stellt sich die Frage, ob der Status der Afroamerikaner in der US-amerikanischen Gesellschaft als rechtlose Personen eine Identifikation mit ihnen erschwert hat oder ob sich bei denjenigen Auswanderern, die besonders die rechtliche Freiheit als Erfahrung hochgehalten haben, eher ein Bewusstsein für das Verlangen der Afroamerikaner nach Freiheit entwickeln konnte. In diesem Zusammenhang kann bereits darauf verwiesen werden, dass die radikalen Bürgerrechtsaktivisten und Sklavereigeegner

⁶⁷⁸ Hermann Kriege: Brief vom 15.2.1847, in: *Schlüter/Wesselmann*, Kriege (wie Anm. 558), S. 355.

⁶⁷⁹ Hermann Kriege: Brief vom 27.9.1845, in: *Ebd.*, S. 128.

⁶⁸⁰ Paul, *Racial Presences* (wie Anm. 353), S. 133f.

Mathilde und Fritz Anneke in keinem der vielen untersuchten Briefe den Begriff Sklaverei als Bezeichnung für ein anderes Phänomen der Unfreiheit gebrauchten als das der Leibeigenschaft.

5.3 Unfreiheit, Unmündigkeit, Recht und der Staat

Welche inneren und äußeren Widerstände überwunden werden mussten, um ein Verständnis für die Belange der Afroamerikaner zu erlangen, kann am Beispiel von Franz Hinze gezeigt werden. Der verwitwete 52jährige Tagelöhner aus dem westfälischen Varl kaufte sich kurz nach seiner Ankunft, noch während des Bürgerkriegs, einen Sklaven: er *„habe [...] ein Schwarzen Mann [gekauft], das ist mein eigen, So lange wie er lebt. und wen ich sterbe, So Erben Sie meine Kinder. darum glaubet Sicher, der ist So viel werth wie zwei Knechte. – hir [...] die Schwarzen leute, das Sind hier alle Schlawen, [...] die werden Kauft und verkauft. Sie haben keinen Recht gegen den Weißen, aber kein Weißen kann verkauft werden, das Sprechen Sich die Leute da Bloß vor.“*⁶⁸¹ Hinze, der wenig über Freiheit und Bürgerrechte schreibt, problematisiert nicht, dass Sklaven keine Rechte haben und wie Ware gehandelt werden. Es zeigt sich hier schon die drastische Hürde: Menschen schwarzer Hautfarbe wurden nicht nur zu Menschen minderwertiger „Rasse“ erklärt, sie wurden durch Verkauf und Leibeigenschaft de facto entmenschlicht. In den *Lincoln-Douglas debates* während der Zwischenwahlen 1858 umriss der demokratische Kontrahent Abraham Lincolns, Stephen A. Douglas, das Menschenbild der Sklavereibefürworter: *„I believe this Government [...] was made by white men for the benefit of white men and their posterity for ever, and I am in favor of confining citizenship to white men, [...] instead of conferring it upon negroes, Indians, and other inferior races.“*⁶⁸² Durch einflussreiche Sklavereibefürworter wurde der Theorie von Menschen afrikanischer Abstammung als minderwertiger „Rasse“ wissenschaftliche Kreditabilität verliehen, beispielsweise durch den Arzt Samuel A. Cartwright.⁶⁸³

Vor dem Hintergrund dieses Menschenbildes wird zumindest erklärbar, warum Ferdinand Engelking die Bevormundung des Südens durch den Norden bezüglich der Sklavereifrage als Ungerechtigkeit empfindet, die über Bevormundung noch weit hinausgehende Versklavung der Afroamerikaner hingegen nicht. Am *„unselige[n] Secessions-Krieg“*, nimmt er entsprechend ohne Bedenken teil:

⁶⁸¹ Biographie von Franz Hinze in: *Kammeier*; Auswandererbriefe (wie Anm. 517), S. 74; *Franz Hinze*: Brief vom 25.2.1862, in: *Ebd.*, S. 80.

⁶⁸² *Abraham Lincoln/Stephen Douglas*: First Debate vom 21.8.1858 in Ottawa, Illinois [Online unter: <https://www.nps.gov/liho/learn/historyculture/debate1.htm>; zuletzt abgerufen am: 15.11.2019].

⁶⁸³ Vgl. *Samuel A. Cartwright*: Diseases and Peculiarities of the Negro Race, in: *DeBow's Review* 11 (1851), S. 64–74.

„Als guter Patriot nahm ich die Sache des Südens mit Leib und Seele an. In Deutschland, wohin fast nur nördliche Zeitungen mit ihren partheiischen Darstellungen der hiesigen Verhältnisse kamen, hat man freilich meist für den Süden ungünstige Urtheile über die Gerechtigkeit seiner Sache. Ich habe aber hier so lange gelebt, und die systematische Aussaugung und Unterdrückung des Südens durch den Norden mit erlitten, [...] daß auch mein Gefühl meine Partheinahme bedingen mußte.“⁶⁸⁴

Wo Rechtlosigkeit und Entmenschlichung auf Selbstgerechtigkeit trafen, musste sich zunächst ein Gleichwertigkeitsempfinden durchsetzen, um die Afroamerikaner als Menschen mit äquivalenten Bedürfnissen und Gefühlen anzusehen. Da viele Auswanderer für die Nordstaaten in den Bürgerkrieg zogen, soll der Fokus nun darauf gerichtet werden, ob der Einsatz für die Sklavenbefreiung mit einer persönlichen Wahrnehmung der Bedürfnisse von Afroamerikanern einherging.

Neben Fritz Anneke verfasste auch der radikale 48er und spätere deutsche nationalliberale Reichstagsabgeordnete Friedrich Kapp, der es in seiner Zeit in den USA zwischen 1850 und 1870 zum Einwanderungskommissar von New York gebracht hatte, eine *„Geschichte der niederträchtigen Sklavenverkäuferei“*.⁶⁸⁵ Mit diesem und seinen folgenden historischen Werken lancierte Kapp die Mythenbildung um die deutschen Einwanderer als entschiedene Abolitionisten, deren Einfluss Lincolns Wahl gesichert habe und deren Mitwirken auf dem Schlachtfeld kriegsentscheidend gewesen sei. Die Ablehnung der Sklaverei war zwar unter Deutschamerikanern weiter verbreitet als die Befürwortung, was in der Forschungsliteratur hinreichend dokumentiert ist. Der weitaus größte Teil der Auswanderer dürfte sich außerhalb der Schlachtfelder jedoch wenig mit dem Bürgerkrieg befasst haben.⁶⁸⁶ Die 48er haben aufgrund ihrer Erfahrungen, ihrer Politisierung und ihrer hohen Bildung über die zahlreichen deutsch-amerikanischen Presseerzeugnisse freilich erheblichen Einfluss auf die Meinungsbildung ausgeübt. Gemessen an den Einwohnerzahlen waren die Deutschen auch überproportional in den Nordstaatenregimentern vertreten, doch die einem Freund diktierte Darstellung des politisch interessierten Arbeiters Peter Klein lässt schon die überzogene Legendenbildung erkennen:

⁶⁸⁴ *Ferdinand Engelking*: Brief vom 10.1.1881, in: *Engelking/Roeder*, Engelking Briefe (wie Anm. 403), Position 2431ff. (Kindle eBook).

⁶⁸⁵ *Friedrich Kapp*: Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten. Geschichtlich entwickelt. Göttingen 1854.

⁶⁸⁶ *Helbich*, Bürgerkrieg (wie Anm. 313), S. 36f.

„Für uns Deutsche ist dieser Krieg sehr gut, denn das sich die Deutschen als eifrigste Vertheidiger der Verfassung zeigen, und auch die besten und tüchtigsten Soldaten und Offiziere ganze Regimenterweise liefern, so fangen sie an, den eingeborenen Amerikanern großen Respekt einzuflößen. Jetzt spötteln die Amerikaner nicht mehr über uns, da sie wissen, daß wir die Hauptstütze ihres Landes und ihrer Freiheit sind. [...] [J]eder Mann geht freiwillig in den Krieg [...] und fechtet für die schöne Freiheit, Die deutschen Regimenter haben sich ausgezeichnet und die größten Schlachten gewonnen [...].“⁶⁸⁷

Die Wahrheit liegt zwischen dieser unter Deutschen gängigen Selbstüberschätzung und den Angriffen auf die deutschen Regimenter durch die amerikanische Presse.⁶⁸⁸ Diese verhöhnte die wegen der Sprachbarriere gegründeten rein deutschen Regimenter von Beginn des Bürgerkriegs an. Nach der für die Nordstaaten desaströsen *Schlacht bei Chancellorsville* im Mai 1863, an der ein bis kurz zuvor von Franz Sigel geführtes deutsch-amerikanisches Regiment mit einer Division unter Carl Schurz beteiligt war, artete die Stimmung in offene Feindschaft aus. Der seit der Vorkriegszeit virulente Nativismus könnte dabei ein entscheidender Faktor gewesen sein.⁶⁸⁹

Freilich war der Widerspruch zwischen Freiheit und Sklaverei auf grundsätzlicher Ebene für viele Deutschamerikaner sinnstiftendes Merkmal des Bürgerkriegs. Die Rolle der Deutschamerikaner hebt einmal mehr der politisch gebildete Arbeiter Martin Weitz hervor: Beim Kampf um „*Sklaverei oder Freiheit*“ würden „*Freisinnige Männer die in Deutschland an der spitze standen*“, mitwirken.⁶⁹⁰ Und Ludwig Kühner, dessen religiöse Deutung des Bürgerkriegs schon dargestellt wurde, schreibt 1861:

„[...] die Mehrzahl von jungen Männer und ledigen sind als Freiwillige gegangen unsere Freiheit zu vertheidigen ich und Bruder K. Friedrich und drei von meiner Frau ihren Brüder sind auch dabei, wir sind nicht gezogen worden auch hat uns Geld und wohlust dazu gebracht, es ist ein schweres Stück Frau und Kinder zurück lassen und ins Schlachtfeld zu ziehen, aber wir haben nichts andres übrig wen wir unsre und

⁶⁸⁷ Peter Klein: Brief vom 18.8.1861, in: *Helbich*, Briefe (wie Anm. 12), S. 381; Biographie von Peter Klein in: *Ebd.*, S. 363.

⁶⁸⁸ *Helbich*, Bürgerkrieg (wie Anm. 313), S. 76.

⁶⁸⁹ *Ebd.*, S.10, 74ff.; *Brunner*, Amerika (wie Anm. 661), S. 188f.; *McPherson*, Battle Cry (wie Anm. 35), S. 641f.

⁶⁹⁰ Martin Weitz: Brief vom 13.11.1856, in: *Helbich*, Bürgerkrieg (wie Anm. 313), S. 337; Biographie von Martin Weitz in: *Ebd.*, S. 318f.

*unssren Kinder erhalten wollen [...] Freiheit und Sklaverei kann nicht miteinander leben eins wird aufgehoben [...].*⁶⁹¹

Im Februar 1865, kurz vor dem Ende des Kriegs, erwähnt Kühner auch die befreiten Sklaven unter den Soldaten: Die Südstaaten „*wollen auch jetzt Sklafen zu Soltaden nehmen aber die Sklaven sind aufgeklärt genug zu wissen daß die Nördlich ihre freunde sind und laufen uns zu wir haben viele Regimenter schwarze wo früher Sklave waren sie machen gute Soldaten [...].*“⁶⁹² Das zeugt von einem Verständnis für die Belange der Afroamerikaner auch innerhalb der weniger politisch gebildeten unteren Gesellschaftsschichten. Es ist demgegenüber nicht verwunderlich, dass sich die intellektuellen und politisch erfahrenen Auswanderer besonders intensiv mit der Sklaverei befassten – wie beispielsweise Bernhard Bruns und Dietrich Gerstein. Trotz ihrer republikanischen Gesinnung hielten beide eine abrupte Abschaffung der Sklaverei für gefährlich, weil sich die Sklaven langsam an die freie Arbeit und das Leben in einer freien Gesellschaft gewöhnen müssten, um nicht überfordert zu werden.⁶⁹³

Anders sahen das die sonst nicht so einträchtigen Carl Schurz und Mathilde Anneke, die sich in innerrepublikanischen Auseinandersetzungen ergingen, aber grundsätzlich eine sofortige Abschaffung der Sklaverei befürworteten. Schurz stand zum radikalen Abolitionisten Seward, der Mathilde Anneke als Senator in Washington vor allem in der Booth-Affäre nicht entschieden genug durchgriff. Mathilde stellte die republikanische Partei in Frage, schloss sich nach der Ankündigung der *Emancipation Proclamation* 1862 aber zögerlich Lincoln an, den Schurz aus strategischen Gründen seit 1859 unterstützte.⁶⁹⁴

Mathilde Anneke spricht allerdings mit ihren Erzählungen über die Sklaverei auch die subjektive Gefühlsebene an, inspiriert wohl durch die mitleiderregenden Schriften Luise Astons und vermutlich auch durch Harriet Beecher Stowes Roman *Uncle Tom's Cabin*. Das war keinesfalls selbstverständlich, denn wie die Amerikanistin Heike Paul in ihren Untersuchungen zur Darstellung der afroamerikanischen Sklaverei in der deutschen Literatur herausgestellt hat, wurde beinahe nie der Blickwinkel der Sklaven gewählt.⁶⁹⁵ Dass sich Mathilde Anneke hingegen für den Innenblick entschieden hat, mag mit ihrer erfahrungsbedingten

⁶⁹¹ Karl Ludwig Kühner: Brief vom 22.12.1861. FBG, DABS, Grätschenberger/Kühner.

⁶⁹² Ders.: Brief vom 24.2.1865.

⁶⁹³ Vgl. Bernhard Bruns: Brief vom 28.10.1848. FBG, DABS, Schulz/Bruns; Dietrich Gerstein: Brief von Weihnachten 1862. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

⁶⁹⁴ Vgl. Mathilde Anneke: Briefe vom 31.3.1860 und 14.5.1860, in: Wagner, Anneke (wie Anm. 425), S. 118, 123; Carl Schurz: Brief vom 11.10.1861, in: Schurz, Lebenserinnerungen III (wie Anm. 361), S. 208ff.

⁶⁹⁵ Paul, Racial Presences (wie Anm. 353), S. 159f.

Überzeugung zusammenhängen, dass Freiheit, Recht und *sympathy* in unabdingbarer Abhängigkeit zueinander stünden.⁶⁹⁶

Damit referenzierte Mathilde Anneke eine bedeutende Theorie der Aufklärung. David Hume und Adam Smith erklärten *sympathy* im 18. Jahrhundert zu einem Leitwert, um der durch die Aufklärung zunehmenden Individualisierung der Gesellschaft positiv entgegenzuwirken. Insbesondere die Idee des *impartial spectator* von Adam Smith erfuhr einige Popularität: als überparteiischer Beobachter könne der Mensch die Eigenliebe überwinden, um die Gefühle des Gegenüber zu verstehen und so die *sympathy* zu befördern.⁶⁹⁷ Smith verstand diese entsprechend als erlernbare Fähigkeit, den Gefühlszustand eines Mitmenschen aus der Distanz zu erkennen.⁶⁹⁸

Ab 1811 findet man den deutschen Begriff Sympathie im *Brockhaus*. Grundsätzlich sei es ein „Mitfühlen“ oder „Mitempfinden“. Die Betonung liegt auf der physiologischen Funktion, als letzter Punkt wird aber aufgeführt, Sympathie sei „in moralischer Hinsicht [...] eine gewisse Übereinstimmung, oder natürliche, auf dunklen Begriffen beruhende Zuneigung.“⁶⁹⁹ Ab 1847 rückte mit der 9. Auflage des *Brockhaus* die „psychische“ oder „moralische“ Sympathie in den Vordergrund, verstanden als „Mitleid“ oder „Mitempfinden“.⁷⁰⁰ Das kommt einerseits der Intention der Naturrechtler Hume und Smith näher, weist darüber hinaus aber auf die menschliche Fähigkeit der Empathie voraus, welche die amerikanische Historikerin Lynn Hunt in ihrer Studie *The Making of Human Rights* mit der Tradition des Naturrechts verknüpft. Sie geht davon aus, dass die moderne Idee der Menschenrechte ohne Empathie gar nicht denkbar gewesen sei – was, wenn man es im Rahmen dieser Studie konsequent weiterdenkt, auch für die Bürgerrechte der Afroamerikaner im 19. Jahrhundert gelten muss.⁷⁰¹ Damit Menschen in einer auf Bürger- oder Menschenrechten fußenden politischen Gemeinschaft miteinander

⁶⁹⁶ Elizabeth Cady Stanton/Susan B. Anthony: *History of Woman Suffrage*. Vol. 1: 1848-1861. New York 1881, S. 572.

⁶⁹⁷ Lynn Hunt: *Inventing Human Rights. A History*. New York/London 2008, S. 65f.; Geoffrey Sayre-McCord: Hume and Smith on Sympathy, Approbation, and Moral Judgement, in: Eric Schliesser (Hrsg.): *Sympathy. A history*. Oxford/New York 2015, S. 208–246, hier S. 238.

⁶⁹⁸ Susan Marie Lanzoni: *Empathy. A History*. New Haven/London 2018, Position 207f. (Kindle Ebook); Eric Schliesser: Introduction: On Sympathy, in: *Ders.: Sympathy. A history*. Oxford/New York 2015, S. 3–14, S. 7f.; Ryan Patrick Hanley: The Eighteenth-Century Context of Sympathy from Spinoza to Kant, in: Eric Schliesser (Hrsg.): *Sympathy. A history*. Oxford/New York 2015, S. 171–198, hier: S. 198; Sayre-McCord, *Sympathy* (wie Anm. 697), S. 210, 212.

⁶⁹⁹ Lanzoni, *Empathy* (wie Anm. 698), S. 21ff., 46ff., 65f.; Artikel „Sympathie“, in: *Conversations-Lexikon oder kurzgefaßtes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenstände mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der älteren und neueren Zeit (= Brockhaus)*. Nachträge. Bd. 2. 1. Aufl. Leipzig 1811, S. 381.

⁷⁰⁰ Artikel „Sympathie“, in: *Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. (= Brockhaus)*. Bd. 14. 9. Aufl. Leipzig 1847, S. 48–49.

⁷⁰¹ Hunt, *Inventing* (wie Anm. 697), S. 27f.; vgl. Schliesser, *Introduction* (wie Anm. 698), S. 4f.; Lanzoni, *Empathy* (wie Anm. 698), Position 465ff. (Kindle eBook).

leben können, so Hunt, „*they had to be able to empathize with others*“. Denn nur wenn Menschen ihr Gegenüber als gleichwertig und auch gleich empfindend wahrnehmen würden, könnten sie eine Idee universeller Rechte überhaupt nachvollziehen.⁷⁰² Dem entspricht Hegels Idee der Selbst- und Fremdwahrnehmung als Grundlage moderner Rechtsphilosophie – doch bislang wurde der Einfluss Smiths auf Hegel vor allem in der politischen Ökonomie und in Smiths Konzept der *invisible hand* gesehen.⁷⁰³

Allerdings muss man festhalten, dass der Begriff *empathy*, den Hunt verwendet, erst Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden ist. Sie begreift Empathie als überzeitlich gültige soziale Praxis, ohne die Idee weiter zu problematisieren.⁷⁰⁴ Entstanden war der Neologismus *empathy* als „*das In-die-Haut-des-anderen-Schlüpfen*“ oder die „*comprehensive grasp of another's experience*“ in einem Aufsatz des amerikanischen Psychologen Edward B. Titchener von 1909.⁷⁰⁵ Erst Ende des 19. Jahrhunderts wurde in *Meyers Konversationslexikon* die Sympathie – als „*Fähigkeit, Freude und Leid anderer mitzufühlen*“ – zur „*subjektive[n] Grundlage aller Sittlichkeit*“ erklärt.⁷⁰⁶ Und mit dem in etwa zeitgleich entwickelten kunstpädagogischen Terminus „*Einfühlung*“ des Philosophen Theodor Lipps wurde der entscheidende Perspektivwechsel vollzogen, der die Idee der Empathie beförderte. Aus der Außenperspektive Smiths wurde über den Schritt des Mitfühlens so das Einfühlungsvermögen entdeckt.⁷⁰⁷ In Teilen der Psychologie hält man bis heute an der Deckungsgleichheit der Begriffe *Empathie* und *Mitgefühl*, also *empathy* und *sympathy*, fest und verweist auf die biologische Disposition und die erlernbare Fähigkeit von Mitgefühl und Empathie beim Menschen.⁷⁰⁸

Berücksichtigt man diese Erkenntnisse, sollte mit Blick auf die Menschen im 18./19. Jahrhundert vorrangig von *sympathy* (oder Mitgefühl) ausgegangen werden, da erstens der Begriff *empathy* noch nicht existierte und zweitens die Disposition zur komplexeren Empathie zwar vorhanden gewesen sein mag, jedoch nicht deren pädagogische und soziale Vermittlung. Denn wenn Empathie erlernbar ist, bedeutet das im Umkehrschluss, dass sich diese Eigenschaft

⁷⁰² Hunt, *Inventing* (wie Anm. 697), S. 29, 32.

⁷⁰³ Angelica Nuzzo: The standpoint of morality in Adam Smith and Hegel, in: *The Adam Smith Review* 5 (2010) *The Philosophy of Adam Smith. Essays Commemorating the 250th Anniversary of the Theory of Moral Sentiments* (hrsgg. von Vivienne Brown und Samuel Fleischacker), S. 37–56.

⁷⁰⁴ Hunt, *Inventing* (wie Anm. 697), S. 28.

⁷⁰⁵ Fritz Breithaupt: *Kulturen der Empathie*. Frankfurt am Main 2009, S. 8; Lanzoni, *Empathy* (wie Anm. 698), S. 5. 21ff., 46ff., 65f.

⁷⁰⁶ Artikel „Sympathie“, in: *Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens*. Bd. 16. 5. Aufl. Leipzig/Wien 1897, S. 612, S. 612; vgl. Hunt, *Inventing* (wie Anm. 697), S. 29.

⁷⁰⁷ Schliesser, *Introduction* (wie Anm. 698), S. 4ff.; Lanzoni, *Empathy* (wie Anm. 698), Position 465ff. (Kindle eBook).

⁷⁰⁸ Tobias Altmann: Artikel „Empathie“, in: Markus Antonius Wirtz (Hrsg.): *Dorsch. Lexikon der Psychologie*. 18. Aufl. Berlin 2014, S. 447; Lanzoni, *Empathy* (wie Anm. 698), Kapitel *Empathic Brains*, Position 4869ff. (Kindle eBook).

im 19. Jahrhundert wegen mangelnder Förderung durch Erziehung und Bildung bei den meisten Menschen noch nicht voll entfaltet haben könnte.

Lynn Hunt hätte in ihrer Studie also zwischen *sympathy* und *empathy* differenzieren sollen. Dass ihre These trotzdem einige Plausibilität besitzt, wird deutlich, wenn man einerseits die Forschung zum Zusammenhang von Literatur und Empathie in den Blick nimmt und – ausgehend von einer partiellen Homosemie – ihren Begriff *empathy* für die Zeit vor dem 20. Jahrhundert durch den der *sympathy* ersetzt. So sind in den letzten Jahren beispielsweise vermehrt Studien entstanden, die den Einfluss von Literaturrezeption auf die Ausbildung von Empathie – und damit von Mitgefühl oder *sympathy* – belegen, was vor dem Hintergrund der Entstehung des modernen Romans und seiner Derivate des Bildungs- und Erziehungsromans in der *Sattelzeit* um 1800 besonders relevant für diese Studie erscheint: Anhand von Mathilde Annekes Literaturrezeption und -produktion kann eindeutig belegt werden, dass sie Mitgefühl entwickelt und gleichzeitig das Mitgefühl ihrer Leser evoziert hat.⁷⁰⁹

Betrachtet man den Einfluss von Harriet Beecher Stowes Anti-Sklaverei-Erzählung *Uncle Tom's Cabin* aus dem Jahr 1852, verdichten sich die Eindrücke, dass Literatur über die Erregung von Mitgefühl auf die Sklavenbefreiung eingewirkt hat.⁷¹⁰ Die Erzählung verkaufte sich im ersten Jahr 300.000 mal – es ist das proportional zur Bevölkerung betrachtet meistverkaufte Buch aller Zeiten. Angeblich sagte Lincoln 1861 zu Beecher Stowe: „*So you're the little woman who wrote the book that started this great war!*“⁷¹¹ Die Bedeutung des Werks für den Abolitionismus könne zwar nur geschätzt werden, so der renommierte Bürgerkriegshistoriker James McPherson, gemessen an Verkaufszahlen, Rezensionen und öffentlich bekundeten und durchaus emotionalen Reaktionen, muss die Wirkung aber außerordentlich groß gewesen sein.

Doch Widerspruch gegen die These vom Zusammenhang von Literatur und Empathie ließ nicht lange auf sich warten – zu mannigfaltig seien die Beispiele für nachgewiesen belebte Bevölkerungsgruppen, die Gräueltaten verübt hätten, so die Kritiker.⁷¹² Das wirft die Frage auf, ob Mitgefühl tatsächlich ein bestimmendes Element in der Geschichte der Sklavenbefreiung war und ob Literatur Mitgefühl – oder wie bei Hunt modern gewendet: Empathie – tatsächlich

⁷⁰⁹ Vgl. zum Zusammenhang von Literatur und Empathie: *John Stansfield/Louise Bunce: The Relationship Between Empathy and Reading Fiction: Separate Roles for Cognitive and Affective Components*, in: *Journal of European Psychology Students* 5 (2014) 3, S. 9–18; *Raymond A. Mar/Keith Oatley/Jordan B. Peterson: Exploring the Link Between Reading Fiction and Empathy: Ruling Out Individual Differences and Examining Outcomes*, in: *Communications* 34 (2009) 4, S. 407–428; *Dora B. Rowe: The „Novel“ Approach. Using Fiction to Increase Empathy*, in: *Virginia Libraries* 63 (2019) 1. [Online unter: <https://ejournals.lib.vt.edu/valib/article/view/1474/2159>; zuletzt abgerufen am: 13.12.2019].

⁷¹⁰ *Harriet Beecher Stowe: Uncle Tom's Cabin*. Boston 1852.

⁷¹¹ *McPherson, Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 38f., 88f.; *Mark Bracher: How to Teach for Social Justice: Lessons Form „Uncle Tom's Cabin“ and Cognitive Science*, in: *College English* 71 (2009) 4, S. 363–388, hier: S. 364.

⁷¹² *Ebd.*, S. 365.

befördern kann. Hunt geht davon aus, dass die Narrative der Romane, die Schicksale der Protagonisten, ihre Dramen und Gefühle auch in der persönlichen Kommunikation durch die Leser weiter tradiert wurden und sich Mitgefühl damit verbreiten konnte.⁷¹³ Doch geschah das in der gesamten Gesellschaft oder nur in bestimmten Bevölkerungsgruppen?

Der Begriff *Mitgefühl* taucht in keiner der untersuchten Briefserien auf. Für die Eigenschaft als solche finden sich aber neben den oben erwähnten Beispielen noch weitere. Eine besonders emotionale Beschreibung zur Lage in den Südstaaten einige Jahre nach Ende des Bürgerkriegs liefert der Methodist Johann Bauer. Im Rahmen der Präsidentschaftswahl 1876 seien „[i]n den Sklaven Staaten [...] die Schwarzen gezwungen worden unter Drohung ihres Lebens zu stimmen wie es diejenigen wollten, welche die Oberhand hatten & viele sind erschossen & aufgehängt worden. Es ist schändlich, ja herzerreißend welche Greuelthaten durch diese Wahl verübt worden sind.“⁷¹⁴ Auch wenn die Sklavereieegner das vorliegende Sample dominieren, ist doch nur Christian Sydows Darstellung an Emotionalität vergleichbar. Für ihn ist die „Behandlung dieser Sklaven [...] herzerreißend“, was „jeder gefühlvolle Mensch“ doch einsehen müsse.⁷¹⁵ Auffällig ist, dass Bauer tief religiös war und Sydow, neben gelegentlichen religiösen Floskeln, den Bürgerkrieg als „eine Fügung höherer Macht“ auf dem Weg zur Freiheit begreift.⁷¹⁶

Damit kann ein Zusammenhang zwischen der Anerkennung der Afroamerikaner als Rechtssubjekte und einem Mitgefühl für deren Lage festgestellt werden. Das Mitgefühl ist als Element von Barmherzigkeit ein zentraler Wert des Christentums und verweist abschließend auf die Rolle der Religion sowohl bei der Befürwortung als auch bei der Abschaffung der Sklaverei.

5.4 Freiheit der Religion – Religion der Unfreiheit

Wie bereits im Abschnitt über Religion und Freiheit dargelegt, deutet auch der zum Methodismus bekehrte Louis Dunker den Bürgerkrieg religiös und zeigt sich persönlich betroffen als viele andere Schreiber:

„[D]er Gott, der uns als freie Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen hat ohne Unterschied der Hautfarbe, konte die Barbarrey und Greuelthaten nicht länger

⁷¹³ Hunt, *Inventing* (wie Anm. 697), S. 41.

⁷¹⁴ Johann Bauer: Brief vom 1.2.1877. FBG, DABS, Bauer-Reinhard/Bauer.

⁷¹⁵ Christian Sydow: Brief vom 21.3.1858. FBG, DABS, Birkner/Sydow und Ders.: Brief vom 1.2.1870.

⁷¹⁶ Ders.: Brief vom 12.9.1864.

dulden. Ich glaube und behaupte, das dieser Krieg durch die Sünde der Menschen (entstanden ist), worüber der Zorn Gottes entbrannt Durch die Sklaverei im Handel mit Menschenfleisch und Blut entstanden ist und bestraft wird. Wann dieser Krieg zu ende kommen wird ist zu viel für mich zu sagen, doch wir denken, das diesen Sommer die Rebellen besiegt werden, den wir haben jetzt einen Heeresführer an der Spitze, Generahl Grant, worin wir das Vertrauen setzen, daß er als erfahrener Kriegsheld den letzten Todesstos den Rebellen versetzen [...] und die Slaverey bis auf die Wurzeln Vernichten wird.“⁷¹⁷

Der Methodismus entwickelte sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zur größten protestantischen Glaubensgemeinschaft der USA und wurde schon von Zeitgenossen als dritte große „Partei“ neben Demokraten und Republikanern gesehen.⁷¹⁸ Sowohl im Norden als auch im Süden nahmen die Methodisten Einfluss auf das politische Geschehen der USA und entwickelten, ausgehend vom manichäischen Weltbild des Kampfes „Gott gegen Satan“ oder „Gut gegen Böse“, mit Blick auf Sklavereibefreiung und Bürgerkrieg eine apokalyptische Sprache.⁷¹⁹ In den Nordstaaten, wo Bauer und Dunker Gemeindeglieder waren, wurde die methodistische Kirche zu einem Sprachrohr für den Abolitionismus und vermittelte über die traditionellen pietistischen Inhalte und ihren ethisch-sozialen Anspruch Mitgefühl für die schwarze Bevölkerung.⁷²⁰ Das christliche Mitgefühl wurde ohnehin mit der religiösen Reformbewegung des *Second Great Awakening* ab den 1820er Jahren zu einem Antrieb des Abolitionismus.⁷²¹ Hier zeigt sich die Überlagerung von negativer und positiver Freiheitssphäre. Um die Befreiung der Sklaven zu erreichen, mussten die Bürger der USA von diesem Schritt überzeugt werden. Es galt, die *negative Freiheit* in Form von Bürgerrechten für Afroamerikaner herzustellen. Dazu nutzten die Abolitionisten und später die Republikaner die eigenen *negativen Freiheiten* der Presse-, Rede- und Religionsfreiheit, um die Bevölkerung zu moralisieren. Die Freiheit, nach bestimmten Prinzipien zu handeln, fällt allerdings in den Bereich der *positiven Freiheit*. Am Amerikanischen Bürgerkrieg, insbesondere an der Rolle der Religion, kann man die Verquickung gut nachvollziehen. Gerade Lincoln, der ansonsten wenig religiös war,

⁷¹⁷ *Louis Dunker*: Brief vom 25.3.1864, in: *Kammeier*, Auswandererbriefe (wie Anm. 517), S. 41.

⁷¹⁸ *Richard Carwardine*: Methodists, Politics, and the Coming of the American Civil War, in: *Church History* 69 (2000) 3, S. 578–609, hier: S. 578f., 598.

⁷¹⁹ *Ebd.*, S. 588, 597f., 608.

⁷²⁰ *Ebd.*, S. 597; *Howe*, What hath God Wrought (wie Anm. 35), S. 176f., 478f.

⁷²¹ *McPherson*, *Battle Cry* (wie Anm. 35), S. 8.

nutzte die Kraft religiöser Rhetorik und Ethik, um Rückhalt für die Abschaffung der Sklaverei zu bekommen.⁷²²

Doch auch dabei mussten erhebliche Widerstände überwunden werden, denn die Befürworter der Sklaverei griffen argumentativ ebenfalls auf die Bibel zurück.⁷²³ Dietrich Gerstein, der von der Parteinahme der Altlutheraner für die Sklaverei berichtet, echauffierte sich am gründlichsten über diesen Umstand – er hielt die Religion allerdings in jeglicher Hinsicht für inkompatibel mit einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft. Er bot eine säkulare sinnstiftende Betrachtung des Bürgerkriegs als entscheidende historische Schlacht, wenn er schreibt, dass mit dem Untergang der USA das „*Ringens der Menschheit nach Freiheit für lange Zeit unnütz*“ werden würde.⁷²⁴

Bernhard Bruns, selbst Katholik, greift vor allem die katholische Kirche für ihre Haltung gegenüber der Sklaverei an, spricht von der „*pro-slavery-catholic-clergy*“. In seiner einflussreichen Darstellung des Amerikanischen Bürgerkriegs weist der Historiker James McPherson darauf hin, dass selbst in den Nordstaaten viele Katholiken die Emanzipation der Sklaven abgelehnt hätten.⁷²⁵ Die Historiker Mark Noll und Randall Miller relativieren das in ihren Aufsätzen des Sammelbands *Religion and the American Civil War*. Miller verweist zum einen auf die irischen Soldaten in der Nordstaatenarmee, die in ihrem Dienst auch die Chance sahen, ihren oft angezweifelten Patriotismus unter Beweis zu stellen. Zum anderen habe die katholische Kirche ihre Gläubigen dazu angehalten, ihrem Gewissen zu folgen, was zu einer unterschiedlichen Haltung der Katholiken in den Nord- und Südstaaten geführt habe.⁷²⁶ Noll hebt in diesem Zusammenhang grundsätzlich die bereits angesprochene mangelnde Autorität Roms und die Ausrichtung des amerikanischen Katholizismus an der protestantischen Leitkultur in den USA hervor.⁷²⁷

In seiner Studie über Sklavereibefürworter in den USA weist der Historiker Larry E. Tise auf die Diskursmacht der Kleriker aller Konfessionen hin. Durch ihre angesehene Stellung in den Gemeinden und ihre erzieherische Arbeit seien sie gut vernetzt und einflussreich gewesen und waren den großen Apologeten der Sklaverei aus der Politik ohnehin numerisch weit

⁷²² Vgl. *Isaiah Berlin*: Two Concepts of Liberty, in: *Ders.*: Four Essays on Liberty. Oxford 1969, S. 119–172, S. 158ff.; *Carwardine*, *Lincolns Religion* (wie Anm. 354), S. 232ff.

⁷²³ Vgl. *Mark A. Noll*: The Bible and Slavery, in: *Randall M. Miller/Harry S. Stout/Charles Reagan Wilson* (Hrsg.): *Religion and the American Civil War*. New York/Oxford 1998, S. 43–73; *Mitchell Snay*: *Gospel of Disunion. Religion and Separatism in the Antebellum South*. Cambridge 1993, S. 78ff.

⁷²⁴ *Dietrich Gerstein*: Brief vom Januar 1863. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

⁷²⁵ *Bernhard Bruns*: Brief vom 16.2.1850. FBG, DABS, Schulz/Bruns und *Ders.*: Brief vom 24.6.1860.

⁷²⁶ *Randall M. Miller*: Catholic Religion, Irish Ethnicity, and the Civil War, in: *Randall M. Miller/Harry S. Stout/Charles Reagan Wilson* (Hrsg.): *Religion and the American Civil War*. New York/Oxford 1998, S. 261–296, hier: S. 261, 263f.

⁷²⁷ *Noll*, *Bible and Slavery* (wie Anm. 723), S. 56.

überlegen. Durch die Summe dieser Faktoren hätten sie weit mehr zur Verbreitung einer sklavefreundlichen Haltung beigetragen, als bekannte Politiker wie der oben zitierte Douglas oder der Vizepräsident und Wortführer der Prosklavereifraktion im Senat, John C. Calhoun.⁷²⁸ Doch der Eindruck, die katholische Kirche habe über Gebühr auf den Erhalt der Sklaverei hingewirkt, sei falsch. In seiner Studie über die Verbreitung sklavereibefürwortenden Gedankenguts wendet Tise quantitative und qualitative Methoden an. Er kann zeigen, dass die katholische Kirche noch hinter den Quäkern, Lutheranern und etwa gleichauf mit Juden und Reformierten die wenigsten Schriften und Predigten von Sklavereibefürwortern hervorbrachte. Von den 275 untersuchten Klerikern aus den gesamten USA waren 31% Presbyterianer, 20% Episkopale, 18% Baptisten, 14% Methodisten, die restlichen 17% setzten sich aus verschiedenen Religionen – darunter Juden und Katholiken – zusammen.⁷²⁹

Dieser Statistik muss jedoch entgegengehalten werden, dass sie nicht die Größenverhältnisse der amerikanischen Kirchen zueinander berücksichtigt. Die Volkszählung von 1850 zeigt, dass von den 38 Mio. erfassten Glaubensanhängern nur 1,2 Mio. Katholiken waren. Das ist vergleichbar mit den Lutheranern, die in der Publikationsstatistik Tises hinter den Katholiken liegen. Berechnet man das für die Anhänger des presbyterianischen Glaubens, haben diese im Durchschnitt tatsächlich doppelt so viele sklavereibefürwortende Schriften veröffentlicht. Baptisten und Methodisten fallen nach der Berechnung hinter die Katholiken zurück.⁷³⁰ Damit ergibt sich ein recht durchwachsenes Bild, das die Sklavereibefürwortung in allen Kirchen aufzeigt, was Dietrich Gerstein in seinen Briefen schon vermutete. Sehr ausführlich äußert sich Franz Hinze zur Sklavenbefreiung, die auch ihn betroffen hat:

„Wir haben hier 4 Jahre Krieg gehabt, daß hat viel Blut gekostet und viele verwüstung dabey geschehen, aber Gott sey Dank unser Staat Texas ist verschont geblieben. Jetzt ist Friede hier, und die Sklaverey ist aufgehoben. die Sklaven sind getz alle frey und entlassen von ihrer Dienstbarkeit. Lieber Freund, die Sklaven oder Neger sind nicht so, wie Sich die Leute in Deutschland denken, das sie in ketten angebunden und stats Vieh gebraucht werden, sondern sind schwarze Leute von den weißen abgesondert. Sie Sollen eigentlich herkommen von Hamm, Canaans Vater. schlage auf 1 b M 9, v 22 usw. der soll nach Afrika gezogen sein, den die Neger sind alle aus Afrika und sind hier von den Amerikanern gekauft. [...] Getzt werden schon Schulen angelegt. die Amerikaner hatten fast alle Neger, welche einen oder 2, 5, 10, 20, Männer und Weiber,

⁷²⁸ Tise, Proslavery (wie Anm. 652), S. 126f.

⁷²⁹ McPherson, Battle Cry (wie Anm. 35), S. 607, Tise, Proslavery (wie Anm. 652), S. 135ff., 155.

⁷³⁰ Bow, Census 1850 (wie Anm. 302), S. LVII.

den wer viel Neger hatte, der war Reich, die Mußten alle Arbeit verrichten [...]. Jetzt Müßen sie die Neger heuern oder Mieten und Müßen schweres Lohn geben [...]. Die Neger sind Starke Leute, aber faul. jetzt das sie frey sind, sind sie noch schlimmer den vorher. wen sie den nicht wolten, wurden sie aus geprügelt, aber Jetzt darf keiner einen schlagen. wen sie geprügelt wurden, liefen sie auch öfter weg, aber die konten sie bald wieder kriegen, den kein Neger durfte ohne Paß von seinen Herrn gehen. und wenn sie sich auch im holze aufhielten, den hatten sie Hunde, die wahren dazu abgerichtet, die Suchten Sie auf wie einen Hasen. [...] Die Renters hier, die kaufen jetzt fast alle ihren eigen Platz. [...] die Amerikaner können jetzt mit die Neger nicht fertig werden, und selbst Arbeiten mögen sie nicht.“⁷³¹

Dieser Blick auf die Schwarzen war weit verbreitet, auch Gerstein schreibt über den *Ham-Mythos*, demzufolge die US-amerikanischen Sklaven Nachfahren Kanaans, des verfluchten Enkels Noahs, seien. Diese Legende wurde durch die sklavereibefürwortenden Kirchen verbreitet. Noah, der von seinem Sohn Ham „*entblößt in innern seines Zeltes gesehen*“ wurde, verfluchte daraufhin seinen Enkel, Hams Sohn Kanaan. Als Beleg für den Sklavenstand seiner Nachfahren wurde von den sklavereibefürwortenden Kirchen der Ausruf Noahs im ersten Buch Mose, Kapitel neun herangezogen: „*Verflucht sei Kanaan! Ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern!*“⁷³² Darüber hinaus wurden Kanaans Nachfahren zu den ersten Siedlern Afrikas erklärt, obwohl das aus der Bibel nicht eindeutig herauszulesen ist.⁷³³

Sklavereibefürworter wie Sklavereieegner nutzten die Macht des kirchlichen Kommunikationsraums, um ihr Menschenbild in der Gesellschaft zu verbreiten. Vor diesem Hintergrund ideologischer Durchdringung der tiefreligiösen amerikanischen Gesellschaft scheint es beinahe unmöglich, den Standpunkt zur Sklaverei eo ipso und ohne schwerwiegende Konflikte mit dem sozialen Umfeld (oder einer Verlagerung des Lebensorts) zu ändern. Georg Wilhelm Schwartings Wandel von seiner aufgesetzten Südstaatenidentität hin zur Befürwortung der Sklavenbefreiung kann durch sein Oszillieren zwischen Nord-, Südstaaten und Deutschland begünstigt worden sein. Was seine Einstellung letzten Endes beeinflusst hat, kann nicht

⁷³¹ Franz Hinze: Brief vom 19.4.1861, in: *Kammeier*, Auswandererbriefe (wie Anm. 517), S. 76.

⁷³² 1. Mose 9, 25, Lutherbibel 2017 (wie Anm. 321); Übersetzung nach der English Standard Version der Bibel: „Cursed be Canaan; a servant of servants shall he be to his brothers.“

⁷³³ Haynes, Noahs Curse (wie Anm. 179), S. 11f.; Beispiel einer entsprechenden Predigt: *George W. Freeman: The Rights and Duties of Slave-Holders. Two Discourses, Delivered on Sunday, November 27, 1836.* In Christchurch, Raleigh, North Carolina, in: *Jonathan Daniel Wells* (Hrsg.): *Slavery in North America: From the Colonial Period to Emancipation.* Vol. 3: The Antebellum Period. London 2009, S. 257–282, S. 266ff.

rekonstruiert werden. Doch seine recht künstliche südstaatliche Identität und Lebenswelt scheinen zunächst eine Anteilnahme an den Schicksalen der Sklaven verhindert zu haben.⁷³⁴

5.5 Die Freiheit der Anderen: Sklaven, Indigene, Frauen und das *empathy gap*

Wie sehr Kommunikation die Lebenswelt formt und Identität, Einstellung sowie Wahrnehmung beeinflusst, konnte anhand der sozialkonstruktivistischen Klassiker in der methodischen Einführung gezeigt werden. Durch Kirchen, Zeitungen und Massensliteratur waren die Bewohner der USA im 19. Jahrhundert in verschiedene Kommunikationsräume eingebunden, die sklavereifreundliche und sklavereikritische Diskurse beförderten.

Betrachtet man die Gesellschaft der USA im 19. Jahrhundert, kann man nicht nur die krassen lebensweltlichen Diskrepanzen zwischen Schwarzen und Weißen oder zwischen weißen Nord- und Südstaatlern ausmachen, sondern auch die zwischen Weißen und Indigenen, Städtern und Frontierbewohnern, Protestanten und Katholiken oder auch Männern und Frauen in ihren *separate spheres*.⁷³⁵

Mathilde Anneke verweist mit ihrem Zusammenhang von Freiheit, Recht und *sympathy* nicht nur auf die Rolle von Mitgefühl beim Generieren von Solidarität. Der Auslöser für ihre Feststellung, die Störung ihres Vortrags durch aggressive Zwischenrufe, verdeutlicht vielmehr die Schwierigkeiten, die Empfänglichkeit für dieses Mitgefühl erzeugen zu können. Für dieses Phänomen hat der Philosoph und Kognitionswissenschaftler J. D. Trout Ende der 2000er die These des *empathy gap* aufgestellt. Ausgehend von zahlreichen psychologischen und neurowissenschaftlichen Studien zur Empathie fasst er zusammen, dass beim Menschen eine natürliche Veranlagung zur Empathie vorhanden, diese aber von sozialen und kulturellen Faktoren abhängig sei.⁷³⁶ Die Erkenntnis einer Unfähigkeit, „*to use emotional understanding to grasp others' lives that are culturally or temporally distant from us*“, muss gemäß der naturwissenschaftlich begründeten Disposition unter bestimmten Einschränkungen auch für Menschen in der Vergangenheit gelten.⁷³⁷ Dafür sprechen die weiter oben skizzierten Untersuchungen zu Literatur, Empathie und Bürgerrechten und der Einfluss des pietistischen Mitgefühls in den religiösen Bewegungen des *antebellum*-Amerika, die den Abolitionismus und die Frauenbewegung befeuerten. Macht es Sinn, die Theorie des *empathy gap* begriffsgeschichtlich korrigiert als *sympathy gap* zu historisieren?

⁷³⁴ McPherson, *Battle Cry* (wie Anm. 35), 90; Tise, *Proslavery* (wie Anm. 652), S. 168f.

⁷³⁵ Vgl. Foner, *American Freedom* (wie Anm. 133), S. 72.

⁷³⁶ J. D. Trout: *Why Empathy Matters. The Science and Psychology of Better Judgement*. New York 2010, S. 53f.

⁷³⁷ Lanzoni, *Empathy* (wie Anm. 698), Position 189 (Kindle eBook).

Bei den emotional ergriffensten Schreibern, den Methodisten Johann Bauer, Louis Dunker und dem diesen gedanklich nahestehenden Christian Sydow, ging die Anteilnahme nicht über Mitgefühl im Sinne der *sympathy* hinaus. Über ihre Lebenswelt kann man festhalten, dass sie religiöse Ansichten mit dem Bürgerkrieg verknüpften und das Privileg der freien Arbeit zu schätzen wussten.

Dafür, den Begriff *Empathie* als überzeitlich gültiges Phänomen nicht als unhistorisch zu verwerfen, spricht die Haltung von Mathilde Anneke, die das *sympathy gap* nicht nur erkannte, sondern auch mit Hilfe von Empathie schließen konnte: Vor dem Hintergrund ihrer Unterdrückung als Frau gelang es ihr, sich in die Belange der Slaven einzufühlen und sich in ihren Erzählungen in diese hineinzusetzen. Sie ist damit der Beleg für die menschliche Veranlagung zum Einfühlungsvermögen, das über das reine Mitgefühl hinausgeht, und der in der qualitativen Forschung ausschlaggebende Einzelfall, der Rückschlüsse auf das Allgemeine zulässt: Empathie im modernen Sinne eines Einfühlungsvermögens war auch vor der Etablierung des Begriffs und der psychologischen Erkenntnis dieser Fähigkeit möglich und somit ohne auf die Ausbildung von Empathie abzielende Pädagogik, wie sie im 20. Jahrhundert entstanden ist, generierbar.

Zugleich äußern sich Henriette Bruns und Maria von Blücher am drastischsten ablehnend über die Afroamerikaner: „*nichtsnutz*“ und „*lumpig*“ seien sie, eine „*verschiedene Rasse zu den Weißen*“, findet Bruns – als „*Ferkel*“ bezeichnet von Blücher sie.⁷³⁸ Beide Frauen lebten in *slave states* und besaßen in geringem Umfang Sklaven, wodurch sie sich von Mathilde Anneke unterschieden. Doch beide waren bürgerlich gebildet und standen in Kontakt zu emanzipatorischen Bewegungen, was sie mit Mathilde Anneke gemein hatten: Maria von Blücher kam als 48erin aus Berlin, Henriette Bruns' Mann war bekennender Abolitionist. Wo das deutliche *gap* der Frauen seinen Ursprung hatte, ist nur zu mutmaßen, die soziale Umwelt dürfte jedoch ein Faktor gewesen sein,

Wie individuell diese *gaps* entstanden sind, kann man bei Dietrich Gerstein nachvollziehen. Er entwirft beinahe eine vorthoretische Variante des *empathy gap*, als er seinem Bruder entgegnet: „*ich muss [...] die Härte Deiner Vorworte entschuldigen, denn ich gestehe gern ein, daß es schwer ist, von dem Standpunkt eines Berliner Gentleman einen einzeln wohnenden Ansiedler im Urwald Michigans zu begreifen und über dessen Denken, Treiben, Thun ein Urtheil zu fällen.*“ Wie bereits festgestellt wurde, begründet Gerstein diesen unterstellten Mangel an Einfühlungsvermögen mit der Erfahrung von Freiheit: „*Verdammtter Unterschied mit dem alten*

⁷³⁸ Henriette Bruns: Brief vom 18.4.1845. FBG, DABS, Schulz/Bruns und Dies.: Brief vom 9.1.1880; Maria von Blücher: Brief vom 2.7.1849, in: *Cheeseman*, von Blücher (wie Anm. 423), Position 402 (Kindle eBook).

*Vaterlande. Dort – Alles Schule, Alles Dressierung, Alles auf's Kommando, hier alles eigener Wille, Selbständigkeit, unbeschränkte Freiheit, man sollte sagen, das Wechseln wäre nicht schwer, aber die Glacehandschuhe, die sind hier nicht zu finden und dieser Besitz scheint Euch auszusöhnen mit Eurer schauerlichen Knechtschaft.*⁷³⁹ Gerstein stellt sich als freiheitserfahrenen Amerikaner dar, der sich durch seine Einsicht zu einer Empathie befähigt sieht, die einem Preußen – also seinem Bruder im „alten Vaterlande“ – nicht möglich sei. Doch gerade Gerstein ließ an anderen Stellen jegliche Einfühlung oder Mitgefühl vermissen. Von seiner unglücklichen Ehe geplagt, wettet er bis an sein Lebensende gegen Frauen, die noch die „Freiheit zu Grabe“ tragen würden und sieht sich, indem er das Amt als Friedensrichter unter einer frauenverachtenden Begründung ablehnt, zu keinerlei Mitgefühl gegenüber Frauen fähig.⁷⁴⁰ Das gleiche gilt für die unauflöslich mit seiner Ehe verbundene Religion. Die persönliche Erfahrung ließ ihn nur Hass und Verachtung spüren – die an der Freiheitserfahrung gewachsene Empathie verpuffte angesichts unüberwindbarer lebensweltlicher Konfliktlagen.

Die größte lebensweltliche Diskrepanz stellte indessen die zwischen weißen Siedlern und Ureinwohnern dar. Die wenigen Berührungspunkte und Einblicke in deren Kultur schlugen sich darin nieder, dass sie in den Briefen kaum erwähnt werden. Wie gezeigt werden konnte, ist neben den Bürgerrechten das Land die große fassbare Freiheitsdimension. Doch dieses Land war keineswegs unbesiedelt und bedingungslose Verfügungsmasse der Amerikaner. Durch jahrhundertlange Vertreibungen, Zermürbungen und Vernichtungskriege wurden den indigenen Völkern Nordamerikas Millionen Quadratkilometer Land genommen.⁷⁴¹ Unter den wenigen, die Ureinwohner erwähnen, ist wiederum Gerstein, der von einem „Indianer“ berichtet, der ihm das Leben gerettet habe. Christian Sydow schreibt zunächst von den „Schandthaten“, berichtet aber später, er habe in Mexiko unter wilden Indianern gelebt. Spannagel breitet sich über Freiheit und Bürgerrechte aus, erwähnt aber die „vielen kriegerischen u. räuberischen Indianerstämme“ nur als Gegner und Grund für die Erhaltung der Armee.⁷⁴² Für Bernhard Bruns, den Kämpfer für die Gleichberechtigung der Schwarzen, sind „Indianer Angelegenheiten [...] bei weitem nicht so wichtig“, wie man in Europa denke. Sein Überlegenheitsgefühl wird in der folgenden Schilderung überdeutlich:

⁷³⁹ *Dietrich Gerstein*: Brief vom 12.8.1854. FBG, DABS, Gerstein/Gerstein.

⁷⁴⁰ *Ders.*: Brief vom 17.5.1875.

⁷⁴¹ Eine zeitgemäße Zusammenfassung auch vor dem Hintergrund einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Erbe von Turners Frontier-These findet sich bei: *David Rich Lewis*: Native Americans in the Nineteenth - Century American West, in: *William Francis Deverell* (Hrsg.): *A Companion to the American West*. Malden 2004, S. 143–161.

⁷⁴² *Johann Hermann Spannagel*: Brief vom 27.12.1848. FBG, DABS, Engstfeld/Spannagel.

„[...] unter sich selbst in beständiger Fehde, können sie aus kleinlichen Interessen nie zu einer allgemeinen Bewaffnung gegen die united states schreiten. Viele der benachbarten Stämme gehen zum Ackerbau und Christenthum über, andere stehen durch kaufmännischen Verkehr in zu großer Beziehung zu den Grenzbewohnern und nehmen von diesen allmählig eine Art von Sittung an [...].“⁷⁴³

Hier kann man erkennen, dass die Idee der Besiedlung des Westens durch den überlegenen Weißen schon vor der 1845 etablierten Bezeichnung *Manifest Destiny* verbreitet war – die Auswanderer standen den Ureinwohnern indifferent gegenüber, einzig Hermann Kriege, Sozialrevolutionär und Proponent einer „sozialen Freiheit“, thematisiert kurz nach seiner Ankunft in den USA die unrechtmäßige Landnahme:

„Das Land, welches man dem Indianer entrissen für die Cultivation, es soll von den herzlosen Capitalisten dem armen Anbauer nicht vorenthalten werden; das erste Recht des Menschen ist ein Recht an die Bebauung der Erde, und dieses Recht, das ihm so lange gestohlen war, soll ihm wiedererobert werden durch das souveräne Volk der Amerikaner, das nur zu wissen braucht, was Recht ist, um es für sich und alle Menschen durchzusetzen.“⁷⁴⁴

Kriege, dessen Forderung einer Bodenreform bereits dargelegt wurde, instrumentalisiert die Ureinwohner, indem er sie den „Capitalisten“ gegenüberstellt, jedoch nicht die Absicht hat, ihnen das Land wiederzugeben – zumindest nicht vollständig. Dass das Land anschließend vom „armen Anbauer“ aus dem „souveräne[n] Volk der Amerikaner“ bewohnt werden soll, dürfte den Vertriebenen egal gewesen sein. Doch Kriege setzt eine Art Verständnis oder Mitgefühl der Ureinwohner für die unteren Schichten der amerikanischen Bevölkerung voraus und bezeugt damit seine eigene Unfähigkeit zu einem Perspektivwechsel.

Eindeutig führt die *Erfahrung von Freiheit* nicht kausal zu einer Toleranz der *Freiheit der Anderen*. In den biographischen Fallanalysen zu Henriettes Bruns und Dietrich Gerstein wurde das bereits dargestellt, hinzu kommen die starken Vorurteile unter den verschiedenen (christlichen) Glaubensrichtungen. Erfahrene Unfreiheit schlug sich hier nicht selten in Rachegeleüsten gegenüber Angehörigen der (religiösen) Gruppen nieder, von denen die Unterdrückung ausging – eine Erkenntnis, die auch in der Sozialpsychologie belegt wurde.⁷⁴⁵ Ein

⁷⁴³ Bernhard Bruns: Brief vom 13.8.1838. FBG, DABS, Schulz/Bruns.

⁷⁴⁴ Hermann Kriege: Brief vom 17.1.1846, in *Schlüter/Wesselmann*, Kriege (wie Anm. 558), S. 267.

⁷⁴⁵ Vgl. *Lanzoni*, Empathy (wie Anm. 698), Position 4244 (Kindle eBook).

Abstrahieren vom Kollektiv auf das Individuum erfolgt bei Berends oder Kapp nicht – beide ergötzen sich an Bismarcks Kulturkampf in martialischen Worten, ohne das Schicksal des Einzelnen im Blick zu haben. Gerstein andererseits überträgt die Negativerfahrung mit den Angehörigen einer Gemeinde auf die gesamte altlutherischen Religion.

Ob das Konzept des *empathy gap* diese Erkenntnisse fassen kann, erscheint zunächst fraglich. Wie oben erläutert, ist *Empathie* ein ahistorischer Begriff, der nur sehr vorsichtig an die Briefserien aus dem 19. Jahrhundert angelegt werden kann und eher auf die Idee des Mitgefühls – als *sympathy gap* – reduziert werden sollte; des Weiteren bedarf es noch weiterer Untersuchungen, welche Rolle die verschiedenen konzipierten Faktoren Lebenswelt, Kultur, Ethnie oder spezifische Erfahrung bei der Entwicklung des Mitgefühls oder gar Einfühlungsvermögens gegenüber Fremden spielen. Doch die Stoßrichtung ist vielversprechend, da Zusammenhänge zwischen Freiheit und Emotionalität, Freiheit und Mitgefühl/Empathie und biographischen Prägungen ausgemacht und von Mathilde Anneke literarisch umgesetzt, von Dietrich Gerstein gedanklich formuliert wurden.

Wenngleich diese Mechanismen als Gegenstände der Soziologie oder Psychologie eigener Studien bedürfen, zeigt sich auf grundsätzlicher Ebene immer wieder die emotionale Tiefe von Freiheitserfahrungen bzw. Unfreiheitserfahrungen.⁷⁴⁶ Tatsächliche oder empfundene Unterdrückung kann ein starkes Rachebedürfnis stimulieren. Berends Ausschluss vom Kirchenamt und seine euphorische Reaktion auf den preußischen Kulturkampf, Gersteins Erfahrungen mit den Altlutheranern und sein Hass auf diese belegen das. Schwierig zu klären ist, ob Rache hier aus verletzter Ehre oder Gerechtigkeitsempfinden entstanden ist.⁷⁴⁷ Das Bedürfnis nach Freiheit ist aber in jedem Fall so groß, dass deren Verlust ein Racheverlangen stimuliert, um die Unfreiheitserfahrung zu kompensieren. Man hat es hier also nicht mit gefühlter Freiheit, sondern mit den gefühlten Konsequenzen tatsächlicher Unfreiheit zu tun, die als so elementar empfunden wird, dass das Gerechtigkeitsempfinden oder die verletzte Ehre das Gefühl der Rache evoziert. Damit kann in Ergänzung zur Erfahrung politischer Freiheit auch über die emotionalen Pole Mitgefühl und Rache empirisch und induktiv nachgewiesen werden, dass Freiheit als elementares Bedürfnis des Menschen tief im Gefühlsleben wurzelt.

⁷⁴⁶ Vgl. *Raymund Schwager*: Rache – Gerechtigkeit – Religion: Überlegungen zu einer interdisziplinären Forschungsarbeit, in: *Zeitschrift für katholische Theologie* 110 (1988) 3, S. 284–299, hier: S. 284.

⁷⁴⁷ Vgl. zur Soziologie und Psychologie der Rache: *Ebd.*, S. 285, 288; *Manfred Schmitt*: Artikel „Gerechtigkeit, Gerechtigkeitsprinzip“, in: *Markus Antonius Wirtz* (Hrsg.): *Dorsch. Lexikon der Psychologie*. 18. Aufl. Berlin 2014, S. 623; *Richard T. McClelland*: *The Pleasures of Revenge*, in: *The Journal of Mind and Behavior* 31 (2010) 3 und 4, S. 195–236, hier: S. 198; zur historischen Bedeutsamkeit der Rache vgl. *Hans-Joachim Gehrke*: Artikel „Rache“, in: *Hubert Cancik/Helmuth Schneider* (Hrsg.): *Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*. Band 10: Pol-Sal. Stuttgart/Weimar 2001, Sp. 745–747.

6. Migration, biographische Wendepunkte und Emotionalität: Fünf Thesen zu einer Erfahrungsgeschichte der Freiheit

In dieser Studie werden die unveröffentlichten und veröffentlichten Briefserien von 42 Amerikaauswanderinnen und Auswanderern auf die dort enthaltenen Freiheitserfahrungen und -begriffe untersucht. Ganz bewusst wird dabei von *Freiheitskonzepten* gesprochen, da mit diesem Begriff – wie in der methodischen Einführung erörtert – den Ideen und Ausdrucksformen von Freiheit am präzisesten Rechnung getragen wird, die auf einer vortheoretischen Formung durch Alltagswissen und Erfahrungen beruhen. Am Ende dieser Arbeit kann jedoch keine erfahrungsgeschichtliche *Definition* von Freiheit stehen, da eine solche die Aufgaben und Stärken der historischen Biographieforschung konterkarieren und die Breite der hermeneutisch ermittelten Ergebnisse nicht angemessen abbilden würde. Vielmehr soll das Ergebnis auf die Entstehungs- und Deutungszusammenhänge von Freiheitserfahrungen und, davon ausgehend, von Freiheitsbegriffen aus biographischer Perspektive hinweisen. Durch die Erkenntnisse sollen der Geschichtsschreibung über Freiheit als eine bisher vernachlässigte Perspektive hinzugefügt werden.

In der Globalanalyse wurde entlang klassischer Freiheitsdimensionen – politisch-rechtlich, wirtschaftlich, soziokulturell (repräsentiert durch Religion) – eine erste Strukturierung der Freiheitserfahrungen vorgenommen. Dabei hätten zentrale Erkenntnisse ohne die subjektive Perspektive nicht gewonnen werden können. Die häufigsten Freiheitsbezüge fanden sich hinsichtlich der politisch-rechtlichen, dicht gefolgt von der wirtschaftlichen Freiheitsdimension. In beiden Bereichen konnte die geschlechts-, schichten- und generationenübergreifend verbreitete Idee einer *Sozialisation zur Freiheit* beobachtet werden. Das beförderte in der politisch-rechtlichen Dimension bei einigen Auswanderern das Narrativ der *Menschwerdung des Staatlichen*, das auf die amerikanische Verschmelzung von *Freiheit und Gleichheit* zurückgeht und eine bedeutende Erkenntnis für die politische Kulturgeschichte darstellt.

In der wirtschaftlichen Dimension konnte die *Sozialisation zur Freiheit* mit der Formung und Umformung von Freiheitsbegriffen durch die konträren Freiheitserfahrungen von Erfolg und Scheitern in enge Verbindung gebracht werden. Das deutete schon an, dass Freiheit in verschiedener Hinsicht auch ausgehalten werden musste, was sich in der Betrachtung der Erfahrung von Religionsfreiheit bestätigte. Zumeist wurde diese als wichtiges Bürgerrecht hervorgehoben, doch die Koexistenz von Konfessionen und Denominationen führte auch zu Irritationen und Verunsicherungen. Dabei konnten in Bezug auf die religiösen Freiheitsvorstellungen Gemeinsamkeiten aufgezeigt werden, allen voran die Beförderung der *Kompatibilität* von *Schicksal* und *freiem Willen* in den Lebenswelten der Auswanderer. Dass Religionsfreiheit und

religiöses Mitgefühl nicht zwangsläufig zu mehr Toleranz und Empathie führten, ist eine weitere wichtige Erkenntnis. Andererseits konnte in Einzelfällen die rein empirische Fähigkeit zu und Anwendung von Empathie weit vor deren begrifflicher und theoretischer Prägung nachgewiesen werden. Letztlich ist aber festzustellen, dass eine Freiheitserfahrung nicht kausal zu einem Verständnis für die *Freiheit der Anderen* führte. Trotzdem verknüpft die Emotionalität der Freiheitserfahrungen alle Dimensionen: wenngleich nur wenige über das *Gefühl der Freiheit* schrieben, wurden Freiheitserfahrungen in vielen Fällen stark emotional beschrieben.

Aus diesen Erkenntnissen lässt sich eine Erfahrungsgeschichte der Freiheit schreiben. Dazu sollen nachfolgend fünf Thesen formuliert werden:

I. Freiheitserfahrungen sind über qualitative (und methodisch reflektierte) Forschung in historischer Perspektive greifbar

Die zu Beginn dieser Arbeit aufgestellte These, dass in den USA im 19. Jahrhundert größere negative oder quantitative Freiheit erreichbar gewesen sei als in den deutschen Staaten, konnte mit der historischen Gegenüberstellung deutscher und amerikanischer Freiheitsrechte auf der einen, dem Wirtschaftssystem und der Möglichkeit von Landerwerb auf der anderen Seite bestätigt werden. Ebenso konnte für die ausgewählten Biographien die Folgehypothese verifiziert werden, dass die Freiheitserfahrung der Auswanderer darin bestand, einen (einseitigen) Zustandswechsel zwischen den beiden Gesellschaften vorzunehmen (Erfahrung), der mit einem größeren Handlungsspielraum einherging (Freiheit).

Die Auswandererbriefe dienen als Quellen für eine Erfahrungsgeschichte der Freiheit und können nach den Methoden der historischen Biographieforschung – als Disziplin der qualitativen Sozialforschung – ausgewertet werden. Durch die Pilotkapitel zu den prominenten Amerikaauswanderern Carl Schurz und Mathilde Anneke wurde die methodische Herangehensweise als verlässlich bestätigt: Das Sendungsbewusstsein von Schurz und die Gegenüberstellung von Korrespondenz und Autobiographie legten Verformungen offen, die nicht nur die Konstruktion seiner Lebenserinnerungen, sondern auch die sorgsame Komposition seiner Privatbriefe betrafen. Wegen der autobiographischen Überformung von Lebenserinnerungen, die im Nachvollzug eigener Lebenserfahrung aus zeitlicher Distanz angefertigt werden, wurde die Quellenbasis entsprechend auf Briefe beschränkt. Zudem wurde der Blick in der Regel auf weniger öffentlichkeitswirksame Personen gerichtet. Das kann man von der Frauenrechtlerin Mathilde Anneke zwar nicht behaupten, doch bei ihr fiel der unmittelbare und weniger literarisch komponierte Schreibstil auf. Darüber hinaus bestätigte die Gegenüberstellung ihrer Briefe mit

denen ihres Mannes Fritz, die erst nach der Lektüre von Mathildes Briefen herangezogen wurden, dass man aus dem Subtext von Annekes Briefen die Positionen ihres Ehemannes herauslesen kann. Das war eine wichtige Erkenntnis für die Briefserien der Auswanderer, die keine Personen des öffentlichen Lebens waren und von deren Korrespondenzen bis auf ganz wenige Ausnahmen nur eine Seite, nämlich die des Ausgewanderten, überliefert ist.

Mit dieser methodischen Schärfung stellte sich die sorgsam getroffene Auswahl von 17 archivalischen und 25 edierten Briefserien größtenteils nicht-öffentlichkeitswirksamer Amerikauswanderer insgesamt als ertragreich heraus. Aus diesem Sample wurden im nächsten Schritt diejenigen mit den eindeutigsten Freiheitsbezügen herausgefiltert. Anschließend wurde nach dem Vorgehen des *theoretischen Samplings* über biographische Kontrastierung und Gemeinsamkeiten eine heterogene Auswahl an Briefserien herangezogen, die eingehend analysiert und interpretiert wurden. Wenig verwunderlich ist, dass politisierte und gebildete Auswanderer häufiger und energischer Freiheitsbegriffe benutzten als Auswanderer mit wirtschaftlichen Motiven. Doch auch diese entwickelten ein Bewusstsein für Freiheit, das sogar bis tief ins politische Geschehen hineinreichte und durch die zahlreichen in der biographischen Globalanalyse hinzugezogenen Fälle belegt werden konnte.

II. Freiheitserfahrungen generieren ein Bewusstsein und ein Gefühl von Freiheit

Selbstverständlich erwarteten nicht alle Auswanderer das *Land der Freiheit*, als sie in die USA gingen. Selbst in dem ausgewählten Sample konnte nicht bei allen Auswanderern von einer solchen Erwartung ausgegangen werden. Das eindrucksvollste Beispiel ist wohl Mathilde Anneke, deren geringe Erwartungen deutlich übertroffen wurden, womit gezeigt werden konnte, dass die *Erfahrung der Freiheit* ein nachhaltiges *Bewusstsein von Freiheit* erzeugte. Und das war ganz wertneutral: Denn auch Dietrich Gerstein hatte ein *Bewusstsein von Freiheit* entwickelt, nur kam er erfahrungsbedingt zu einer ganz anderen Bewertung als Mathilde Anneke. Die Idee der – modern formuliert – *Sozialisation zur Freiheit*, wie sie im Rahmen dieser Arbeit hergeleitet werden konnte, zeugt von der tiefen Verankerung der Freiheit im Bewusstsein der Erfahrenden. Erstaunlich daran ist, dass Theorien (und auch der Begriff) der *Sozialisation* erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden sind und dies innerhalb exklusiver wissenschaftlicher Diskurse.⁷⁴⁸ Ebenso waren die theoretisch verwandten aufklärerischen Erziehungsideale noch längst nicht in die sozial und räumlich fragmentierte Gesellschaft

⁷⁴⁸ Hermann Veith: Zur Geschichte sozialisationstheoretischer Fragestellungen, in: Klaus Hurrelmann/Ulrich Bauer/Matthias Grundmann/Sabine Walper (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung. Weinheim/Basel 2015, S. 16–49, hier: S. 17ff.

diffundiert. Trotzdem finden sich entsprechende Gedanken in allen Schichten und Generationen sowie bei beiden Geschlechtern. Habe man die Freiheit einmal gekostet, sei eine Rückkehr in einen Zustand der Unfreiheit nicht vorstellbar – so die gängige These der Auswanderer. Die gegenläufige Dynamik hatte bereits zur Herleitung des Erkenntnisinteresses in der Einleitung dieser Arbeit gedient: wer das Leben in Freiheit nicht gewohnt sei, würde in einer freien Gesellschaft Probleme haben, sich zurechtzufinden. Heute ist diese Annahme ein Axiom der Sozialwissenschaften, die ausgewählten Auswandererbriefe belegen empirisch deren historische Übertragbarkeit auf die Vergangenheit.⁷⁴⁹

Die Freiheitserfahrungen werden von den meisten Amerikaauswanderern in diesem Sample emotional beschrieben – ob durch Lob der amerikanischen oder Verurteilung der deutschen (oder oft: europäischen) Verhältnisse bei positiver Erfahrung oder durch Verdammung der amerikanischen Freiheit bei negativer Erfahrung. Das belegt die psychologische Tiefe menschlichen *Freiheitserfahrens*, was damit auch als *Freiheitsempfinden* verstanden werden kann.

Auch das explizite *Gefühl der Freiheit* oder des *Sich-frei-fühlens* wurde in dieser Arbeit behandelt. Dieses Gefühl hatte eine *räumliche* und eine *temporale Dimension*: Das Bewusstsein, sich in einem Raum freier bewegen zu können, wurde durch die Inbesitznahme von Land, die Freizügigkeit und die Idee des *Westens* zu einem Gefühl befördert. Sie wurde ermöglicht durch technologischen Fortschritt, die entsprechende Infrastruktur und offene Grenzen innerhalb eines Raums mit einer Größe von beinahe Kontinentaleuropa. Das war nicht selten unmittelbar mit der zweiten Dimension verknüpft. Die *Zeitlichkeit* des Freiheitsgefühls kam in einer *reflexiven* und in einer *antizipativen* Perspektive zum Ausdruck. Durch die Überwindung von politischen und wirtschaftlichen Zwängen konnte sich in der reflexiven Rückschau ein akutes *Gefühl der Freiheit* einstellen. Für eine Antizipation der Freiheit bedurfte es der Fähigkeit, sich eine Zukunft in einem freieren Zustand vorstellen zu können. Die politisch sozialisierten Demokraten und Liberalen aus dem Vormärz konnten diese Imaginationskraft ohne Frage aufbringen. Doch nicht alle verbanden diesen gesellschaftlichen Optimalzustand mit den USA. Viele 48er gingen in die USA, um der Verfolgung in ihrer Heimat zu entgehen und nicht primär, um ihre Ideale in den USA zu verwirklichen – wie Mathilde Franziska Anneke. Ähnlich ersehnten die Auswanderer mit wirtschaftlichen Motiven in der Regel einen Zustand ohne Not, nicht die politische oder wirtschaftliche Freiheit – wie Franz Joseph Löwen. Sie durchliefen zunächst den Reflexionsprozess und konnten dadurch ein antizipatives Freiheitsgefühl

⁷⁴⁹ Malina Voicu/Edurne Bartolome Peral: Support for Democracy and Early Socialization in a Non-Democratic Country: Does the Regime Matter?, in: Democratization 21 (2014) 3, S. 554–573

entwickeln. Das zeigt die Verwobenheit beider temporaler Perspektiven: eine Antizipation konnte auf rein intellektueller Imaginationskraft, aber auch auf der praktischen Überwindung von Zwängen und damit der *Erfahrung von Freiheit* gründen.

Als Motor einer solchen Imaginationskraft konnten auch die Reiseberichte und Amerikarater fungieren, die sich in der zunehmend alphabetisierten und von einem Massenmarkt für Literatur versorgten Bevölkerung schnell verbreiteten und in denen – auch als Stilmittel – das *Gefühl der Freiheit* beschworen wurde. Das Zukunftsszenario der Amerikaauswanderung wurde damit auch ein Zukunftsszenario der Freiheit, das Begehrlichkeiten in und für Deutschland selbst wecken konnte – nicht ohne Grund wurden die politischen Modelle der amerikanischen Republik 1848 in der Paulskirche diskutiert.

Zusammenfassend kann man sagen: Das *Gefühl der Freiheit* der Amerikaauswanderer ist, strukturell gesehen, dynamisch und temporal: Freiheitsempfinden setzt das Überwinden von Zwängen und/oder die Antizipation von Möglichkeiten voraus. Ein gleichbleibender *Zustand von Freiheit* verringert das akute *Empfinden von Freiheit* zu einem rein rationalen *Bewusstsein von Freiheit*, das durch Unfreiheitserfahrungen oder Vergrößerung der Freiheit wieder emotionalisiert und aktiviert werden kann. Dieses Phänomen kann man im politisch wechsellvollen 19. Jahrhundert historisch untersuchen, besonders gut anhand der Erlangung persönlicher Freiheit durch Migration in die USA.

III. Freiheitserfahrungen wirken sich nachhaltig auf Biographien aus

Das temporale Freiheitskonzept verweist unmittelbar auf die Auswirkung von Freiheitserfahrungen auf die individuelle Biographie. Allein das Postulat der *Sozialisation zur Freiheit* mit der angenommenen Irreversibilität zeugt von einer erheblichen Beeinflussung des Lebenslaufs durch die *Erfahrung von Freiheit*: Die von vielen Auswanderern ausgeschlossene Rückkehr durch das Erfahren politischer Freiheit stellt einen drastischen biographischen Einschnitt dar. Unterhalb dieser reflexiven Metaebene findet man auch fundamentale Brüche während des akuten *Erfahrens der Freiheit*. Dies ist etwa bei Dietrich Gerstein zu sehen, der an der Freiheit in vollem Bewusstsein scheitert und seine Lebensentwürfe aufgeben muss. Mathilde Anneke wandelt sich von der Skeptikerin mit Zukunftsängsten bei der Ausreise zur kritischen Verfechterin der amerikanischen Freiheit und kann sich in den USA selbst verwirklichen. Bei Lorenz Degenhard ist die Zerrissenheit zwischen Freiheit und Heimat gut zu beobachten, die konfligierende und sich gegenseitig blockierende Lebensentwürfe hervorbringt.

IV. Die Migrationserfahrung alteriert Freiheitskonzepte

Die Migrationserfahrung stellt für sich genommen schon einen dramatischen Einschnitt oder – um in der soziologischen Terminologie zu bleiben – biographischen Wendepunkt dar. Dabei kann der Vorgang einer Amerikaauswanderung nur selten als *Erfahrung der Freiheit* bewertet werden, da sie in aller Regel die Konsequenz einer wirtschaftlichen oder politischen Zwangslage war. Darüber hinaus war eine spontane Rückkehr in fast allen Fällen unmöglich, da für eine Auswanderung aus wirtschaftlichen Gründen in der Regel alle Ersparnisse aufgebraucht oder sogar Schulden aufgenommen wurden, während bei einer Rückkehr nach politischer Auswanderung erneut Repressionen drohten. Damit war zumindest eine temporäre zwangsläufige Integration verbunden, in der die Finanzierung einer Rückwanderung erwirtschaftet oder eine Veränderung der politischen Verhältnisse in der Heimat abgewartet werden musste. Das trug zu einer Auflösung der Konvergenz zwischen Erinnerung und Realität der zurückgelassenen Heimat bei, denn auch diese war der gesellschaftlichen Entwicklung unterworfen, während sie in der Erinnerung statisch blieb. So folgte auf eine Rückwanderung nicht selten eine Identitätskrise und eine erneute Auswanderung in die nun vertrauteren Verhältnisse der hinter sich gelassenen Aufnahmegesellschaft. Allein an diesen Prozessen erkennt man einerseits die Widersprüche zwischen freiem Willen und politischen, sozialen sowie emotionalen Zwängen, andererseits den wirtschaftlichen Faktor bei der Bestimmung von Migrationsmöglichkeiten: Selbst wenn politische Amnestie gewährt wurde, musste eine Reise erst einmal finanziert werden. Dies engte die „Freiheit“ der Migration erheblich ein.

Doch die eigentliche Erkenntnis dieser Arbeit ist die Auswirkung der langfristigen Migrationserfahrung auf die Freiheitskonzepte der Auswanderer. In allen Biographien konnten Wandlungsprozesse im Schreiben über Freiheit festgestellt werden, was sich auch an dem erfahrungsbasierten semantischen Feld und der Differenzierung zwischen deutschen und amerikanischen Freiheitsbegriffen ablesen lässt. Eindeutig lässt sich sagen, dass bei geringen Erwartungen und erfolgreicher Integration auch der deutlichste Umschwung in der Freiheitsrhetorik zu beobachten war: die Schilderungen Mathilde Annekes und Lorenz Degenhards zeugen davon.

V. Mikronarrative erweitern Meistererzählungen der Freiheitsgeschichte

Die Erkenntnisse dieser Studie belegen das Selbstverständnis der Erfahrungsgeschichte, mit Mikronarrativen ein Korrektiv zu bestehenden *Meistererzählungen* liefern zu

können. Dabei versteht sich diese Arbeit nicht als dekonstruktivistische Studie, sondern als kritische Erweiterung der Freiheitsgeschichtsschreibung – denn an den historischen Errungenschaften für ein Leben in Freiheit im 19. Jahrhundert kann man nicht zweifeln. Dazu zählen Verfassungen und Bürgerrechte, die zunehmenden politischen Partizipationsmöglichkeiten, die wirtschaftliche Entwicklung und die damit verbundene soziale Absicherung als Grundlage für die Teilhabe an einer freien Gesellschaftsordnung. Indessen deutet gerade der letzte Aspekt daraufhin, dass diese Freiheit nicht für alle Bevölkerungsteile zu erreichen war, was in der amerikanischen Geschichtswissenschaft, insbesondere durch die tiefen und differenzierten Arbeiten Eric Foners sowie Oscar und Lilian Handlins, hinlänglich dargelegt wurde. In den USA waren von diesen Beschränkungen zu einem geringen Teil auch die Deutschamerikaner betroffen. Als Weiße (und zumeist Männer) besaßen sie ohne Frage größere politisch-rechtliche, wirtschaftliche und soziokulturelle Freiheiten als Sklaven, freie Afroamerikaner und Indigene sowie die Bevölkerung Deutschlands. Doch gerade während der Hochphase des Nativismus in den zwei Jahrzehnten vor dem Bürgerkrieg waren auch sie struktureller Diskriminierung ausgesetzt – allen voran, wenn sie Katholiken waren.

a) Privilegien vs. Gleichheit

In Deutschland waren „Freiheiten“ bis in die Frühe Neuzeit Privilegien bestimmter sozialer Schichten und hatten bis ins 19. Jahrhundert Wirkung, wenn es beispielsweise um Grundbesitz, den Zugang zu Bildung, das Wahlrecht oder die Rechtsprechung (beispielsweise bei der Patrimonialgerichtsbarkeit) ging. Die Inhaber dieser Privilegien hatten selten Gründe, in die USA auszuwandern, weshalb beispielsweise der Adel in diesem Sample nicht vertreten ist.

Der amerikanische Historiker Michal Rozbicki hat darauf hingewiesen, dass auch in der Zeit der Amerikanischen Revolution und danach Freiheit ein Privileg für weiße, wohlhabende, christliche Männer war, was sich im 19. Jahrhundert zwar nur langsam, aber deutlicher relativierte als in Deutschland.⁷⁵⁰ Das diesem Prozess zugrundeliegende Ideal der Gleichheit wurde von einigen porträtierten Amerikaauswanderern als Leben von *Menschen unter Menschen* wahrgenommen und mit der Vorstellung von Freiheit in Zusammenhang gebracht: Die Losung *Freiheit und Gleichheit* wurde als komplementäres Prinzip – und nicht, wie in Deutschland, als Gegensatz – erfahren und begriffen. Insbesondere die Ebene der sozialen Gleichheit

⁷⁵⁰ Michal Rozbicki: *Culture and Liberty in the Age of the American Revolution*. 1. Paperback. Charlottesville 2013, S. 1ff.

im Sinne gleichen Ansehens wurde durch kleine Episoden oder *Mikronarrative* formuliert: Die Erzählung über Friedrich Hecker, für den der Gouverneur sein Büro geräumt habe, damit er seine deutschen Freunde empfangen könne, oder die tradierte Erzählung, dass Spitzenpolitiker nach ihrer Amtszeit wieder auf ihre Farm zurückgegangen seien, sind Narrative, die sich in das Bewusstsein einiger Auswanderer des Samples aus ganz unterschiedlichen Schichten eingepägt haben. Ruft man sich die Bedeutung des Zusammenhangs von Freiheit und Gleichheit in der amerikanischen Verfassung in Erinnerung, wird damit einerseits Verfassungswirklichkeit als reale Erfahrung von *Freiheit und Gleichheit* in historischer Perspektive untersuchbar, andererseits wird die Internalisierung und Semantisierung gesellschaftsbildender Prinzipien durch narrative Formung sichtbar.

b) Freie Wirtschaft als Erfahrung von Erfolg und Scheitern

Als Fortschrittserzählung ist die Entwicklung der amerikanischen Marktwirtschaft in die Historiographie eingegangen. Mit dem Eintritt in die Frühindustrialisierung und noch einmal mehr beim Übergang in den modernen Kapitalismus forderte die Marktwirtschaft jedoch kritische Gegenstimmen heraus. Schon im Reisebericht von Ludwig Gall wird in einem weiteren Mikronarrativ die Eigenart des „habgierigen Amerikaners“ in Form einer kleinen Anekdote über eine überteuerte Buttermilch für durstige Auswanderer illustriert. Auch die ideologische Kapitalismuskritik ging von Beginn an empirisch vor: man denke an die Berichte von Friedrich Engels aus englischen Fabriken oder die Proteste in den *Lowell Mills*, die auf Eindrücken und Erfahrungen der Beschäftigten basierten und die Diskussion über die *soziale Freiheit* während des Spaltungsprozesses von Liberalen und Demokraten anfeuerten. Über die Verbreitung dieses Begriffs und die Reflexion dieser Verhältnisse kann man in den Auswandererbriefen lesen.

Doch vergleichsweise wenig weiß man über die Bedeutung der Freiheit bei den Erfahrungen der *businessmen* und *yeomen*, die zwei gegenläufige und doch miteinander verwobene Phänomene der amerikanischen Wirtschaftsgeschichte zwischen Früh- und Hochmoderne darstellten und jeweils auf ihre Weise stark freiheitlich konnotiert waren.

Die Geschichte des persönlichen Scheiterns ist noch weitgehend ungeschrieben, die Auswirkungen auf die Freiheitskonzepte mithin ebenso. Dietrich Gerstein, der an den Verhältnissen in den rauen Wäldern Michigans verzweifelt, überträgt seine Frustration auf die amerikanische Freiheit schlechthin; Degenhard ersehnt trotz Rückschlägen und Stagnation zeitlebens *Selbstständigkeit* und *Unabhängigkeit* durch ein eigenes Geschäft. Mathilde Anneke und Henriette Bruns profitieren als Frauen auf die eine und andere Weise von der amerikanischen

Wirtschaftsordnung und konnotieren das mit Konzepten des Freiheitsgefühls. Auch in diesem Bereich werden Mikronarrative in die Briefe eingeflochten, beispielsweise die Allegorie vom Honig im Überfluss, den Fettaugen auf dem Spülwasser oder dass man sein eigener Metzger sei.

Die Partizipation an der Wirtschaft ist somit als grundlegende Freiheitserfahrung zu bewerten, die das Gefühl, frei zu sein, ganz entscheidend mitprägte und sich auf die Wahrnehmung der *amerikanischen Freiheit* auswirken konnte. Vor diesem Hintergrund konnten soziale Bewegungen den Wert der Wirtschaft für das gesellschaftliche Wohl und die Handlungsspielräume für Arbeiter ableiten: Die Idee der *sozialen Freiheit* ging über die idealistische Losung *Freiheit und Gleichheit* hinaus und forderte eine materielle Entsprechung.

c) Religionsfreiheit und das soziokulturelle Phänomen des *Freiheit-aushalten-können-Müssens*

Der Geschichte der Religionsfreiheit als einer fortschreitenden Säkularisierung und Liberalisierung der modernen Gesellschaft kann das Erfahren von Religionsfreiheit als Bedrohung entgegengehalten werden. Zahlreiche Beispiele belegen die Ambivalenz der Erfahrungen der Amerikaauswanderer angesichts der mannigfaltigen christlichen Denominationen, mit denen sie sich in den USA konfrontiert sahen. Die recht statische Trennung zwischen Protestanten und Katholiken mit vereinzelt regionalen Einsprengseln anderer, auch kleiner Glaubensgemeinschaften in Deutschland, wurde in den USA durch eine Dichotomie einerseits stärkerer lokaler Segregation und andererseits regionaler Durchmischung ersetzt: Die Auswanderersiedlungen waren gruppen- oder kettenwanderungsbedingt oft konfessionell homogen, während das Umland ganz anderer religiöser Ausrichtung sein konnte. Durch den wirtschaftlichen Austausch und die Mitgestaltung des politischen Gemeinwesens kam es zu interkonfessionellen Begegnungen, die in Deutschland selten und eher unwahrscheinlich waren, wie im besonders krassen Fall von Dietrich Gerstein, der sich als religionskritischer, aber protestantisch geprägter Westfale mit den konservativen fränkischen Altlutheranern arrangieren musste. Auch Franz Joseph Löwen sah seine Werte von den zuwandernden liberaleren Altkatholiken bedroht.

Freiheit muss, das kann man daraus folgern, auch ausgehalten werden können – oder zugespißt: die *Freiheit der Anderen* muss man auch tolerieren. Von diesen *Anderen* gab es in den USA viele: Auswanderer anderer europäischer Staaten, die indigenen Völker Amerikas und Afroamerikaner.

d) Das Verhältnis von Individuum und Kollektiv

Nicht nur in der Erfahrung von Bürgerrechten als *Abwehrrechten* gegen den Staat und der damit verbundenen Ablehnung des deutschen *Willkürstaats* konnte das Verhältnis von Individuum und Kollektiv beobachtet werden. Anhand des Amerikanischen Bürgerkriegs und der Religionsgeschichte konnte das Spannungsfeld zwischen Individuum und Kollektiv auch innerhalb der *freien USA* aufgezeigt werden. Für viele – allen voran für Carl Schurz – diente der Freiheitskampf des Bürgerkriegs als nationales Identifikationssymbol, denn es galt das Ansehen der USA zu verteidigen. Die Schicksale der Sklaven als rechtlich anzuerkennende Individuen spielten nur bei wenigen Auswanderern eine Rolle, die über die des Statisten hinausging. Abraham Lincoln nutzte die Macht der Religion, um eine nationale Stimmung in den Nordstaaten zu erzeugen, und sprach damit gerade die 48er Revolutionäre an, die ihren in Deutschland verlorenen *heiligen Krieg* nun in den USA zu einem positiven Ende bringen konnten.

Auch bei der Erfahrung von Religionsfreiheit konnte man das Verhältnis zwischen Individuum und Kollektiv beobachten. Die kollektive Freiheit der eigenen Weltanschauung sahen einige Briefschreiber, allen voran Franz Joseph Löwen, durch andere Glaubensgemeinschaften bedroht, auch wenn daraus keine unmittelbaren individuellen Zwänge resultierten. Hier zeigt sich besonders deutlich die Verquickung der negativen und positiven Freiheitssphäre: die Religionsfreiheit bedeutete, dass Individuen ihren Glauben frei praktizieren konnten, damit aber auch die *positiven* religiösen Freiheitskonzepte ihrer Religion verinnerlichten. Diese konnten zu scharfen Gegensätzen führen, beispielsweise in der Gestaltung des Schulunterrichts, wie bei Löwen zu beobachten war.

Die *Freiheit von Religion* im Sinne des Atheismus konnte ebenfalls mit Zwängen verbunden sein. Dietrich Gerstein musste sich trotz aller persönlicher Freiheit gegenüber verschiedenen Kollektiven – der altlutherischen Siedlung auf der einen, der Familie seiner Frau auf der anderen Seite – behaupten, während er – nach eigener Aussage – alleingelassen an der Freiheit scheiterte. Es kann festgehalten werden, dass auf der einen Seite der Staat als Institution zwar *vermenschlicht* wurde und das Leben des Einzelnen wesentlich weniger beeinflusste als es in Deutschland der Fall war. Auf der anderen Seite entstanden durch die Maximierung individueller Freiheit und die Minimierung staatlicher Kontrolle allerdings andere Machtkonzentrationen, die Zwänge auf das Individuum ausübten.

e) Freiheitserfahrung und Empathie

Um die *Freiheit der Anderen* anzuerkennen, musste ein Verständnis für deren Bedürfnisse vorhanden sein oder erzeugt werden. Für die Historikerin Lynn Hunt kommt der Empathie diese Rolle zu. Wenngleich man diesen Begriff in historischer Perspektive vorsichtig und je nach Kontext auf seine Bedeutung als Mitgefühl reduziert heranziehen sollte, konnte bei Mathilde Anneke eindeutig der Gebrauch ihrer Fähigkeit zur Empathie festgestellt werden, auch August Rauschenbusch sticht aus dem Sample hervor, da er Afroamerikaner gleichsam als Zeitzeugen in seinem Reisebericht auftreten lässt, um auf die Gräueltaten der Sklaverei hinzuweisen. Bei den meisten betroffenen Auswanderern ging die Wahrnehmung der Sklaverei – als besonders weit verbreitetes und extremes Beispiel – nicht über Mitgefühl hinaus, bei vielen hielten sich starke Vorurteile. Es spricht einiges dafür, dass ausgeprägte Unterschiede zwischen den Lebenswelten und die in Politik, Publizistik und Kirche verbreiteten rassistischen Diskurse die Anerkennung des *Anderen* als Gleichen verhindert haben und die Entstehung von Mitgefühl oder Empathie damit abdämpften, zum Teil sogar ganz unterdrückten. Die Geschichte des Zusammenhangs von Empathie und Freiheit und eine Historisierung des *empathy gap* versprechen gewinnbringende Perspektiven. Denn die Erkenntnisse dieser Arbeit sprechen für eine Validierung von J. D. Trouts These, dass lebensweltliche Differenzen die Fähigkeit oder Bereitschaft zur Empathie beeinflussten.

Diese Arbeit stellt den bisherigen Ideen- und Begriffsgeschichten der Freiheit eine subjektive Erfahrungsgeschichte der Freiheit gegenüber. Dabei wurde am Beispiel der Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert der Übergang von einer weniger freien in eine freiere Gesellschaft unter Anwendung von Methoden der Begriffsgeschichte und Biographieforschung beobachtet. Das Hauptaugenmerk lag auf den *Erfahrungen von Freiheit*, die sich in den Korrespondenzen der Amerikaauswanderer niederschlugen und anhand von Begriffen aus dem Wortfeld *Freiheit* lokalisiert werden konnten. Explizit wurde die vortheoretische Ausformung von Freiheitsbegriffen und -ideen der Auswanderer in den Fokus genommen, weshalb von *Freiheitskonzepten* die Rede war.

Leitet man die Idee der Freiheit historisch-biographisch her, kann man feststellen, dass sich die verschiedenen Ebenen und Dimensionen von Freiheit im subjektiven Empfinden überlagern und ineinandergreifen. Bürgerrechte im Sinne *negativer Freiheit* motivierten den Entschluss zur Auswanderung und stimulierten einen missionarischen Eifer im Sinne *positiver Freiheit*, um für eine Erweiterung der Bürgerrechte einzutreten (Frauenwahlrecht,

Emanzipation der Sklaven). Die wirtschaftliche Freiheitsdimension der Auswanderer wurde einerseits über Bürgerrechte konstituiert, beruhte andererseits jedoch auf materiellen Ressourcen und Eigeninitiative. Erfolg und Scheitern trugen maßgeblich zur *Erfahrung der Freiheit* und deren Beurteilung bei. Auch anhand der religiösen Dimension von Freiheit wurde die Bedingtheit von *negativer* und *positiver Freiheit* nachgewiesen: In der freien Ausübung eines Glaubens auf Grundlage der Religionsfreiheit verinnerlichten einige Auswanderer spezifische konfessionelle Freiheitsideen, gleichzeitig wurden die Glaubensprinzipien und -praktiken fremder Konfessionen (oder Denominationen) als Bedrohung der eigenen Weltanschauung aufgefasst. Das (überkonfessionelle) Vertrauen auf eine *göttliche Vorsehung* diente zugleich als Konzept zur Bewältigung von Kontingenzerfahrungen. Es setzte einen freien Willen voraus und diente zum Schutz des *Gefühls der Freiheit* vor Schicksalsschlägen, indem diese als Akt Gottes externalisiert und so der eigenen Verantwortung enthoben wurden.

An der emotionalen Dimension von Freiheit kann kein Zweifel bestehen, da gerade im akuten *Erfahren der Freiheit* als Ausweg aus der Unfreiheit ein *Gefühl der Freiheit* evoziert wurde, das allen Freiheitsdimensionen gemein war. Bemerkenswert ist die damit verknüpfte und unter den Auswanderern verbreitete Annahme einer vortheoretischen *Sozialisation zur Freiheit*: Wer einmal die Freiheit *erfahren* habe, könne unmöglich in eine unfreie Gesellschaft zurückkehren. Daran lässt sich die Diffusion aufklärerischer Gedanken und insbesondere der Freiheitsidee quer durch alle Schichten erkennen.

Zur Akzeptanz der *Freiheit der Anderen* lässt sich unter bestimmten Bedingungen eine vortheoretische Form von *Empathie* feststellen, deren individuelle Ausprägung aber weiterer historischer Untersuchungen bedarf.

Mit dieser Erfahrungsgeschichte der Freiheit konnte einerseits die Rezeption und Diffusion „großer“ Freiheitsideen aufgespürt und die biographische Bedingtheit dieser Wahrnehmung aufgezeigt werden. Andererseits gewährte die Untersuchung individueller *Freiheitskonzepte* Einblicke in die historischen Voraussetzungen: Nur durch ihre eigene Freiheitserfahrung konnten die deutschen Amerikauswanderer ein Bewusstsein für ihre individuelle Freiheit und darüber hinaus eine Akzeptanz für die Freiheit ihrer Mitmenschen entwickeln.

Literaturverzeichnis

Ungedruckte Quellen

National Archives, Washington D.C., USA:

1870 U.S. census, population schedules, NARA microfilm publication M593.

Card Records of Headstones Provided for Deceased Union Civil War Veterans, ca. 1879-ca. 1903, NAI-Nummer: 616171.

Record of Appointment of Postmasters, 1832-1971, NARA Microfilm Publication, M841, Records of the Post Office Department, Record Group Number 28.

Records of the US Customs Service, RG36. Records of the Immigration and Naturalization Service, 1787-2004. NAI Number: 2655153. Record Group Number: 85.

New York, Passenger Lists, 1820-1957, Microfilm Serial: M237, 1820-1897. Microfilm Roll: Roll 034. Line: 20. List Number: 624. Page Number: 3.

Forschungsbibliothek Gotha (FBG), Deutsche Auswandererbriefsammlung Gotha (DABS):

Bauer/Löwen

Bauer-Reinhard/Bauer

Benzler/Degenhard

Berlin/Berends

Birkner/Sydow

Clemens/Pritzlaff

Eichhorn/Heubach

Engstfeld/Spannagel

Eschrich/Tapert

Gerstein/Gerstein

Grätschenberger/Kühner

Kuntze/Willig

Neidhöfer/Schwarting

Schulz/Bruns

Thiemann/Dünnebacke

Vedder/Stöffer

von Brandt/Blümner

Stadtarchiv Lüdenscheid

A97, Akte Peter Spannagel, Clame.

A115, Akte Peter Spannagel, Clame.

A121, Akte Peter Spannagel, Clame.

A134, Akte Peter Spannagel, Clame.

A1941, Akte zum Bau der Versetalsperre.

B125, Akte Peter Spannagel, Clame.

Hilfsmittel

Forschungsbibliothek Gotha (FBG): Quellenbestände von BABS, NABS und DABS. [Online unter: <http://www.auswandererbriefe.de/quellenbestand.html>; zuletzt abgerufen am: 30.11.2019].

Forschungsbibliothek Gotha: Überblick Deutsche Auswandererbriefsammlung Gotha (DABS) und deren Entstehung aus der Bochumer Auswandererbrief-Sammlung (BABS) und der Nordamerika-Briefsammlung (NABS). [Online unter: <http://www.auswandererbriefe.de/sammlung.html>; zuletzt abgerufen am: 30.11.2019].

Library of Congress, Washington D.C., USA: Carl Schurz Papers, Bestandsübersicht. [Online unter: <https://www.loc.gov/item/mm78039156/>; zuletzt abgerufen am: 10.12.2019].

Stadtarchiv Lüdenscheid, Biographisches Lexikon.

Gedruckte bzw. digitale Quellen

Amendments zur Verfassung der USA, in: Digitale Sammlung der Human Rights Library der University of Minnesota [Online unter: <https://constitution.findlaw.com/>; zuletzt abgerufen am: 5.11.2018].

Ancestry.com Operations, Inc. (Hrsg.): Find A Grave Index, 1600s-Current. Provo 2012.

Ancestry.com Operations, Inc. (Hrsg.): Föderale US-Volkszählung 1900. Provo 2004.

Ancestry.com Operations, Inc. (Hrsg.): Germany, Select Births and Baptisms, 1558-1898. Provo 2014.

Ancestry.com Operations, Inc. (Hrsg.): Indizes der Einbürgerungsregister der USA, 1791-1992. Duncan/Provo 2010.

Ancestry.com Operations, Inc. (Hrsg.): Michigan, Heiratsregister, 1867-1952. Provo 2015.

An Act for the effectual protection of the property of married women vom 7.4.1848, in: Onlinebestände der Library of Congress. [Online unter: https://memory.loc.gov/amem/awhhtml/awlaw3/property_law.html; zuletzt abgerufen am: 5.11.2018].

An Act to secure Homesteads to actual Settlers on the Public Domain vom 20.5.1862, in: Onlinebestände der Library of Congress. [Online unter: <https://memory.loc.gov/cgi-bin/ampage?collId=llsl&fileName=012/llsl012.db&recNum=423>; zuletzt abgerufen am: 15.11.2019].

Anneke, Friedrich: Der zweite Freiheitskampf der Vereinigten Staaten von Amerika. Frankfurt am Main 1861.

Anneke, Mathilde Franziska: Das Weib in Conflict mit den socialen Verhältnissen, in: *Enno Stahl* (Hrsg.): Lesebuch Mathilde Franziska Anneke. Köln 2015, S. 34–54.

Anneke, Mathilde Franziska: Memoiren einer Frau aus dem badisch-pfälzischen Feldzuge, in: *Enno Stahl* (Hrsg.): Lesebuch Mathilde Franziska Anneke. Köln 2015, S. 82–103.

Anneke, Mathilde Franziska: Der Politische Tendenz-Prozeß gegen Gottschalk, Anneke und Esser. Köln ohne Jahr.

- Artikel „Abenteuer“, in: Das große Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände (= Meyers, „0. Auflage“). Bd. 1. Hildburghausen 1840, S. 59–60.
- Artikel „Abenteuer“ und „Abenteuerlich“, in: Heinrich August Pierer (Hrsg.): Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe (= Pierer). Bd. 1. 2. Aufl. Altenburg 1840, S. 30.
- Artikel „Abenteuerlich“, in: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon (= Brockhaus). Bd. 1. 9. Aufl. Leipzig 1843, S. 24.
- Artikel „Die Publikation des neuen Bremischen Gewerbegesetzes“, in: Bremer Handelsblatt Nr. 495, 6.4.1861, S. 1.
- Artikel „Editor News“, in: Rocky Mountain News, 17.9.1859, S. 2.
- Artikel „Freedom“, in: Noah Webster (Hrsg.): An American Dictionary of the English Language. Vol. 1. New York 1828, ohne Seiten- oder Spaltenangabe.
- Artikel „Freedom“, in: Noah Webster (Hrsg.): An American Dictionary of the English Language. Springfield 1865, S. 542.
- Artikel „Freiheit“, in: Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände (= Brockhaus). Bd. 3. 3. Aufl. Leipzig/Altenburg 1815, S. 811–816.
- Artikel „Freiheit“, in: August Daniel von Binzer (Hrsg.): Encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe (= Pierer). Bd. 7. 1. Aufl. Altenburg 1827, S. 648.
- Artikel „Freiheit“, in: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. (= Brockhaus). Bd. 4. 8. Aufl. Leipzig 1834, S. 371–372.
- Artikel „Freiheit“, in: Heinrich August Pierer (Hrsg.): Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe (= Pierers). Bd. 11. 2. Aufl. Altenburg 1842, S. 231–232.
- Artikel „Freiheit“, in: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon (= Brockhaus). Bd. 5. 9. Aufl. Leipzig 1844, S. 567–569.
- Artikel „Freiheit“, in: Joseph Meyer (Hrsg.): Großes Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände (= Meyer, „0. Aufl.“). Bd. 11. Französische Revolution - Gebärmutter-fibroide. Hildburghausen 1847, S. 189–194.
- Artikel „Freiheit“, in: Raphael Herder/Benjamin Herder (Hrsg.): Herders Conversations-Lexikon (= Herder). Bd. 2. 1. Aufl. Freiburg im Breisgau 1854, S. 794–795.
- Artikel „Freiheit“, in: Heinrich August Pierer (Hrsg.): Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Bd. 6. 3. Aufl. Altenburg 1858, S. 677–678.
- Artikel „Freiheit“, in: Heinrich August Pierer (Hrsg.): Pierer's Universal-Conversations-Lexikon. Neuestes encyclopädisches Wörterbuch aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Bd. 8. 6. Aufl. Oberhausen/Leipzig 1876, S. 492–493.
- Artikel „Freiheit“, in: Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie (= Brockhaus). Bd. 6. 12. Aufl. Leipzig 1877, S. 850–851.
- Artikel „Geldjude“ und „Geldjuderei“, in: Jacob Grimm/Wilhelm Grimm (Hrsg.): Deutsches Wörterbuch. Bd. IV, I, 2. Leipzig 1897, Sp. 2914-2915.
- Artikel „Gentleman“, in: Noah Webster (Hrsg.): An American Dictionary of the English Language. Vol. 1. New York 1828, ohne Seiten- und Spaltenangabe.
- Artikel „Heidelberg, 8. December“, in: Bayreuther Zeitung, 18.12.1832, S. 1.

- Artikel „Liberty“, in: Noah Webster (Hrsg.): An American Dictionary of the English Language. Vol. 2. New York 1828, ohne Seiten- oder Spaltenangabe.
- Artikel „Liberty“, in: Noah Webster (Hrsg.): An American Dictionary of the English Language. Springfield 1865, S. 769.
- Artikel „Pioneers“, in: Heinrich August Pierer (Hrsg.): Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart: oder, Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Bd. 13. 4. Aufl. Altenburg 1861, S. 148.
- Artikel „Quäcker, quäker, quaker“, in: Jacob Grimm/Wilhelm Grimm (Hrsg.): Deutsches Wörterbuch. Bd. VII. Leipzig 1889, Sp. 2292-2293.
- Artikel „Stephan, Martin“, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 36. Leipzig 1893, S. 85–87.
- Artikel „Sympathie“, in: Conversations-Lexikon oder kurzgefaßtes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenstände mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der älteren und neueren Zeit (= Brockhaus). Nachträge. Bd. 2. 1. Aufl. Leipzig 1811, S. 381.
- Artikel „Sympathie“, in: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. (= Brockhaus). Bd. 14. 9. Aufl. Leipzig 1847, S. 48–49.
- Artikel „Sympathie“, in: Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Bd. 16. 5. Aufl. Leipzig/Wien 1897, S. 612.
- Artikel „Ungeniert“, in: Jacob Grimm/Wilhelm Grimm (Hrsg.): Deutsches Wörterbuch. Bd. XI, III. Leipzig 1936, Sp. 786-787.
- Beecher Stowe, Harriet*: Uncle Tom's Cabin. Boston 1852.
- Berends, Julius*: Jesus bei den Zöllnern und Sündern. Predigt über Lucä 15, 1-10 gehalten als Wahlpredigt zu Lindow, Sonntag den 23. Juni 1844. Leipzig 1844.
- Bill of Rights der USA, Faksimile in der World Digital Library. [Online unter: <https://www.wdl.org/en/item/2704/view/1/1/>; zuletzt abgerufen am: 15.11.2019].
- Bow, J. de* (Hrsg.): The Seventh Census of the United States. 1850. Washington 1853.
- Brauns, Ernst*: Ideen über die Auswanderung nach Amerika; nebst Beiträgen zur genauern Kenntniß seiner Bewohner und seines gegenwärtigen Zustandes. Nach eignen Ansichten und den neuesten Quellen und Hilfsmitteln. Göttingen 1827.
- Bruns, Henriette*: Lebensgeschichte von Henriette Bruns geb. Geisberg von ihr selbst erzählt. Abschriften der im Besitz von Prof. Max Geisberg in Münster befindlichen Lebensbeschreibung. Berlin 1930/31.
- Bülow, Dietrich von*: Der Freistaat von Amerika in seinem neuesten Zustand. Berlin 1797.
- Buß, Franz Joseph von*: Vergleichendes Bundesstaatsrecht von Nordamerika, Teutschland und der Schweiz. Erster Band. Karlsruhe 1844.
- Cartwright, Samuel A.*: Diseases and Peculiarities of the Negro Race, in: DeBow's Review 11 (1851), S. 64–74.
- Census of population and housing, 1910, online: US-Zensusbüro. [Online unter: <https://www.census.gov/prod/www/decennial.html>; zuletzt abgerufen am: 2.11.2017].
- Cramer, Wilhelm*: Johann Bernard, Bischof von Münster. Würzburg 1882.
- Crèvecoeur, Michel-Guillaume Jean de*: „What Is an American?“ Letters from an American Farmer. Letter III (written as James Hector St. John, ca. 1770-1778) ohne Ort, 1782.

- Daniel Wells* (Hrsg.): *Slavery in North America: From the Colonial Period to Emancipation*. Vol. 3: The Antebellum Period. London 2009, S. 257–282.
- Freiligrath, Ferdinand*: *Ein Glaubensbekenntniß*. Zeitgedichte. Mainz 1844.
- Freiligrath, Ferdinand*: *Ça ira*. Sechs Gedichte. Herisau 1846.
- Gall, Ludwig*: *Meine Auswanderung nach den Vereinigten-Staaten in Nord-Amerika, im Frühjahr 1819 und meine Rückkehr nach der Heimath im Winter 1820*. Erster Theil, meine Beweggründe und mein Wirken zur Erleichterung der Auswanderung nach den Vereinigten-Staaten und mein Reisetagebuch enthaltend. Trier 1822; Zweiter Theil, meine Wahrnehmungen im Umgang mit den Amerikanern, und mein Wirken zur Erleichterung der Ansiedelung in den Vereinigten-Staaten enthaltend. Trier 1822.
- General Order No. 38, 13.4.1863, online: Ohio History Central. [Online unter: http://www.ohiohistorycentral.org/w/General_Order_No._38?rec=1481&nm=General-Order-No-38; zuletzt abgerufen am: 11.12.2019].
- Gerstäcker, Friedrich*: *Jagd- und Streifzüge durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika*. Leipzig/Weimar 1979 (zuerst 1844).
- Gerstein, Ludwig*: *Geschichte der Familie Gerstein*. Hagen 1934.
- Google N-Grams: Ergebnisse einer Suche nach dem Begriff „Gefühl der Freiheit“. [Online unter: https://books.google.com/ngrams/graph?content=Gef%C3%BChl+der+Freiheit&year_start=1800&year_end=2000&corpus=20&smoothing=3&share=&direct_url=t1%3B%2CGef%C3%BChl%20der%20Freiheit%3B%2C0; zuletzt abgerufen am: 18.12.2019].
- Grimm, Jacob*: Artikel „Freiheit“, in: *Jacob Grimm/Wilhelm Grimm* (Hrsg.): *Deutsches Wörterbuch*. Bd. IV, I, 1. Leipzig 1878, Sp. 111-113.
- Gudehus, Jonas Heinrich*: *Meine Auswanderung nach Amerika im Jahre 1822, und meine Rückkehr in die Heimath im Jahre 1825*. 2 Teile. Hildesheim 1929.
- Hattenhauer, Hans* (Hrsg.): *Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten*. Frankfurt am Main/Berlin 1970.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich*: *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse*. Herausgegeben von Eduard Gans. Berlin 1833.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich*: *Phänomenologie des Geistes*. Stuttgart 1987 (zuerst 1806/07).
- Heine, Heinrich*: „Jetzt wohin?“ (1851) Online: Projekt Gutenberg. [Online unter: <https://gutenberg.spiegel.de/buch/romanzero-379/37>; zuletzt abgerufen am: 19.11.2019].
- Helbich, Wolfgang J.* (Hrsg.): *Briefe aus Amerika*. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt, 1830-1930. München 1988.
- Helbich, Wolfgang J.* (Hrsg.): *Deutsche im Amerikanischen Bürgerkrieg*. Briefe von Front und Farm 1861-1865. Paderborn 2002.
- Helbich, Wolfgang J.*: „Amerika ist ein freies Land ...“ Auswanderer schreiben nach Deutschland. Darmstadt 1985.
- Hewett, Janet*: *The Roster of Union Soldiers, 1861-1865*. Vol. 17. Wilmington 1998.
- Hobbes, Thomas*: *Elementa Philosophica de Cive*. Amsterdam 1657.
- Hochstetter, Chr.*: *Die Geschichte der evangelisch-lutherischen Missouri-Synode in Nord-Amerika, und ihre Lehrkämpfe von der sächsischen Auswanderung im Jahr 1838 an bis zum Jahre 1884*. Dresden 1885.

- Hoffmann, H[einrich] K[arl]*: Artikel „Republik“, in: *Carl Theodor Welcker* (Hrsg.): Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. Bd. 12. Leipzig 1865, S. 509–513.
- Huber, Ernst Rudolf* (Hrsg.): Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte. Bd. 1: Deutsche Verfassungsdokumente 1803–1850. Stuttgart/Berlin/Köln 1961.
- Imperial Publishing Co. (Hrsg.): The County of Saginaw Michigan. Topography, History, Art Portfolio. Saginaw 1896.
- Iowa State Gazetteer and Business Directory for 1884-5. Vol. 3. Chicago, Detroit, St. Louis, St. Paul. Southfield 1884.
- Journal of the Missouri State Convention, Held at the City of St. Louis, January 6 - April 10, 1865. St. Louis 1865.
- Kammeier, Heinz-Ulrich*: Halleluja, jetzt sehen wir Amerika. Auswandererbriefe aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung 1836-1889. Espelkamp 1994.
- Kant, Immanuel*: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: Kant's gesammelte Schriften (= Akademieausgabe). Erste Abtheilung: Werke. Bd. 4. Berlin 1903 (zuerst 1785), S. 385–464.
- Kant, Immanuel*: Aufsätze, das Philanthropin betreffend, in: Kant's gesammelte Schriften (= Akademieausgabe). Erste Abtheilung: Werke. Bd. 2. Berlin 1905 (zuerst 1776), S. 445–452.
- Kant, Immanuel*: Die Metaphysik der Sitten, in: Kant's gesammelte Schriften (= Akademieausgabe). Erste Abtheilung: Werke. Bd. 6. Berlin 1907 (zuerst 1797), S. 203–495.
- Kant, Immanuel*: Kritik der reinen Vernunft. Zweite, hin und wieder verbesserte Auflage. (= Kant's gesammelte Schriften / Akademieausgabe, Bd. 4). Berlin 1911 (zuerst 1787).
- Kant, Immanuel*: Kritik der praktischen Vernunft, in: Kant's gesammelte Schriften (= Akademieausgabe). Erste Abtheilung: Werke. Bd. 5. Berlin 1913 (zuerst 1788), S. 1–164.
- Kant, Immanuel*: Pädagogik, in: Kant's gesammelte Schriften (= Akademieausgabe). Erste Abtheilung: Werke. Bd. 9. Berlin/Leipzig 1923 (zuerst 1803), S. 437–499.
- Kant, Immanuel*: Zum ewigen Frieden, in: Kant's gesammelte Schriften (= Akademieausgabe). Erste Abtheilung: Werke. Bd. 8. Berlin/Leipzig 1923 (zuerst 1795), S. 341–386.
- Kant, Immanuel*: Bemerkungen zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, in: Kant's gesammelte Schriften (= Akademieausgabe). Dritte Abtheilung: Handschriftlicher Nachlass. Bd. 20. Berlin 1942 (zuerst 1764), S. 1–192.
- Kapp, Friedrich*: Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten. Geschichtlich entwickelt. Göttingen 1854.
- Keemle, Charles* (Hrsg.): The St. Louis Directory for the Years 1836-37. St. Louis 1836.
- Kennedy, Joseph C. G.*: Population of the United States in 1860. Compiled from the Original Returns of the Eighth Census. Washington 1864.
- Kessel, Eberhard* (Hrsg.): Die Briefe von Carl Schurz an Gottfried Kinkel. Heidelberg 1965.
- Kiehnbaum, Erhard* (Hrsg.): „Wäre ich auch zufällig ein Millionär geworden, meine Gesinnungen und Überzeugungen würden dadurch nicht gelitten haben...“. Friedrich Annekes Briefe an Friedrich Hammacher. 1846-1859. Wuppertal 1998.
- Kiehnbaum, Erhard* (Hrsg.): „Bleib gesund, mein liebster Sohn Fritz...“. Mathilde Franziska Annekes Briefe an Friedrich Hammacher. 1846-1849. Berlin/Hamburg 2004.

- Kiehnbaum, Erhard* (Hrsg.): „Ich gestehe, die Herrschaft der fluchwürdigen ‚Demokratie‘ dieses Landes macht mich betrübt...“. Mathilde Franziska Annekes Briefe an Franziska und Friedrich Hammacher. 1860-1884. Berlin/Hamburg 2017.
- Koch, Christian Friedrich*: Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten. Berlin 1856.
- Koepfel, Adam*: Briefe vom 28.3.1847, 2.4.1847 und 23.4.1848. [Online unter: <https://www.auswanderung-rlp.de/?id=11269>; zuletzt abgerufen am: 4.11.2019].
- Kohlrausch, Heinrich Friedrich Theodor*: Die teutsche Geschichte. Dritte Abtheilung. Die teutschen Freiheitskriege von 1813, 1814 und 1815. 4. Aufl. Elberfeld 1815.
- Körner, Gustav*: Beleuchtung des Duden'schen Berichts über die westlichen Staaten Nordamerikas, von Amerika aus. Frankfurt am Main 1834.
- Körner, Gustav*: Das Deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Amerika. Cincinnati 1880.
- Kotulla, Michael* (Hrsg.): Das konstitutionelle Verfassungswerk Preußens (1848-1918). Berlin/Heidelberg 2003.
- Kuhlenhölter, Johann Otto*: Brief vom August 1851. [Online unter: <http://www.lippe-auswanderer.de/briefe/kuhlenhoelter.htm>; zuletzt abgerufen am: 14.5.2019].
- Leeson, Michael A.*: History of Saginaw County, Michigan. Chicago 1881.
- Leistriz, Ernst Gottlieb*. Brief vom 20.9.1847. [Online unter: <https://wolfgang-leistriz.jimdo.com/auswandererbrief-von-1847/>; zuletzt abgerufen am: 14.5.2019].
- Locke, John*: An Essay Concerning Humane Understanding. Aalen 1963 (zuerst 1690).
- Locke, John*: Two Treatises of Government. Cambridge 2005 (zuerst 1689).
- Luther, Martin*: Bibel, 2017. [Online unter: <https://www.bibleserver.com/bible/LUT>; zuletzt abgerufen am: 21.12.2019].
- Marx, Karl*: Ökonomisch-philosophische Manuskripte, in: Karl Marx - Friedrich Engels Werke. Bd. 40. Berlin (Ost) 1968 (zuerst 1844), S. 465–588.
- Marx, Karl*: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Kritik des Hegelschen Staatsrechts, in: Karl Marx - Friedrich Engels Werke. Bd. 1. Berlin (Ost) 1976, S. 203–333.
- Marx, Karl*: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Bd. 3. (= Karl Marx - Friedrich Engels Werke, Bd. 25). Berlin (Ost) 1983 (zuerst 1894).
- Marx, Karl/Engels, Friedrich*: Das Manifest der kommunistischen Partei, in: Karl Marx - Friedrich Engels Werke. Bd. 4. Berlin (Ost) 1977, S. 459–503.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich*: Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten. (= Karl Marx - Friedrich Engels Werke, Bd. 3). Berlin (Ost) 1978.
- Mill, John Stuart*: On liberty and the subjection of a women. London 2006 (zuerst 1859).
- Mohl, Robert*: Das Bundes-Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Erste Abtheilung: Verfassungs-Recht. Stuttgart/Tübingen 1824.
- Müller, Adam*: Elemente der Staatskunst. Berlin 1809.
- Murhard, Friedrich Wilhelm August*: Artikel „Amerikanische Revolution“, in: Carl von Rotteck/Carl Theodor Welcker (Hrsg.): Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. Bd. 9. Altona 1847, S. 614–653.
- Murhard, Friedrich Wilhelm August*: Artikel „Amerikanische Verfassung“, in: Carl von Rotteck/Carl Theodor Welcker (Hrsg.): Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. Bd. 9. Altona 1847, S. 653–728.

- Nacke, Karl* (Hrsg.): Pädagogischer Jahresbericht für Deutschlands Volksschullehrer. Siebenter Band. Leipzig 1853.
- National Park Service, Civil War Soldiers and Sailors System, M541 ROLL 26. Online: National Park Service. [Online unter: <http://www.itd.nps.gov/cwss>; zuletzt abgerufen am: 12.12.2019].
- O'Sullivan, John L.*: Annexation, in: *United States Magazine and Democratic Review* 17 (1845), July/August, S. 5–9.
- Protokolle der deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1832. Sitzung 1-24. Frankfurt am Main ohne Jahr.
- Protokolle der deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1832. Sitzung 25-48. Frankfurt am Main ohne Jahr.
- Prutz, Robert E.*: Vaterland oder Freiheit?, in: *Robert E. Prutz* (Hrsg.): *Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur*. Merseburg 1847, S. 64–105.
- Ranke, Leopold von*: Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, in: *Leopold von Ranke* (Hrsg.): *Sämtliche Werke*. Band 50. Leipzig 1887, S. 341-584.
- Ratzel, Friedrich*: Artikel „Gerstäcker, Friedrich“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Bd. 9. Leipzig 1879, S. 59–60.
- Rauschenbusch, August*: *Einige Anweisungen für Auswanderer nach den westlichen Staaten von Nordamerika und Reisebilder*. Elberfeld/Iserlohn 1848.
- Raveaux, Franz*: *Die Kölner Ereignisse vom 3. und 4. August nebst ihren Folgen. Übersicht-lich dargestellt*. Mannheim 1846.
- Reichenbach, Oskar von*: An die Garanten und Committees der deutschen Anleihe. Zeitungsartikel im digitalen Bestand der Universität Bonn. [Online unter: <http://digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnhans/content/pageview/4546051>; zuletzt abgerufen am: 10.12.2019].
- Reichstagsprotokoll der 25. Sitzung vom 4. und 5.12.1874, online: Bayerische Staatsbibliothek. [Online unter: https://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k2_bsb00018375_00540.html; zuletzt abgerufen am: 13.12.2019].
- Rotteck, Carl von*: *Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten für denkende Geschichtsfreunde*. Erster Band. 6. Aufl. Wiesbaden 1826 (zuerst 1813).
- Rotteck, Carl von*: Vorwort, in: *Carl von Rotteck/Carl Theodor Welcker* (Hrsg.): *Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der Staatswissenschaften*. Bd. 1. Altona 1834, S. VI–XXXII.
- Rotteck, Carl von*: Artikel „Freiheit“, in: *Carl von Rotteck/Carl Theodor Welcker* (Hrsg.): *Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der Staatswissenschaften*. Bd. 6. Altona 1838, S. 60–74.
- Rousseau, Jean-Jacques*: *Du Contrat Social; ou, Principes du droit politique*. Nouvelle édition. Paris 1791.
- Ruge, Arnold*: Selbstkritik des Liberalismus, in: *Arnold Ruge* (Hrsg.): *Gesammelte Schriften*. Band 3. Mannheim 1846, S. 76–116.
- Schafer, Joseph* (Hrsg.): *Intimate Letters of Carl Schurz*. 1841-1869. Madison 1928.
- Scheidler, Karl Hermann*: Artikel „Republik, platonische“, in: *Carl von Rotteck/Carl Theodor Welcker* (Hrsg.): *Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der Staatswissenschaften*. Bd. 13. Altona 1841, S. 690–714.
- Schenkendorf, Max von*: *Gedichte*. Stuttgart/Tübingen 1815.

- Schmidt, Friedrich*: Versuch über den politischen und moralischen Zustand der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika im Jahre 1821. Stuttgart/Tübingen 1822.
- Schurz, Carl*: Briefe an Fanny Chapman, online: Carl Schurz Sammlung der Universitäts- und Landesbibliothek Münster. [Online unter: <https://sammlungen.ulb.uni-muenster.de/nav/classification/4216056>; zuletzt abgerufen am: 10.12.2019].
- Schurz, Karl*: Der Studentencongreß zu Eisenach am 25. September 1848. Bonn 1848.
- Schurz, Carl*: Lebenserinnerungen. Bis zum Jahre 1852. Berlin 1906 Band II. Von 1852 bis 1870. Berlin 1907; Band III. Briefe und Lebensabriß. Berlin 1912.
- Schurz, Carl*: Douglas and Popular Sovereignty, in: *Frederic Bancroft* (Hrsg.): *Speeches, Correspondence and Political Papers of Carl Schurz*. Vol. 1. October 20, 1852 - November 26, 1870. New York/London 1913, S. 79–107.
- Schurz, Carl*: The Doom of Slavery, in: *Frederic Bancroft* (Hrsg.): *Speeches, Correspondence and Political Papers of Carl Schurz*. Vol. 1. October 20, 1852 - November 26, 1870. New York/London 1913, S. 122–160.
- Schurz, Carl*: True Americanism, in: *Frederic Bancroft* (Hrsg.): *Speeches, Correspondence and Political Papers of Carl Schurz*. Vol. 1. October 20, 1852 - November 26, 1870. New York/London 1913, S. 48–71.
- Schutter, Silke* (Hrsg.): Ein Auswanderinnenschicksal in Briefen und Dokumenten. Ein Beitrag zur Geschichte der westfälischen Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert (1827-1899). Warendorf 1989.
- Ségur, Louis-Philippe de*: Mémoires ou souvenirs et anecdotes. Drei Bände. Paris 1824-1826.
- Seward, William H.*: On the Irrepressible Conflict. Rede vom 25.10.1858, gehalten in der Corinthian Hall, Rochester, New York. [Online unter: https://en.wikisource.org/wiki/On_the_Irrepressible_Conflict; zuletzt abgerufen am: 21.11.2019].
- Sismondi, Jean Charles Léonard Simonde de*: Revue des efforts et des progrès des peuples dans les vingt-cinq dernières années. Paris 1825.
- Stanton, Elizabeth Cady/Anthony, Susan B.*: History of Woman Suffrage. Vol. 1. 1848-1861. New York 1881; Vol. 2. 1861-1876. Rochester/London/Paris 1887.
- Switzler, William*: History of Boone County. St. Louis 1882.
- Tabouillot, Mathilde von* (Hrsg.): Der Heimathgruß. Eine Pfingstgabe. Wesel 1840.
- Tabouillot, Mathilde von* (Hrsg.): Producte der Rothen Erde. Münster 1846.
- Taney, Roger B.*: Dred Scott vs Sandford, Opinion of the Court, 6.3.1857, online bei Teaching American History. [Online unter: <http://teachingamericanhistory.org/library/document/dred-scott-v-sandford/>; zuletzt abgerufen am: 15.11.2019].
- Tocqueville, Alexis de*: Über die Demokratie in Amerika. Stuttgart 1985 (zuerst englisch 1835/40).
- U.S. Bureau of Census* (Hrsg.): Historical statistics of the United States, colonial times to 1970. 2 Vols. Washington 1975.
- Unabhängigkeitserklärung der USA, Online: Nationalarchiv. [Online unter: <https://www.archives.gov/founding-docs/declaration-transcript>; zuletzt abgerufen am: 12.12.2019].
- Verfassung der USA. Online: Library of Congress. [Online unter: <https://www.loc.gov/resource/bdsdcc.c0801/?sp=2>; zuletzt abgerufen am: 05.11.2018].
- Verfassung des Königreichs Bayern vom 1.5.1808. Online: <http://www.verfassungen.de/by/verf08-i.htm>; zuletzt abgerufen am: 17.11.2019].

- Verfassung des Königreichs Westphalen vom 15.11.1807. Online: Portal Westfälische Geschichte des LWL. [Online unter: <https://www.lwl.org/westfaelische-geschichte/que/normal/que1073.pdf>; zuletzt abgerufen am: 17.11.2019].
- Verfassungsurkunde für das Großherzogtum Hessen vom 17.12.1820. Online: Digitale Sammlung "Verfassungsdokumente" der Universität Würzburg. [Online unter: <https://www.jura.uni-wuerzburg.de/lehrstuehle/dreier/verfassungsdokumente-von-der-magna-carta-bis-ins-20-jahrhundert/verfassung-des-grossherzogtums-hessen-17-dez-1820/>; zuletzt abgerufen am: 18.11.2019].
- Verfassungsurkunde für das Königreich Württemberg vom 25.9.1819. Online: Digitale Sammlung "Verfassungsdokumente" der Universität Würzburg. [Online unter: <https://www.jura.uni-wuerzburg.de/lehrstuehle/dreier/verfassungsdokumente-von-der-magna-carta-bis-ins-20-jahrhundert/verfassung-des-koenigreichs-wuerttemberg-25-sep-1819/>; zuletzt abgerufen am: 17.11.2019].
- Virginia Declaration of Rights. Final Draft, 1776. Online: http://www.gunstonhall.org/georgemason/human_rights/vdr_final.html; zuletzt abgerufen am: 05.11.2018].
- Vorwort der Redaction zum neunzehnten Jahrgang des „Lutheraner“, in: Der Lutheraner 19 (1862) 1, S. 1–3.
- Wagner, Maria*: Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten. Frankfurt am Main 1980.
- Walker, Francis A.* (Hrsg.): Ninth Census. Vol. 1. The Statistics of the Population of the United States. Washington 1872.
- Wehler, Hans-Ulrich* (Hrsg.): Friedrich Kapp. Vom radikalen Frühsozialisten des Vormärz zum liberalen Parteipolitiker des Bismarckreichs. Briefe 1843-1884. Frankfurt am Main 1969.
- Wikipedia: Statistik der jüdischen Bevölkerung in den USA basierend auf den Zensusberichten der USA. [Online unter: [https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_Juden_in_den_Vereinigten_Staaten#Statistik_der_j%C3%BCdischen_Bev%C3%B6lkerung_auf_dem_heutigen_Staatsgebiet_der_USA_\(1650-heute\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_Juden_in_den_Vereinigten_Staaten#Statistik_der_j%C3%BCdischen_Bev%C3%B6lkerung_auf_dem_heutigen_Staatsgebiet_der_USA_(1650-heute)); zuletzt abgerufen am: 13.12.2019].
- Wislicenus, Gustav Adolf*: Aus Amerika. Erstes Heft. Meine Reise nach Amerika, ihr Anlaß und ihr Verlauf. Leipzig 1854.
- Wislicenus, Gustav Adolf*: Aus Amerika. Zweites Heft. Leipzig 1854.

Literatur

- Adams, Willi Paul*: Republikanische Verfassung und bürgerliche Freiheit. Die Verfassungen und politischen Ideen der amerikanischen Revolution. Darmstadt/Neuwied 1973.
- Adams, Willi Paul*: Die USA vor 1900. München 2000.
- Adorno, Theodor W.*: Erziehung zur Mündigkeit, in: *Gerd Kadelbach* (Hrsg.): Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959-1969. Frankfurt am Main 1971, S. 133–147.
- Ahlstrom, Sydney E.*: A Religious History of the American People. New Haven/London 1972.

- Ahnert, Thomas*: The Atlantic Enlightenment and German Responses to the American Revolution, c. 1775-c.1800, in: *Francis D. Cogliano/Susan Manning* (Hrsg.): The Atlantic Enlightenment. Aldershot 2008, S. 97–111.
- Albrecht, Helga*: Rotteck, Welcker und das „Staats-Lexikon“, in: *Hans-Peter Becht/Ewald Grothe* (Hrsg.): Karl von Rotteck und Karl Theodor Welcker. Liberale Professoren, Politiker und Publizisten. Baden-Baden 2018, S. 141–156.
- Albrecht, Helga*: Verzeichnis der Artikel aller Auflagen des „Staats-Lexikons“, in: *Hans-Peter Becht/Ewald Grothe* (Hrsg.): Karl von Rotteck und Karl Theodor Welcker. Liberale Professoren, Politiker und Publizisten. Baden-Baden 2018, S. 157–212.
- Altmann, Tobias*: Artikel „Empathie“, in: *Markus Antonius Wirtz* (Hrsg.): Dorsch. Lexikon der Psychologie. Berlin 2014, S. 447.
- American Antiquarian Society*: The News Media and the Making of America, 1730-1865. News and the Civil War. [Online unter: <http://americanantiquarian.org/earlyamerican-newsmedia/exhibits/show/news-and-the-civil-war>; zuletzt abgerufen am: 12.12.2019].
- Angermann, Erich*: Artikel „Dahlmann, Friedrich“, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 3. Berlin 1957, S. 478–480.
- Angermann, Erich*: Robert von Mohl 1799-1875. Leben und Werk eines altliberalen Staatsgelehrten. Neuwied 1961.
- Aron, Stephen*: The Making of the First American West, in: *William Francis Deverell* (Hrsg.): A Companion to the American West. Malden 2004, S. 3–24.
- Aron, Stephen*: American Confluence. The Missouri Frontier from Borderland to Border State. Bloomington 2009.
- Artikel „Idee“, in: *Markus Antonius Wirtz* (Hrsg.): Dorsch. Lexikon der Psychologie. Berlin 2014, S. 724.
- Artikel „Konzeption“, in: *Markus Antonius Wirtz* (Hrsg.): Dorsch. Lexikon der Psychologie. Berlin 2014, S. 881.
- Artikel „Wirtschaftsantisemitismus“, in: *Wolfgang Benz* (Hrsg.): Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 3. Begriffe, Theorien, Ideologien. Berlin 2010, S. 346-348.
- Artikel „Wucherjude“, in: *Wolfgang Benz* (Hrsg.): Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 3. Begriffe, Theorien, Ideologien. Berlin 2010, S. 348-349.
- Atack, Jeremy/Bateman, Fred/Parker, William N.*: Northern Agriculture and the Westward Movement, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): The Cambridge Economic History of the United States. Vol. 2: The Long Nineteenth Century. Cambridge 2000, S. 285–328.
- Bade, Klaus J.*: Die deutsche überseeische Massenauswanderung im 19. Und frühen 20. Jahrhundert: Bestimmungsfaktoren und Entwicklungsbedingungen, in: *Klaus J. Bade* (Hrsg.): Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ostfildern 1984, S. 303–344.
- Banning, Lance*: Jeffersonian Ideology Revisited: Liberal and Classical Ideas in the New American Republic, in: *The William and Mary Quarterly* 43 (1986) 1, S. 3–19.
- Basch, Norma*: Framing American Divorce. Berkeley/Los Angeles/Lodon 1999.

- Bauer, Renate*: Artikel „Ronge, Johannes“, in: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 22. Berlin 2005, S. 27–28.
- Bawden, Timothy*: A Geographical Perspective on Nineteenth-Century German Immigration to Wisconsin, in: *Heike Bungert/Cora Lee Kluge/Robert C. Ostergren* (Hrsg.): *Wisconsin German Land and Life*. Madison 2006, S. 79–92.
- Benzler, Max*: *Lorentz Degenhard. Das leid- und schicksalsvolle Leben eines Sauerländers in den Vereinigten Staaten von Nordamerika*. Berlin 1924.
- Benzler, Max*: *Chronik der sauerländischen Familie Leisse in Hirschberg und Eversberg*. Wiesike 1925.
- Berens, John F.*: *Providence and Patriotism in Early America, 1640-1850*. Charlottesville 1978.
- Berg, Manfred*: *Geschichte der USA*. München, Berlin 2013.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas*: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. 18. Aufl. Frankfurt am Main 2001.
- Bergius, Rudolf Johannes Wilhelm*: Artikel „Begriff“, in: *Markus Antonius Wirtz* (Hrsg.): *Dorsch. Lexikon der Psychologie*. Berlin 2014, S. 249.
- Bergmann, Edda*: Artikel „Prutz, Robert“, in: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 20. Berlin 2001, S. 748–749.
- Bergquist, James M.*: *Daily life in immigrant America, 1820-1870. How the first great wave of immigrants made their way in America*. Chicago 2009.
- Berlin, Isaiah*: *Two Concepts of Liberty*, in: *Isaiah Berlin* (Hrsg.): *Four Essays on Liberty*. Oxford 1969, S. 119–172.
- Berner, Elisabeth*: *An Stoff gebricht's mir deshalb aber noch lange nicht... Mathilde Franziska Annekes Briefe an Friedrich Hammacher 1846-1849*, in: *Gisela Brandt* (Hrsg.): *Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs VII. Fallstudien zum Umgang von Frauen mit Sprache. Internationale Fachtagung Dresden 11.-14.9.2005*. Stuttgart 2006, S. 121–138.
- Besier, Gerhard/Lindemann, Gerhard*: *Im Namen der Freiheit. Die amerikanische Mission*. Göttingen 2006.
- Blackford, Mansel G.*: *History of Small Business in America*. Chapel Hill/London 2003.
- Blaschka-Eick, Simone*: *In die Neue Welt! Deutsche Auswanderer in drei Jahrhunderten*. 3. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2016.
- Blaschke, Monika*: „Deutsch-Amerika“ in Bedrängnis: Krise und Verfall einer „Bindestrichkultur“, in: *Klaus J. Bade* (Hrsg.): *Deutsche im Ausland - Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*. München 1993, S. 170–179.
- Blaschke, Olaf*: *Das 19. Jahrhundert: Ein Zweites Konfessionelles Zeitalter?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 26 (2000) 1, S. 38–75.
- Blickle, Peter*: *Von der Leibeigenschaft zu den Menschenrechten. Eine Geschichte der Freiheit in Deutschland*. 2. Aufl. München 2006.
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang*: *Staat, Gesellschaft, Freiheit. Studien zur Staatstheorie und zum Verfassungsrecht*. Frankfurt am Main 1976.
- Bogue, Allan G.*: *Frederick Jackson Turner Reconsidered*, in: *The History Teacher* 27 (1994) 2, S. 195–221.
- Bohn, Robert*: *Geschichte der Seefahrt*. München 2011.

- Bohrer, Karl Heinz*: Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität. München/Wien 1987.
- Boldt, Hans*: Deutsche Verfassungsgeschichte. Bd. 2. Von 1806 bis zur Gegenwart. 2. Aufl. München 1993.
- Boldt, Hans/Conze, Werner/Haverkate, Görg/Klippel, Diethelm/Koselleck, Reinhart*: Artikel „Staat und Souveränität“, in: *Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck* (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Band 6: St-Vert. Stuttgart 1990, S. 1–154.
- Born, Karl Erich*: Artikel „Gall, Ludwig“, in: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 6. Berlin 1964, S. 44–45.
- Borowsky, Peter*: Schlaglichter historischer Forschung. Studien zur deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Hamburg 2005.
- Borowsky, Peter*: Studenten in der deutschen Revolution 1848, in: *Rainer Hering/Rainer Nicolaysen* (Hrsg.): Schlaglichter historischer Forschung. Studien zur deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Hamburg 2005, S. 187–199.
- Botzenhart, Manfred*: Deutscher Parlamentarismus in der Revolutionszeit 1848–1850. Düsseldorf 1977.
- Boyer, Paul S.*: The Oxford companion to United States history. Oxford 2001.
- Bracher, Mark*: How to Teach for Social Justice: Lessons Form „Uncle Tom’s Cabin“ and Cognitive Science, in: *College English* 71 (2009) 4, S. 363–388.
- Braeuer, Walter*: Artikel „List, Friedrich“, in: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 14. Berlin 1985, S. 694–697.
- Brandt, Hartwig*: Die Verfassung des Königreichs Bayern von 1808, in: *Hartwig Brandt/Ewald Grothe* (Hrsg.): Rheinbündischer Konstitutionalismus. Frankfurt am Main 2007, S. 53–64.
- Brandt, Peter/Münger, Kurt*: Preußen, in: *Peter Brandt/Martin Kirsch/Arthur Schlegelmilch* (Hrsg.): Handbuch der europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel. Bd. 1: Um 1800. Bonn 2006, S. 785–851.
- Breckner, Roswitha*: Migrationserfahrung - Fremdheit - Biografie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa. 2. Aufl. Wiesbaden 2009.
- Breithaupt, Fritz*: Kulturen der Empathie. Frankfurt am Main 2009.
- Brenner, Peter J.*: Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in den deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts. Tübingen 1991.
- Bretting, Agnes*: Mit Bibel, Pflug und Büchse: deutsche Pioniere im kolonialen Amerika, in: *Klaus J. Bade* (Hrsg.): Deutsche im Ausland - Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart. München 1993, S. 135–148.
- Browning, Douglas*: The Feeling of Freedom, in: *Review of Metaphysics* 18 (1964) 1, S. 123–146.
- Brunner, Peter*: Nach Amerika. Die Geschichte der deutschen Auswanderung. München 2017.
- Buchheim, Thomas*: Unser Verlangen nach Freiheit. Kein Traum, sondern Drama mit Zukunft. Hamburg 2006.

- Bunn, Mike*: Artikel „Battle of Fort Blakely“, in: Encyclopedia of Alabama online. [Online unter: <http://www.encyclopediaofalabama.org/article/h-3718>; zuletzt abgerufen am: 12.12.2019].
- Bürge, Peter*: Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 50 (1976) 1, S. 281–297.
- Burnett, Robyn/Luebbering, Ken*: German Settlement in Missouri. New Land, Old Ways. Columbia, Mo 1996.
- Burnett, Robyn/Luebbering, Ken*: Immigrant Women in the Settlement of Missouri. Columbia, Mo 2010.
- Buschmeier, Matthias*: Der Philister als literaturwissenschaftliche Reflexionsfigur. Eichendorffs ‚Krieg den Philistern!‘ als Abgesang auf die Romantik, in: *Remigius Bunia/Till Dembeck/Georg Stanitzek* (Hrsg.): Philister. Problemgeschichte einer Sozialfigur der neueren deutschen Literatur. Berlin/Boston 2011, S. 337–356.
- Butter, Michael*: „Nichts ist, wie es scheint“. Über Verschwörungstheorien. Berlin 2018.
- Campbell, Mary Blaine*: Travel Writing and its Theory, in: *Peter Hulme/Tim Youngs* (Hrsg.): Cambridge Companion to Travel Writing. Cambridge 2002, S. 261–278.
- Carter, Ian*: Artikel „Positive and Negative Liberty. Online: Stanford Encyclopedia of Philosophie. [Online unter: <https://plato.stanford.edu/entries/liberty-positive-negative/>; zuletzt abgerufen am: 21.1.2019].
- Carver, Terrell/Blank, Daniel*: A Political History of the Editions of Marx and Engels’s “German Ideology Manuscripts”. New York 2014.
- Carwardine, Richard*: Methodists, Politics, and the Coming of the American Civil War, in: Church History 69 (2000) 3, S. 578–609.
- Carwardine, Richard*: Lincoln's Religion, in: *Eric Foner* (Hrsg.): Our Lincoln. New Perspectives on Lincoln and His World. New York/London 2008, S. 223–248.
- Chambers-Schiller, Lee Virginia*: Liberty, a Better Husband. Single Women in America. The Generations of 1780-1840. New Haven 1984.
- Cheeseman, Bruce S.* (Hrsg.): Maria von Blücher's Corpus Christi. Letters from the South Texas Frontier, 1849-1879. College Station 2002.
- Church, Robert L./Sedlak, Michael W.*: Education in the United States. An Interpretative History. New York 1976.
- Civilclub Münster, Internetseite. [Online unter: <https://www.civilclub-muenster.de/ueberuns.html>; zuletzt abgerufen am: 11.12.2019].
- Clark, Christopher*: Iron Kingdom. The Rise and Downfall of Prussia, 1600-1947. London 2006.
- Clifford, Geraldine Joncich*: Those good Gertrudes. A social history of women teachers in America. Baltimore 2014.
- Conze, Werner*: The Political Concept of Freedom in German History, in: *Joachim Zimmermann* (Hrsg.): Concepts of Freedom: 1776-1976. Twelve Essays by American and German Scholars to Commemorate the Bicentennial of the United States. Heidelberg 1977, S. 109–123.
- Conze, Werner/Dipper, Christof/Günther, Horst*: Artikel "Freiheit", in: *Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck* (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Band 2: E-G. Stuttgart 1979, S. 425–542.

- Cullen-DuPont, Kathryn*: The Encyclopedia of Women's History in America. New York 2000.
- Danbom, David B.*: The Young America Movement, in: Journal of the Illinois State Historical Society 67 (1974) 3, S. 294–306.
- Dandelion, Ben Pink*: The Quakers. A Very Short Introduction. Oxford 2008.
- Dath, Dietmar*: Artikel „So liberal war Marx“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.5.2018. [Online unter: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/jubilaeumsjahr-2018-so-liberal-war-marx-15574465.html>; zuletzt abgerufen am: 18.11.2019].
- Davis, R. W.*: Series Foreword, in: *R. W. Davis* (Hrsg.): The Origins of Modern Freedom in the West. Stanford 1995, S. VII–VIII.
- Depkat, Volker*: Amerikabilder in politischen Diskursen. Deutsche Zeitschriften von 1789 bis 1830. Stuttgart 1998.
- Depkat, Volker*: Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003) 3, S. 441–476.
- Deskins, Donald Richard/Walton, Hanes/C. Puckett, Sherman*: Presidential Elections. 1789–2008: County, State, and National Mapping of Election Data. Ann Arbor 2010.
- Dierksmeier, Claus*: Qualitative Freiheit. Selbstbestimmung in weltbürgerlicher Verantwortung. Bielefeld 2016.
- Dinnerstein, Leonard/Reimers, David M.*: Ethnic Americans. A History of Immigration. 4. Aufl. New York 1999.
- Dippel, Horst*: Artikel „Körner, Gustav“, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin 1979, S. 383–384.
- Dippel, Horst*: Die amerikanische Verfassung in Deutschland im 19. Jahrhundert. Goldbach 1994.
- Dobson, Miriam*: Letters, in: *Miriam Dobson/Benjamin Ziemann* (Hrsg.): Reading Primary Sources. The Interpretation of Texts from Nineteenth- and Twentieth-Century History. London 2009, S. 57–73.
- Dolan, Jay P.*: Catholicism and American Culture, in: *Amanda Porterfield* (Hrsg.): American Religious History. Malden 2002, S. 117–136.
- Dörner, Dietrich*: Artikel „Konzept“, in: *Markus Antonius Wirtz* (Hrsg.): Dorsch. Lexikon der Psychologie. Berlin 2014, S. 881.
- Draeger, Marianne/Draeger, Otto*: Die Carl Schurz Story. Vom deutschen Revolutionär zum amerikanischen Patrioten. Berlin 2006.
- DuBois, Ellen Carol*: Woman Suffrage and Women's Rights. New York 1998.
- DuVal, Kathleen*: Artikel „Borderlands“. Online: Oxford Bibliographies. [Online unter: <https://www.oxfordbibliographies.com/view/document/obo-9780199730414/obo-9780199730414-0010.xml>; zuletzt abgerufen am: 10.12.2019].
- Eckardt, Uwe*: Artikel „Rauschenbusch, August Christian Ernst“, in: *Friedrich Wilhelm Bautz/Traugott Bautz* (Hrsg.): Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL). Bd. 18. Herzberg 2001, Sp. 1174–1176.
- Ecker, Diana*: Der Freiheit kurzer Sommer. Auf Mathilde Franziska Annekes Spuren durch die pfälzisch-badische Revolution von 1849. Heidelberg/Ubstadt-Weiher/Basel 2012.
- Edwards, Rebecca*: New Spirits. Americans in the Gilded Age, 1860–1900. 2. Aufl. Oxford/New York 2011.

- Eisermann, David*: Crèvecoeur oder die Erfindung Amerikas. Ein literarischer Gründervater der Vereinigten Staaten. Rheinbach-Merzbach 1985.
- Emmerich, Alexander*: Die Geschichte der Deutschen in Amerika. Von 1680 bis zur Gegenwart. Augsburg 2012.
- Engel, Elisabeth*: Artikel „Hugo Wesendonck“, in: German Historical Institute (Hrsg.): Immigrant Entrepreneurship: German-American Business Biographies, 1720 to the Present. Online 2016. [Online unter: <https://www.immigrantentrepreneurship.org/entry.php?rec=278#h1>; zuletzt abgerufen am: 10.12.2019].
- Engerman, Stanley L.*: Slavery and its Consequences for the South in the Nineteenth Century, in: *Robert E. Gallman/St Stanley L. Engerman* (Hrsg.): The Cambridge Economic History of the United States. Vol. 2: The Long Nineteenth Century. Cambridge 2000, S. 329–366.
- Ernst, Fritz*: Fritz Hubert Boese und der Kronprinz, in: De Suerländer. Heimatkalender für das Kurkölnische Sauerland (1952), S. 152–155.
- Etges, Andreas*: Erziehung zur Gleichheit. Mathilde Franziska Annekes Töchter-Institut in Milwaukee und ihr Eintreten für Rechte der Frauen, in: Zeitschrift für Pädagogik 40 (1994) 6, S. 945–962.
- Euchner, Walter*: Freiheit, Eigentum und Herrschaft bei Hegel, in: *Ders.* (Hrsg.): Egoismus und Gemeinwohl. Studien zur Geschichte der bürgerlichen Philosophie. Frankfurt am Main 1973, S. 132–173.
- Fehrenbach, Elisabeth*: Vom Ancien Regime zum Wiener Kongress. München 2001.
- Feinberg, Joel*: Freedom and Liberty, in: *Edward Craig* (Hrsg.): Routledge Encyclopedia of Philosophy. New York 1998, S. 753–757.
- Finkelman, Paul*: Defending Slavery. Proslavery Thought in the Old South. A Brief History with Documents. Boston 2003.
- Fischer, David Hackett*: Liberty and Freedom. Oxford 2005.
- Fishlow, Albert*: Internal Transportation in the Nineteenth and Early Twentieth Centuries, in: *Robert E. Gallman/St Stanley L. Engerman* (Hrsg.): The Cambridge Economic History of the United States. Vol. 2: The Long Nineteenth Century. Cambridge 2000, S. 543–642.
- Foner, Philip S.*: History of the Labor Movement in the United States. 1: From Colonial Times to the Founding of the American Federation of Labor. New York 1982.
- Foner, Eric*: The Story of American freedom. New York/London 1998.
- Foner, Eric*: Reconstruction. America's Unfinished Revolution, 1863-1877. New York 2014.
- Foot, Shelby*: The Civil War: A Narrative. Vol. 3. Red River to Appomattox. New York 1986.
- Forschungsstelle Deutsche Auswanderer in den USA der Universität Oldenburg: 1848/49. Revolutionsflüchtlinge in den USA. [Online unter: <http://www.nausa.uni-oldenburg.de/1848/namen48b.htm>; zuletzt abgerufen am: 12.12.2019].
- Fraenkel, Ernst*: Amerika im Spiegel des deutschen politischen Denkens. Wiesbaden 1959.
- Frank, Gustav*: Artikel „Wislicenus, Gustav Adolf“, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 43. Leipzig 1898, S. 542–545.
- Frank, Karl Suso*: Artikel „Barfüßerorden“, in: *Walter Kasper* (Hrsg.): Lexikon für Theologie und Kirche. Band 2. Freiburg 1994, Sp. 4.

- Franken, Irene*: „Bleibt länger nicht die Betrogenen!“. Die demokratische Feministin Mathilde Franziska Anneke in Köln (1847-1849), in: *Fritz Bilz/Klaus Schmidt* (Hrsg.): Das war 'ne heiße Märzzeit. Revolution im Rheinland 1848/49. Köln 1998, S. 71–90.
- Freund, Marion*: Progressive Emanzipation - Bildungspolitische Innovation - Journalistisch-literarische Renovation. Mathilde Franziska Annekes Leben und Wirken in den USA, in: *Birgit Bublies-Godau/Anne Meyer-Eisenhut* (Hrsg.): Deutschland und die USA im Vor- und Nachmärz. Politik - Literatur - Wissenschaft. Bielefeld 2018, S. 207–234.
- Freyer, Tony A.*: Business Law and American Economic History, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): The Cambridge Economic History of the United States. Vol. 2: The Long Nineteenth Century. Cambridge 2000, S. 435–482.
- Friedli, Richard/Cancik-Lindemaier, Hildegard/Bosman, Hendrik/Söding, Thomas/Plathow, Michael/Avemarie, Friedrich/Dan, Joseph*: Artikel „Vorsehung“, in: *Hans Dieter Betz/Don S. Browning/Bernd Janowski/Eberhard Jüngel* (Hrsg.): Religion in Geschichte und Gegenwart. Band 8. T-Z. Tübingen 2005.
- Friedman, Lawrence M.*: A History of American Law. 3. Aufl. New York 2005.
- Friedrich, Martin*: Artikel „Wislicenus, Gustav Adolf“, in: *Friedrich Wilhelm Bautz/Traugott Bautz* (Hrsg.): Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL). Bd. 13. Herzberg 1998, Sp. 1424-1426.
- Fritzsche, Peter*: Specters of History: On Nostalgia, Exile, and Modernity, in: *American Historical Review* 106 (2001) 5, S. 1587–1618.
- Gall, Lothar*: Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft. München 1993.
- Gay, Peter*: Die Macht des Herzens. Das 19. Jahrhundert und die Erforschung des Ich. München 1999.
- Gebhardt, Manfred*: Mathilde Franziska Anneke. Madame, Soldat und Suffragette. Biografie. Berlin 1988.
- Geckeler, Horst*: Strukturelle Semantik und Wortfeldtheorie. München 1971.
- Gehrke, Hans-Joachim*: Artikel „Rache“, in: *Hubert Cancik/Helmuth Schneider* (Hrsg.): Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Band 10: Pol-Sal. Stuttgart/Weimar 2001, Sp. 745–747.
- Geiger, Rudolf*: Der deutsche Amerikaner. Carl Schurz - Vom deutschen Revolutionär zum amerikanischen Staatsmann. Gernsbach 2007.
- Gerber, David A.*: Authors of Their Lives. The Personal Correspondence of British Immigrants to North America in the Nineteenth Century. New York 2008.
- Gerstein, Barbara*: Artikel „Gerstein, Karl“, in: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 6. Berlin 1964, S. 324–325.
- Ginzberg, Lori D.*: Cady Stanton: An American Life. New York 2009.
- Glaze, Robert*: Artikel „Battle of Decatur“. Online: Encyclopedia of Alabama. [Online unter: <http://www.encyclopediaofalabama.org/article/h-2580>; zuletzt abgerufen am: 9.11.2017].
- Gmür, Rudolf/Roth, Andreas*: Grundriss der deutschen Rechtsgeschichte. 14. Aufl. München 2014.
- Goetze, Dieter/Kornelius, Joachim*: Wortfelder aus bemessenen Ordnungen. Ein empirischer Beitrag zur Wortfeldforschung. Trier 1984.

- Goering, D. Timothy*: Einleitung. Ideen- und Geistesgeschichte in Deutschland – eine Standortbestimmung, in: *Ders.* (Hrsg.): *Ideengeschichte heute. Traditionen und Perspektiven*. Bielefeld 2017, S. 7–54.
- Götz, Irene/Löffler, Klara/Speckle, Birgit*: Briefe als Medium der Alltagskommunikation. Eine Skizze zu ihrer kontextorientierten Auswertung, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 89 (1993) 2, S. 165–183.
- Graewe, Richard*: *Freie, Freigut, Freistuhl in den ehemaligen Liegenschaften Hülscheid und Lüdenscheid*. Lüdenscheid 1927.
- Grafton, Anthony*: The History of Ideas. Precept and Practice, 1950–2000 and Beyond, in: *Journal of the History of Ideas* 67 (2006) 1, S. 1–32.
- Groh, Andreas*: *Die Gesellschaftskritik der politischen Romantik. Eine Neubewertung ihrer Auseinandersetzung mit den Vorboten von Industrialisierung und Modernisierung*. Bochum 2004.
- Grothe, Ewald*: *Verfassungsgebung und Verfassungskonflikt: Das Kurfürstentum Hessen in der ersten Ära Hassenpflug 1830-1837*. Berlin 1996.
- Grothe, Ewald*: Die Verfassung der Königreichs Westphalen von 1807, in: *Hartwig Brandt/Ewald Grothe* (Hrsg.): *Rheinbündischer Konstitutionalismus*. Frankfurt am Main 2007, S. 31–52.
- Grothe, Ewald*: Die deutschen Staaten der zweiten Konstitutionalisierungswelle, in: *Werner Daum* (Hrsg.): *Handbuch der europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel*. Bd. 2: 1815-1847. Bonn 2012, S. 879–926.
- Hamann, Christof*: Von der Familie zur Kolonialmacht. Die USA und Deutschland in Familienzeitschriften vor der Reichsgründung, in: *Christof Hamann/Ute Gerhard/Walter Grünzweig* (Hrsg.): *Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848. Migration - kultureller Austausch - frühe Globalisierung*. Bielefeld 2009, S. 83–104.
- Handlin, Oscar/Handlin, Lilian*: *Liberty and Power 1600-1760*. New York 1986.
- Handlin, Oscar/Handlin, Lilian*: *Liberty in Expansion: 1760-1850*. New York 1989.
- Handlin, Oscar/Handlin, Lilian*: *Liberty in Peril: 1850-1920*. New York 1992.
- Hanley, Ryan Patrick*: The Eighteenth-Century Context of Sympathy from Spinoza to Kant, in: *Eric Schliesser* (Hrsg.): *Sympathy. A history*. Oxford/New York 2015, S. 171–198.
- Hanschke, Annette*: Frauen und Scheidung im Vormärz: Mathilde Franziska Anneke. Ein Beitrag zum Scheidungsrecht und zur Scheidungswirklichkeit von Frauen im landrechtlichen Preußen, in: *Geschichte in Köln. Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte* 34 (1993) 1, S. 67-98.
- Harris, William C.*: *Lincoln's Rise to the Presidency*. Lawrence 2007.
- Harzig, Christiane*: *Familie, Arbeit und weibliche Öffentlichkeit in einer Einwanderungsstadt: Deutschamerikanerinnen in Chicago um die Jahrhundertwende*. St. Katharinen 1991.
- Hasubek, Peter*: Georg Herwegh. Gedichte und Prosa. Ein Essay, in: *Peter Hasubek* (Hrsg.): *Vom Biedermeier zum Vormärz. Beiträge zur deutschen Literatur zwischen 1820 und 1850*. Frankfurt am Main 1996, S. 289–301.
- Haynes, Stephen R.*: *Noah's Curse: The Biblical Justification of American Slavery*. Oxford/New York 2002.
- Heid, Ludger*: *Kleine Geschichte der Stadt Duisburg*. Duisburg 1996.
- Heideking, Jürgen/Mauch, Christof*: *Geschichte der USA*. 6. Aufl. Tübingen 2008.

- Hein, Dieter*: Die Revolution von 1848/49. München 1998.
- Hippel, Wolfgang von*: Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert. 1. Aufl. Stuttgart 1984.
- Hoberg, Rudolf*: Die Lehre vom sprachlichen Feld. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Methodik und Anwendung. 2. Aufl. Düsseldorf 1973.
- Hochgeschwender, Michael*: Amerikanische Religion. Evangelikalismus, Pfingstlertum und Fundamentalismus. Frankfurt am Main 2007.
- Hochgeschwender, Michael*: Der amerikanische Bürgerkrieg. 2. Aufl. München 2013.
- Hockamp, Karin*: „Von vielem Geist und großer Herzensgüte“. Mathilde Franziska Anneke (1817-1884). 2. Aufl. Sprockhövel 2010.
- Hockamp, Karin/Korngiebel, Wilfried*: Übersicht „Mathilde Franziska Anneke – Stationen ihres Lebens“, in: *Karin Hockamp/Wilfried Korngiebel/Susanne Slobodzian* (Hrsg.): „Die Vernunft befiehlt uns, frei zu sein!“ Mathilde Franziska Anneke (1817-1884) - Demokratin, Frauenrechtlerin, Schriftstellerin. Beiträge der wissenschaftlichen Tagung zu ihrem 200. Geburtstag am 28. April 2017 in Sprockhövel. Münster 2018, S. 12–14.
- Hockamp, Karin/Korngiebel, Wilfried/Slobodzian, Susanne* (Hrsg.): „Die Vernunft befiehlt uns, frei zu sein!“ Mathilde Franziska Anneke (1817-1884) - Demokratin, Frauenrechtlerin, Schriftstellerin. Beiträge der wissenschaftlichen Tagung zu ihrem 200. Geburtstag am 28. April 2017 in Sprockhövel. Münster 2018.
- Höffe, Otfried*: Kritik der Freiheit. München 2015.
- Howe, Daniel Walker*: What hath God Wrought. The transformation of America, 1815-1848. New York 2007.
- Hundt, Irina*: Leben und Werk von Mathilde Franziska Anneke (1817-1884). Zum Forschungsstand seit 2000 und zu Forschungsperspektiven, in: *Karin Hockamp/Wilfried Korngiebel/Susanne Slobodzian* (Hrsg.): „Die Vernunft befiehlt uns, frei zu sein!“ Mathilde Franziska Anneke (1817-1884) - Demokratin, Frauenrechtlerin, Schriftstellerin. Beiträge der wissenschaftlichen Tagung zu ihrem 200. Geburtstag am 28. April 2017 in Sprockhövel. Münster 2018, S. 35–58.
- Hunt, Lynn*: Inventing Human Rights. A History. New York/London 2008.
- Husserl, Edmund*: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie, in: *Walter Biemel* (Hrsg.): Husserliana. Edmund Husserl. Gesammelte Werke. Band VI. Den Haag 1954 (in Teilen zuerst veröffentlicht 1936, in Teilen vorher unveröffentlicht).
- Husserl, Edmund*: Husserliana. Edmund Husserl. Gesammelte Werke. Band VI. Den Haag 1954.
- Ipsen, Gunther*: Der neue Sprachbegriff, in: *Lothar Schmidt* (Hrsg.): Wortfeldforschung. Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes. Darmstadt 1973 (zuerst 1932), S. 55–77.
- Irrlitz, Gerd*: Kant-Handbuch. Leben und Werk. Stuttgart 2002.
- Jackson Turner, Frederick*: The Frontier in American History. New York 1921.
- Jacob Davis His Life and Contributions. Online: Website von Levi Strauss. [Online unter: <http://levistrauss.com/wp-content/uploads/2014/01/Jacob-Davis-His-Life-and-Contributions1.pdf>; zuletzt abgerufen am: 10.12.2019].

- Jaeschke, Walter*: Zur Genealogie des deutschen Idealismus. Konstitutionsgeschichtliche Bemerkungen in methodologischer Absicht, in: *Andreas Arndt/Walter Jaeschke* (Hrsg.): *Materialismus und Spiritualismus. Philosophie und Wissenschaften nach 1848*. Hamburg 2000, S. 219–234.
- Jameson, Elizabeth*: Bringing It All Back Home: Rethinking the History of Women and the Nineteenth-Century West, in: *William Francis Deverell* (Hrsg.): *A Companion to the American West*. Malden 2004, S. 179–199.
- Jeismann, Michael*: *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918*. Stuttgart 1992.
- Kammen, Michael G.*: *Spheres of liberty. Changing perceptions of liberty in American culture*. Jackson 2001.
- Kamphoefner, Walter D.*: „Entwurzelt“ oder „verpflanzt“? Zur Bedeutung der Kettenwanderung für die Einwandererakkulturation in Amerika, in: *Klaus J. Bade* (Hrsg.): *Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts*. Ostfildern 1984, S. 321–349.
- Kamphoefner, Walter D.*: *The Westfalians. From Germany to Missouri*. Princeton/New Jersey 1987.
- Kamphoefner, Walter D.*: Die deutsche Auswanderung in die USA, in: *Wolfgang J. Helbich* (Hrsg.): *Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt, 1830 - 1930*. München 1988, S. 11–31.
- Kamphoefner, Walter D.*: German Emigration Research, North, South, and East: Findings, Methods, and Open Questions, in: *Dirk Hoerder/Jörg Nagler* (Hrsg.): *People in Transit. German Migrations in Comparative Perspective, 1820-1930*. Cambridge 2002, S. 19–33.
- Kawaguchi, Lesley Ann*: Diverging Political Affiliations and Ethnic Perspectives: Philadelphia Germans and Antebellum Politics, in: *Journal of American Ethnic History* 13 (1994) 2, S. 3–29.
- Keil, Hartmut*: Artikel „Schurz, Carl“, in: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 23. Berlin 2007, S. 763–764.
- Keßler, Walter*: *Carl Schurz. Kampf, Exil und Karriere*. Köln 2006.
- Kill, Susanne*: *Das Bürgertum in Münster 1770-1870. Bürgerliche Selbstbestimmung im Spannungsfeld von Kirche und Staat*. München 2001.
- Kleemann, Frank/Krähnke, Uwe/Matuschek, Ingo*: *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung in die Praxis des Interpretierens*. 2. Aufl. Wiesbaden 2013.
- Knappig, Franz*: Idealismus als Metaphysik der Freiheit: Hegel und Brandom, in: *Internationales Jahrbuch des Idealismus* 9 (2011), S. 215–244.
- Kocka, Jürgen*: *Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft*. Stuttgart 2004.
- Kocka, Jürgen*: The Idea of Freedom in German History. Comment on the Seventeenth Annual Lecture of the GHI, November 20, 2003, in: *GHI Bulletin* 34 (2004). [Online unter: https://www.ghi-dc.org/fileadmin/user_upload/GHI_Washington/Publications/Bulletin34/34.41.pdf; zuletzt abgerufen am: 15.11.2019], S. 41–47.
- Kocka, Jürgen*: *Geschichte des Kapitalismus*. München 2013.
- Konersmann, Ralf*: *Der Schleier des Timanthes. Perspektiven der historischen Semantik*. Frankfurt am Main 1994.

- Korngiebel, Wilfried*: Die Neue Rheinische Zeitung und die Neue Kölnische Zeitung 1848/49. Zwei Organe der Demokratie - zwei Publikumsprojekte, in: *Karin Hockamp/Wilfried Korngiebel/Susanne Slobodzian* (Hrsg.): „Die Vernunft befiehlt uns, frei zu sein!“ Mathilde Franziska Anneke (1817-1884) - Demokratin, Frauenrechtlerin, Schriftstellerin. Beiträge der wissenschaftlichen Tagung zu ihrem 200. Geburtstag am 28. April 2017 in Sprockhövel. Münster 2018, S. 59–84.
- Koselleck, Reinhart*: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1992.
- Koselleck, Reinhart*: *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. 3. Aufl. Frankfurt am Main 2016.
- Koselleck, Reinhart*: *Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848*. München 1989 (zuerst 1967).
- Koselleck, Reinhart*: *Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte*, in: *Ders.* (Hrsg.): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main 1992, S. 107–129.
- Koselleck, Reinhart*: „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ - zwei historische Kategorien, in: *Reinhart Koselleck* (Hrsg.): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main 1992, S. 349–375.
- Koselleck, Reinhart*: *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Frankfurt am Main 2000.
- Koselleck, Reinhart*: *Sozialgeschichte und Begriffsgeschichte*, in: *Ders.* (Hrsg.): *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt am Main 2016 (zuerst 1986), S. 9–31.
- Koselleck, Reinhart*: *Stichwort: Begriffsgeschichte*, in: *Ders.* (Hrsg.): *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt am Main 2016, S. 99–102.
- Kraus, Hans-Christof*: *Freiheitskriege als heilige Kriege, 1792-1815*, in: *Klaus Schreiner/Elisabeth Müller-Luckner* (Hrsg.): *Heilige Kriege. Religiöse Begründungen militärischer Gewaltanwendung: Judentum, Christentum und Islam im Vergleich*. München 2008, S. 193–218.
- Krieger, Leonard*: *The German idea of freedom. History of political tradition*. Chicago 1972.
- Krings, Hermann*: *Artikel „Freiheit“*, in: *Hermann Krings/Hans Michael Baumgartner/Christoph Wild* (Hrsg.): *Handbuch philosophischer Grundbegriffe. Studienausgabe Bd. 2. Dialektik - Gesellschaft*. München 1973, S. 493–510.
- Lamoreaux, Naomi R.*: *Entrepreneurship, Business Organization, and Economic Concentration*, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): *The Cambridge Economic History of the United States. Vol. 2: The Long Nineteenth Century*. Cambridge 2000, S. 403–434.
- Lamoreaux, Naomi R./Raff, Daniel M. G./Temin, Peter*: *Beyond Markets and Hierarchies: Toward a New Synthesis of American Business History*, in: *American Historical Review* 108 (2003) 2, S. 404–433.
- Landauer, Carl*: *Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika*. Carl Landauer. Stuttgart 1981.
- Langewiesche, Dieter*: *Liberalismus in Deutschland*. Frankfurt am Main 1988.
- Lanzoni, Susan Marie*: *Empathy. A History*. New Haven/London 2018.
- Larkin, Jack*: *The Reshaping of Everyday Life. 1790-1840*. New York 1988.

- Larson, T. A.: Woman Suffrage in Wyoming, in: *The Pacific Northwest Quarterly* 56 (1965) 2, S. 49–62.
- Lebergott, Stanley: Wage Trends, 1800-1900, in: *The Conference on Research in Income and Wealth* (Hrsg.): *Trends in the American Economy in the Nineteenth Century*. Princeton 1960, S. 449–500.
- Lenger, Friedrich: *Industrielle Revolution und Nationalstaatsgründung*. Stuttgart 2005.
- Lenz, Fritz: Artikel „Gerstäcker, Friedrich“, in: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 6. Berlin 1964, S. 323–324.
- Leonhard, Jörn: *Liberalismus. Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters*. München 2001.
- Lepsius, Rainer M.: Zur Soziologie des Bürgertums und der Bürgerlichkeit, in: *Jürgen Kocka* (Hrsg.): *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*. Göttingen 1987, S. 79–100.
- Leser, Emanuel: Artikel „List, Friedrich“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Bd. 18. Leipzig 1883, S. 761–774.
- Lewis, David Rich: Native Americans in the Nineteenth-Century American West, in: *William Francis Deverell* (Hrsg.): *A Companion to the American West*. Malden 2004, S. 143–161.
- Liebmann, Edgar: Das Alte Reich und der napoleonische Rheinbund, in: *Peter Brandt/Martin Kirsch/Arthur Schlegelmilch* (Hrsg.): *Handbuch der europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel*. Bd. 1: Um 1800. Bonn 2006, S. 640–683.
- Lincoln, Abraham/Douglas, Stephen: First Debate vom 21.8.1858 in Ottawa, Illinois. [Online unter: <https://www.nps.gov/liho/learn/historyculture/debate1.htm> 15.11.2019].
- Löbe, William: Artikel „Gall, Ludwig“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Bd. 8. Leipzig 1878, S. 316–317.
- Lotzenburger, Markus: *Die Grundrechte in den deutschen Verfassungen des 19. Jahrhunderts*. Düsseldorf 2015.
- Lutz-Esche, Carolin: *Das Bild Amerikas in der deutschen Literatur von 1770-1800*. Dissertation. Hamburg 1995.
- MacCallum Jr., Gerald C.: Negative and Positive Freedom, in: *The Philosophical Review* 76 (1967) 3, S. 312-344.
- Mannheim, Karl: *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus*. Darmstadt 1958 (zuerst 1935).
- Mar, Raymond A./Oatley, Keith/Peterson, Jordan B.: Exploring the Link Between Reading Fiction and Empathy: Ruling Out Individual Differences and Examining Outcomes, in: *Communications* 34 (2009) 4, S. 407–428.
- Margo, Robert A.: The Labor Force in the Nineteenth Century, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): *The Cambridge Economic History of the United States*. Vol. 2: *The Long Nineteenth Century*. Cambridge 2000, S. 207–244.
- Marienstraß, Elise: Artikel „Liberty“, in: *Jack P. Greene/J. R. Pole* (Hrsg.): *A Companion to the American Revolution*. Malden 2000, S. 627–632.
- Markman, Marsha (Hrsg.): *The American Journey. United States History Through Letters and Diaries*. St. James 2003.
- Matt, Susan J.: *Homesickness. An American History*. New York 2011.
- Matthaei, Julie E.: *An Economic History of Women in America*. New York/Brighton 1982.

- Maurer, Michael*: Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680-1815). Göttingen 1996.
- McCandless, Perry*: A History of Missouri. Vol. 2: 1820 to 1860. Columbia 1972.
- McClelland, Richard T.*: The Pleasures of Revenge, in: *The Journal of Mind and Behavior* 31 (2010) 3/4, S. 195–236.
- McGreevy, John T.*: American Jesuits and the World. How an Embattled Religious Order Made Modern Catholicism Global. Princeton 2016.
- McIntire, C.*: Artikel „Free Will and Predestination“, in: *Mircea Eliade* (Hrsg.): *The Encyclopedia of Religion*. New York/London 1987, S. 427–429.
- McKnight, Joseph W.*: Artikel „Separate Property Law“, in: *Handbook of Texas online*. [Online unter: <https://tshaonline.org/handbook/online/articles/mls01>; zuletzt abgerufen am: 14.5.2019].
- McPherson, James M.*: *Battle Cry of Freedom. The Civil War era*. Oxford 2003.
- Mead, Sydney E.*: *Das Christentum in Nordamerika. Glaube und Religionsfreiheit in vier Jahrhunderten*. Göttingen 1987.
- Medick, Hans*: *Naturzustand und Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft*. Göttingen 1973.
- Meier, Christian*: Ein antikes Äquivalent des Fortschrittsgedankens: Das „Könnens-Bewußtsein“ des 5. Jahrhunderts v. Chr., in: *Historische Zeitschrift* 226 (1978) 2, S. 265–316.
- Mesenhöller, Peter*: Der Auswandererbrief. Bedingungen und Typik schriftlicher Kommunikation im Auswanderungsprozeß, in: *Peter Assion* (Hrsg.): *Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung*. Marburg 1985, S. 111–124.
- Meyer, Manfred*: *Freiheit und Macht. Studien zum Nationalismus süddeutscher, insbesondere badischer Liberaler*. Frankfurt a. M. 1994.
- Middlekauff, Robert*: Rezension zu John F. Berens: *Providence and Patriotism in Early America, 1640–1815*, in: *The American Historical Review* 84 (1979) 5, S. 1471.
- Middlekauff, Robert*: *The Glorious Cause. The American Revolution, 1763-1789*. 2. Aufl. Oxford 2007.
- Mieck, Ilja*: Preußen von 1807 bis 1850. Reformen, Restauration und Revolution, in: *Otto Büsch* (Hrsg.): *Handbuch der Preußischen Geschichte*. Bd. 2: Das 19. Jahrhundert und große Themen der Geschichte Preußens. Berlin 2012, S. 3–292.
- Mikus, Birgit*: Mathilde Franziska Anneke und ihre Texte - Menschenrechte literarisch, in: *Karin Hockamp/Wilfried Korngiebel/Susanne Slobodzian* (Hrsg.): „Die Vernunft befiehlt uns, frei zu sein!“ Mathilde Franziska Anneke (1817-1884) - Demokratin, Frauenrechtlerin, Schriftstellerin. Beiträge der wissenschaftlichen Tagung zu ihrem 200. Geburtstag am 28. April 2017 in Sprockhövel. Münster 2018, S. 101–123.
- Miller, Robert Ryal*: *Mexico: A History*. Norman 1985.
- Miller, Randall M.*: Catholic Religion, Irish Ethnicity, and the Civil War, in: *Randall M. Miller/Harry S. Stout/Charles Reagan Wilson* (Hrsg.): *Religion and the American Civil War*. New York/Oxford 1998, S. 261–296.
- Mills, James*: *History of Saginaw County, Michigan: historical, commercial, biographical*. Vol. 2. Saginaw 1918.
- Mohr, Georg*: Recht und Staat bei Fichte, in: *Hans Jörg Sandkühler* (Hrsg.): *Handbuch Deutscher Idealismus*. Stuttgart/Weimar 2005, S. 187–194.

- Möller, Frank*: Die lokale Einheit der bürgerlichen Bewegung bis 1848, in: *Lothar Gall* (Hrsg.): Stadt und Bürgertum im Übergang von der traditionellen zur modernen Gesellschaft. München 1993, S. 319–412.
- Mosse, George L.*: Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit. Frankfurt am Main 1997.
- Müller, Frank Lorenz*: Die Revolution von 1848/49. Darmstadt 2002.
- Müller, Ernst/Schmieder, Falko*: Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium. Berlin 2016.
- Nagel, Daniel*: Von republikanischen Deutschen zu deutsch-amerikanischen Republikanern. Ein Beitrag zum Identitätswandel der deutschen Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten 1850-1861. St. Ingbert 2012.
- Nagler, Jörg*: Artikel „Münch, Friedrich“, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 18. Berlin 1997, S. 518–519.
- Nagler, Jörg*: Abraham Lincoln, in: *Jürgen Heideking* (Hrsg.): Die amerikanischen Präsidenten. 42 historische Portraits von George Washington bis George W. Bush. München 2002, S. 176–193.
- Nahrstedt, Wolfgang*: Die Entstehung des Freiheitsbegriffs der Freizeit. Zur Genese einer grundlegenden Kategorie der modernen Industriegesellschaften (1755-1826), in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 60 (1973), S. 311–342.
- Nickisch, Reinhard M. G.*: Brief. Stuttgart 1991.
- Nipperdey, Thomas*: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 2013.
- Nipperdey, Thomas*: Deutsche Geschichte 1866-1918. Band I. Arbeitswelt und Bürgergeist. Band II. Machtstaat vor der Demokratie. München 2013.
- Noll, Mark A.*: The Bible and Slavery, in: *Randall M. Miller/Harry S. Stout/Charles Reagan Wilson* (Hrsg.): Religion and the American Civil War. New York/Oxford 1998, S. 43–73.
- Nolte, Paul*: Gemeindebürgertum und Liberalismus in Baden 1800-1850. Tradition - Radikalismus - Republik. Göttingen 1994.
- Nolte, Paul*: Freiheit in der Bürgergesellschaft, in: Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit (Hrsg.): 4. Berliner Rede zur Freiheit. Potsdam 2010, S. 12–35.
- Nuzzo, Angelica*: The standpoint of morality in Adam Smith and Hegel, in: The Adam Smith Review 5 (2010) The Philosophy of Adam Smith. Essays Commemorating the 250th Anniversary of the Theory of Moral Sentiments. hrsg. von Vivienne Brown und Samuel Fleischacker, S. 37–56.
- Oestreich, Gerhard*: Geschichte der Menschenrechte und Grundfreiheiten im Umriß. Berlin 1978.
- Oltmer, Jochen*: Globale Migration. München 2012.
- Oltmer, Jochen*: Migration im 19. und 20. Jahrhundert. 2. Aufl. München 2013.
- Osterhammel, Jürgen*: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. Bonn 2010.
- Ostwald, Thomas*: Friedrich Gerstäcker. Leben und Werk - Biographie eines Ruhelosen. 3. Aufl. Braunschweig 2010.

- Packer, Barbara L.*: Romanticism, in: *Joel Myerson/Sandra Harbert Petruionis/Laura Dassow Walls* (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Transcendentalism*. Oxford/New York 2010, S. 84–101.
- Padberg, Magdalena*: *Als wir preussisch wurden. Das Sauerland 1816-1849*. Fredeburg 1982.
- Paletschek, Sylvia*: Sozialgeschichte der Frauen in Hamburg im revolutionären Zeitalter (1840er und 1850er Jahre), in: *Barbara Vogel/Ulrike Weckel* (Hrsg.): *Frauen in der Ständegesellschaft. Leben und Arbeiten in der Stadt vom späten Mittelalter bis zur Neuzeit*. Hamburg 1991, S. 285–306.
- Parrish, William E.*: *A History of Missouri*. Vol. 3: 1860 to 1875. Columbia/London 2001.
- Paul, Roland* (Hrsg.): „Hier hat man ein viel besseres Leben wie in Deutschland“. Briefe pfälzischer Auswanderer aus Nordamerika (1733-1899). Kaiserslautern 2008.
- Paul, Heike*: *Kulturkontakt und Racial Presences. Afro-Amerikaner und die deutsche Amerika-Literatur 1815-1914*. Heidelberg 2006.
- Peters, Rolf*: Eine heimliche Auswanderung. „Was hätte ich wohl in der Alf erreichen können, der wilde unbändige arme Nagelschmieds Sohn“, in: *Jahrbuch für den Kreis Cochem-Zell* 2008, S. 44–46.
- Phillips, Jerry/Ladd, Andrew*: *Romanticism and Transcendentalism (1800-1860)*. New York 2006.
- Pickle, Linda S.*: Stereotypes and Reality. Nineteenth-Century German Women in Missouri, in: *Missouri Historical Review* 79 (1985) 3, S. 291–312.
- Pickle, Linda S.*: *Contented Among Strangers. Rural German Speaking Women and Their Families in the Nineteenth Century Midwest*. Urbana 1996.
- Pickle, Linda S.*: German-Speaking Women in 19th Century Missouri, in: *Gary R. Kremer/LeeAnn Whites/Mary Neth* (Hrsg.): *Women in Missouri history. In search of power and influence*. Columbia 2004, S. 45–63.
- Plaß, Uwe*: Überseeische Massenmigration zwischen politischem Desinteresse und Staatsintervention, in: *Jürger Oltmer* (Hrsg.): *Handbuch Staat und Migration in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert*. Berlin/Boston 2016, S. 291–316.
- Pokorný, Petr/Heckel, Ulrich*: *Einführung in das Neue Testament. Seine Literatur und Theologie im Überblick*. Tübingen 2007.
- Pole, J. R.*: Artikel „Equality“, in: *Jack P. Greene/J. R. Pole* (Hrsg.): *A Companion to the American Revolution*. Malden 2000, S. 633–637.
- Pope, Clayne*: Inequality in the Nineteenth Century, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): *The Cambridge Economic History of the United States*. Vol. 2: *The Long Nineteenth Century*. Cambridge 2000, S. 109–142.
- Pries, Ludger*: Florian W. Znaniecki und William I. Thomas „The Polish Peasant in Europe and America“. Eine Grundlegung der Soziologie und der Migrationsforschung, in: *Julia Reuter/Paul Mecheril* (Hrsg.): *Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Pionierstudien und Referenztheorien*. Wiesbaden 2015, S. 11–29.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika*: *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 3. Aufl. München 2010.
- Pylant, James*: In Search of the Black Dutch, in: *American Genealogy Magazine* 12 (1997) 1, S. 11–30.
- Raeithel, Gert*: *Geschichte der nordamerikanischen Kultur*. Bd. 1: *Vom Puritanismus bis zum Bürgerkrieg (1600-1860)*. Frankfurt a. M. 1995.

- Recki, Birgit*: Freiheit. Wien 2009.
- Reginster, Bernard*: Sympathy in Schopenhauer and Nietzsche, in: *Eric Schliesser* (Hrsg.): Sympathy. A history. Oxford/New York 2015, S. 254–285.
- Reinalter, Helmut*: Artikel „Ruge, Arnold“, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 22. Berlin 2005, S. 236–238.
- Reisende Sommer-Republik/Stadtarchiv Gießen (Hrsg.): Aufbruch in die Utopie. Bremen 2013.
- Reppmann, Joachim*: Freedom, Education and Well-Being for all. North Americans in the USA 1847-1860. Carlisle 1999.
- Reuning, Karl*: Die Feldtheorie, in: *Lothar Schmidt* (Hrsg.): Wortfeldforschung. Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes. Darmstadt 1973 (zuerst 1941), S. 226–277.
- Ribhegge, Wilhelm*: Preußen im Westen. Kampf um den Parlamentarismus in Rheinland und Westfalen 1789-1947. Münster 2008.
- Richards-Wilson, Stephani*: Mathilde Franziska Anneke (1817-1884): Social Entrepreneur and Suffragette, in: GHI Bulletin Supplement 12 (2016). [Online unter: https://www.ghi-dc.org/fileadmin/user_upload/GHI_Washington/Publications/Supplements/Supplement_12/141.pdf; zuletzt abgerufen am: 11.11.2019], S. 141–165.
- Richter, Hedwig*: Desinteresse und Disziplinierung. Die Anfänge der Demokratie im frühen 19. Jahrhundert im internationalen Vergleich – Frankreich, Preußen und USA, in: Geschichte und Gesellschaft 44 (2018) 3, S. 336–366.
- Richter, Susan/Siebold, Angela/Weeber, Urte* (Hrsg.): Was ist Freiheit? Eine historische Perspektive. Frankfurt 2016.
- Rockoff, Hugh*: Banking and Finance, 1789–1914, in: *Robert E. Gallman/Stanley L. Engerman* (Hrsg.): The Cambridge Economic History of the United States. Vol. 2: The Long Nineteenth Century. Cambridge 2000, S. 643–684.
- Ronda, James P.*: Passion and Imagination in the Exploration of the American West, in: *William Francis Deverell* (Hrsg.): A Companion to the American West. Malden 2004, S. 51–76.
- Rosenthal, Gabriele*: Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 5. Aufl. Weinheim/Basel 2015.
- Rößler, Horst*: Massenexodus: die Neue Welt des 19. Jahrhunderts, in: *Klaus J. Bade* (Hrsg.): Deutsche im Ausland - Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart. München 1993, S. 148–157.
- Rowe, Dora B.*: The „Novel“ Approach. Using Fiction to Increase Empathy, in: Virginia Libraries 63 (2019) 1. [Online unter: <https://ejournals.lib.vt.edu/valib/article/view/1474/2159>; zuletzt abgerufen am: 13.12.2019].
- Rozbicki, Michal*: Culture and Liberty in the Age of the American Revolution. Charlottesville 2013.
- Saar, Stefan Chr.*: Artikel „Landesflucht“, in: *Albrecht Cordes/Hans-Peter Haferkamp/Heiner Lück/Dieter Werkmüller/Ruth Schmidt-Wiegand* (Hrsg.): Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Band 3. Berlin 2018, Sp. 420-422.
- Saussure, Ferdinand de*: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Eine Auswahl. Aus dem Französischen übersetzt von Ulrich Bossier. Stuttgart 2016.

- Sayre-McCord, Geoffrey*: Hume and Smith on Sympathy, Approbation, and Moral Judgment, in: *Eric Schliesser* (Hrsg.): *Sympathy. A history*. Oxford/New York 2015, S. 208–246.
- Schafer, Joseph*: Who Elected Lincoln, in: *American Historical Review* 47 (1941) 1, S. 51–63.
- Schauz, Désirée*: Die Konflikte bei der Kölner Martinskirmes 1846. Eine spannungsreiche Episode der rheinisch-preußischen Beziehungsgeschichte, in: *Georg Mölich/Meinhard Pohl/Veit Veltzke* (Hrsg.). *Preußens schwieriger Westen. Rheinisch-preußische Beziehungen, Konflikte und Wechselwirkungen*. Duisburg 2003, S. 208–230.
- Scheliha, Arnulf von*: Der Glaube an die göttliche Vorsehung. Eine religionssoziologische, geschichtsphilosophische und theologiegeschichtliche Untersuchung. Stuttgart 1999.
- Schleifer, James T.*: Tocqueville and Some American Views of Liberty, in: *Joseph Klaitz/Michael H. Haltzel* (Hrsg.): *Liberty - Liberté. The American and French experiences*. Washington 1991, S. 51–70.
- Schliesser, Eric*: Introduction: On Sympathy, in: *Eric Schliesser* (Hrsg.): *Sympathy. A history*. Oxford/New York 2015, S. 3–14.
- Schlumbohm, Jürgen*: Freiheit. Die Anfänge der bürgerlichen Emanzipationsbewegung in Deutschland im Spiegel ihres Leitwortes (ca. 1760 - ca. 1800). Düsseldorf 1975.
- Schmale, Wolfgang*: *Geschichte der Männlichkeit*. Wien/Köln/Weimar 2003.
- Schmidt, Hans Jörg*: „Die deutsche Freiheit“. Geschichte eines kollektiven semantischen Sonderbewusstseins. Dissertation. Groningen 2007.
- Schmidt, Alexander*: Reisen in die Moderne. Der Amerika-Diskurs des deutschen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg im europäischen Vergleich. Berlin 1997.
- Schmidtz, David/Brennan, Jason*: *A Brief History of Liberty*. Chichester 2010.
- Schmieder, Falko*: Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Zur Kritik und Aktualität einer Denkfigur, in: *Zeitschrift für kritische Sozialtheorie und Philosophie* 4 (2017) 1-2, S. 325–363.
- Schmitt, Carl*: *Politische Romantik*. München/Leipzig 1919.
- Schmitt, Manfred*: Artikel „Gerechtigkeit, Gerechtigkeitsprinzip“, in: *Markus Antonius Wirtz* (Hrsg.): *Dorsch. Lexikon der Psychologie*. Berlin 2014, S. 623.
- Schöberl, Ingrid*: *Amerikanische Einwandererwerbung in Deutschland. 1845-1914*. Stuttgart 1990.
- Schöttle, Rainer*: *Politische Theorien des süddeutschen Liberalismus im Vormärz. Studien zu Rotteck, Welcker, Pfizer, Murhard*. Baden-Baden 1994.
- Schöttle, Rainer*: Der Rechtsstaat als Vernunftstaat. Grundzüge der Staatstheorien Rottecks und Welckers, in: *Hans-Peter Becht/Ewald Grothe* (Hrsg.): *Karl von Rotteck und Karl Theodor Welcker. Liberale Professoren, Politiker und Publizisten*. Baden-Baden 2018, S. 213–243.
- Schubert, Michael*: The Creation of Illegal Migration in the German Confederation, 1815–1866, in: *Journal of Borderlands Studies* 34 (2019) 4, S. 527–545.
- Schumacher, Andreas*: *August Rauschenbusch (1816-1899). Ein Pionier der deutschen Baptisten in Nordamerika*. Bern 2010.
- Schütz, Alfred*: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. 7. Aufl. Frankfurt am Main 2016 (zuerst 1932).

- Schwager, Raymund*: Rache – Gerechtigkeit – Religion: Überlegungen zu einer interdisziplinären Forschungsarbeit, in: *Zeitschrift für katholische Theologie* 110 (1988) 3, S. 284–299.
- Schwarz, Hans*: Zwölf Thesen zur Feldtheorie, in: *Lothar Schmidt* (Hrsg.): *Wortfeldforschung. Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes*. Darmstadt 1973, S. 426–435.
- Selbmann, Rolf*: *Der deutsche Bildungsroman*. 2. Aufl. Stuttgart/Weimar 1994.
- Seubold, Günter*: Hegels „Aufhebung“ des Naturrechts, in: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 84 (1998) 3, S. 326–339.
- Shalhope, Robert E.*: *The Baltimore Bank Riot. Political Upheaval in Antebellum Maryland*. Urbana 2009.
- Sheehan, James J.*: The German states and the European Revolution, in: *Isser Woloch* (Hrsg.): *Revolution and the Meanings of Freedom in the Nineteenth Century*. Stanford 1996, S. 246–279.
- Skinner, Quentin*: Rethinking Political Liberty, in: *History Workshop Journal* 61 (2006), S. 156–170.
- Skinner, Quentin*: On the Liberty of the Ancients and the Moderns. A Reply to My Critics, in: *Journal of the History of Ideas* 73 (2012), S. 127–146.
- Slobodzian, Susanne*: Die politischen Frauenfreundschaften Mathilde Franziska Annekes in Europa und in den USA - Die Briefe von Mary Booth und Cäcilie Kapp, in: *Karin Hockamp/Wilfried Korngiebel/Susanne Slobodzian* (Hrsg.): „Die Vernunft befiehlt uns, frei zu sein!“ Mathilde Franziska Anneke (1817-1884) - Demokratin, Frauenrechtlerin, Schriftstellerin. Beiträge der wissenschaftlichen Tagung zu ihrem 200. Geburtstag am 28. April 2017 in Sprockhövel. Münster 2018, S. 124–141.
- Snay, Mitchell*: *Gospel of Disunion. Religion und Separatism in the Antebellum South*. Cambridge 1993.
- Sommer, Rolf*: Die Industrie im mittleren Lennetal, in: *Spieker. Landeskundliche Beiträge und Berichte* 7 (1956), S. 23–70.
- Spears, Richard A.* (Hrsg.): *McGraw-Hill's Dictionary of American Idioms and Phrasal Verbs*. New York 2005.
- Speidel, Markus*: *Erziehung zur Mündigkeit und Kants Idee der Freiheit*. Frankfurt am Main 2014.
- Spring, Joel*: *The American School 1642-1990*. White Plains 1990.
- Stansfield, John/Bunce, Louise*: The Relationship Between Empathy and Reading Fiction: Separate Roles for Cognitive and Affective Components, in: *Journal of European Psychology Students* 5 (2014) 3, S. 9–18.
- Stollberg-Rilinger, Barbara*: *Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaats*. Berlin 1986.
- Stone, Lyman*: *Mapping American Churches*. Online auf dem Blog „In a State of Migration“, 2017. [Online unter: <https://medium.com/migration-issues/mapping-american-churches-2c2fa9dd051f>; zuletzt abgerufen am: 13.12.2019].
- Stone, Geoffrey R.*: *Perilous Times. Free Speech in Wartime*. New York 2004.
- Stone, Geoffrey R.*: Freedom of the Press in Time of War, in: *SMU Law Review* 59 (2006), S. 1663–1670.
- Stratton, Joanna L.*: *Pioneer Women. Voices from the Kansas Frontier*. New York 1982.

- Taeger, Angela*: „Im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe“, in: *Jörg Wolff* (Hrsg.): Das preußische allgemeine Landrecht. Politische, rechtliche und soziale Wechsel- und Fortwirkungen. Heidelberg 1995, S. 201–214.
- Tetrault, Lisa*: *The Myth of Seneca Falls: Memory and the Women's Suffrage Movement, 1848-1898*. Chapel Hill 2014.
- Theisen, Richard*: Die Weinbaukrise an der Mosel als Vorzeichen der Revolution von 1848, in: *Heimatbuch* 2008. Mayen 2008, S. 107–111.
- Thomas, William I./Znaniiecki, Florian*: *The Polish Peasant in Europe and America. Monograph of an Immigrant Group. Vol. 1: Primary-Group Organization*. Boston 1918.
- Tise, Larry E.*: *Proslavery: A History of the Defense of Slavery in America, 1701-1840*. Athens 1987.
- Trefousse, Hans L.*: *Carl Schurz*. Knoxville 1982.
- Trier, Jost*: Das sprachliche Feld. Eine Auseinandersetzung, in: *Lothar Schmidt* (Hrsg.): *Wortfeldforschung. Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes*. Darmstadt 1973 (zuerst 1934), S. 129–161.
- Trier, Jost*: Die Idee der Klugheit in ihrer sprachlichen Entfaltung, in: *Lothar Schmidt* (Hrsg.): *Wortfeldforschung. Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes*. Darmstadt 1973 (zuerst 1932), S. 41–54.
- Trier, Jost*: Über Wort- und Begriffsfelder, in: *Lothar Schmidt* (Hrsg.): *Wortfeldforschung. Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes*. Darmstadt 1973 (zuerst 1931), S. 1–38.
- Trout, J. D.*: *Why Empathy Matters. The Science and Psychology of Better Judgement*. New York 2010.
- Valentin, Veit*: *Geschichte der deutschen Revolution von 1848-49. Bd. 2: Bis zum Ende der Volksbewegung von 1849*. Berlin 1931.
- Veith, Hermann*: Zur Geschichte sozialisationstheoretischer Fragestellungen, in: *Klaus Hurrelmann/Ulrich Bauer/Matthias Grundmann/Sabine Walper* (Hrsg.): *Handbuch Sozialisationsforschung*. Weinheim/Basel 2015, S. 16–49.
- Vieweg, Klaus*: *Das Denken der Freiheit. Hegels Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Paderborn 2012.
- Voicu, Malina/Peral, Edurne Bartolome*: Support for Democracy and Early Socialization in a Non-Democratic Country: Does the Regime Matter?, in: *Democratization* 21 (2014) 3, S. 554–573.
- W. Bulla, David*: *Lincoln's Censor. Milo Hascall and Freedom of the Press in Civil War Indiana*. West Lafayette 2008.
- Waal, Carla/Korner, Barbara Oliver*: *Hardship and hope. Missouri women writing about their lives, 1820-1920*. Columbia 2010.
- Waechter, Matthias*: *Die Erfindung des amerikanischen Westens. Die Geschichte der Frontier-Debatte*. Freiburg 1996.
- Warnach, Walter/Pesch, Otto Hermann/Spaemann, Robert*: Artikel „Freiheit“, in: *Joachim Ritter* (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 2: D–F*. Darmstadt 1972, Sp. 1064–1098.
- Weber, Max*: Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: *Johannes Winckelmann* (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen 1988 (zuerst 1904), S. 146–214.

- Weber, Reinhold/Wehling, Hans Georg*: Geschichte Baden-Württembergs. München 2007.
- Wegmann, Dietrich*: Die leitenden staatlichen Verwaltungsbeamten der Provinz Westfalen 1815-1918. Münster 1969.
- Wehler, Hans-Ulrich*: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Band 2: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815-1845/49. 2. Aufl. München 1989.
- Weisgerber, Leo*: Vom inhaltlichen Aufbau des deutschen Wortschatzes, in: *Lothar Schmidt* (Hrsg.): Wortfeldforschung. Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes. Darmstadt 1973 (zuerst 1939), S. 193–225.
- Wende, Peter*: Radikalismus im Vormärz. Untersuchungen zur politischen Theorie der frühen deutschen Demokratie. Wiesbaden 1975.
- Wenig, Otto*: Buchdruck und Buchhandel in Bonn. Bonn 1968.
- Wernike, Kurt*: Als Unternehmer auf der Barrikade, in: *Berliner Monatsschrift* (1998) 9, S. 21–31.
- Wesselmann, Alfred*: Burschenschafter, Revolutionär, Demokrat. Hermann Kriege und die Freiheitsbewegung 1840-1850. Osnabrück 2002.
- West, Elliott*: Thinking West, in: *William Francis Deverell* (Hrsg.): A Companion to the American West. Malden 2004, S. 25–50.
- Wiehl, Reiner*: Begriffsgeschichte zwischen theoretischem Mangel und theoretischem Überschuss. Philosophische Fußnoten zur historischen Semantik, in: *Carsten Dutt* (Hrsg.): Herausforderungen der Begriffsgeschichte. Heidelberg 2003, S. 81–104.
- Wienfort, Monika*: Geschichte Preußens. 2. Aufl. München 2015.
- Wikipedia: Artikel „Broadway Tabernacle“. [Online unter: https://en.wikipedia.org/wiki/Broadway_United_Church_of_Christ#Finney's_Broadway_Tabernacle; zuletzt abgerufen am: 21.2.2019].
- Wimmer, Clemens Alexander*: Geschichte der Gartentheorie. Darmstadt 1989.
- Winkler, Heinrich August*: Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte 1806-1933. Bonn 2006.
- Winkler, Heinrich August*: Geschichte des Westens. Von den Anfängen in der Antike bis zum 20. Jahrhundert. München 2013.
- Winkler, Heinrich August*: Werte und Mächte. Eine Geschichte der westlichen Welt. München 2019.
- Wittke, Carl*: Refugees of Revolution. The German Forty-Eighters in America. Philadelphia 1952.
- Woeste, Dietrich*: Die Osemundhämmer an der Rahmede, in: *Der Reidemeister* 84 (1982), S. 661–667.
- Woeste, Dietrich*: Osemundhämmer und Osemundreidemeister. Betrachtungen zu den Quotisationsplänen, in: *Der Märker* 32 (1983), S. 82–84.
- Wolff, Jörg* (Hrsg.): Das preußische allgemeine Landrecht. Politische, rechtliche und soziale Wechsel- und Fortwirkungen. Heidelberg 1995.
- Wolgast, Eike*: Geschichte der Menschen- und Bürgerrechte. Stuttgart 2009.
- Wood, Gordon S.*: Empire of Liberty. A history of the early Republic, 1789-1815. Oxford 2011.
- Woodcock Tentler, Leslie*: Seasons of Grace. A History of the Catholic Archdiocese of Detroit. Detroit 1990.

- Württemberg, Thomas*: Symbole der Freiheit. Zu den Wurzeln westlicher politischer Kultur. Wien/Köln/Weimar 2017.
- Wust, Klaus/Moos, Heinz*: Three Hundred Years of German Immigrants in North America. Dreihundert Jahre deutsche Einwanderer in Nordamerika. 1683-1983. 2. Aufl. Gräffelfing vor München 1983.
- Wyllie, Irvin G.*: The Self-Made Man in America: The Myth of Rags to Riches. New Brunswick 1954.